

Paulo Coelho

Der Zahir

Roman · Diogenes

Paulo Coelho

Der Zahir

Roman

Aus dem Brasilianischen von
Maralde Meyer-Minnemann

Diogenes

Titel der 2005 bei Editora Rocco Ltda., Rio de Janeiro,
erschienenen Originalausgabe
›O Zahir‹
Copyright © 2005 by Paulo Coelho
Mit freundlicher Genehmigung von Sant Jordi Asociados, Barcelona, Spanien
Alle Rechte vorbehalten
Paulo Coelho: www.paulocoelho.com.br
Abdruck des Gedichts ›Ithaka‹ (S. 7 f.)
aus: Konstantinos Kavafis, Das Gesamtwerk,
aus dem Griechischen übersetzt und herausgegeben von Robert Elsie,
Ammann Verlag, Zürich 1997
Mit freundlicher Genehmigung des Ammann Verlags, Zürich
Umschlagfoto von Kwame Zikomo (Ausschnitt)
Copyright © Kwame Zikomo/Prisma
Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2005
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
2500/05/8/1 ISBN 3257 06464 0

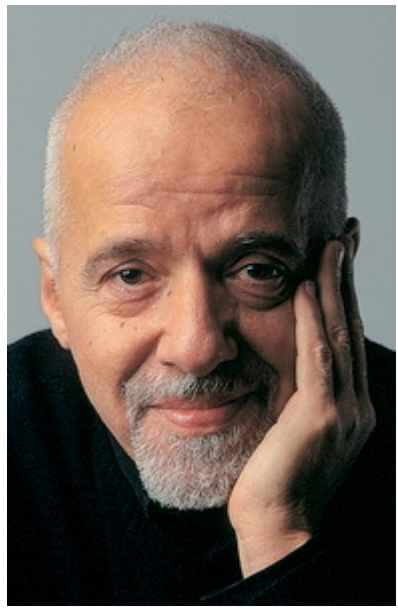
Das Buch

Der Zahir ist die Geschichte eines Mannes, dessen Frau verschwindet. Alles hält er für möglich − Entführung, Erpressung, nur nicht, daß Esther ihn ohne ein Wort verlassen, sich ihm entzogen haben könnte. Die Irritation, die sie verursacht, ist so stark wie die Anziehung, die sie ausübt. Was für eine Form des Lebens führt sie, welches besondere Glück ist ihr, fern von ihm, beschieden?

Das Verschwinden von Esther gerät zu etwas, das die Gedanken des Mannes bis zur Besessenheit ausfüllt; es erlaubt auch keine Nähe zu der schönen Marie, die sich in ihn verliebt hat.

Der Mann weiß, nur wenn er Esther findet, kann er die Obsession überwinden.

Der Autor



Paulo Coelho wurde 1947 in Rio de Janeiro/Brasilien geboren und wuchs in gutbürgerlichen Verhältnissen auf. Er besuchte eine Jesuitenschule und fing anschließend ein Jurastudium an, das er allerdings für eine mehrjährige Weltreise unterbrach. Seine spätere Tätigkeit als Theater- und Drehbuchautor, sowie sein ausufernder Drogenkonsum brachten sein erzkonservatives Umfeld zu der Annahme, er sei verrückt. Seine drei Aufenthalte in einer psychiatrischen Einrichtung in den 60er Jahren verarbeitete er später in seinem Roman Veronika beschließt zu sterben.

Coelho war zeitlebens politisch engagiert und setzte sich für mehr Freiheit und Selbstbestimmung ein. Mit seinem Mitstreiter, dem Musiker Raul Seixas, schrieb er provokante Lieder, die sich in Brasilien bis heute großer Popularität erfreuen. Genau wie Seixas wurde er 1974 als potentiell gefährlicher Oppositioneller festgenommen und gefoltert. Er wurde schließlich als »nicht zurechnungsfähig« freigelassen, nachdem er sich in der Gefangenschaft selbst Wunden beigebracht hatte.

Auf einer Europareise mit seiner späteren Frau besuchte er unter anderem das Konzentrationslager Dachau, wo ihm in einer Vision ein Mann erschienen sein soll, den er Monate später in Amsterdam tatsächlich traf. In einem Gespräch forderte dieser Coelho auf, sich auf seine christlichen Wurzeln zu besinnen und eine Pilgerreise nach Santiago de Compostela zu unternehmen. Nach Jahren, in denen er die

christliche Mystik studierte, pilgerte er 1986 schließlich in der Tat über den Jakobsweg. Ein Erlebnis, das er später in dem gleichnamigen Buch verarbeitet hat.

Sein Engagement für die Unterprivilegierten brachte ihm ebenso hochrangige Auszeichnungen ein wie sein literarisches Werk. So wurde er unter anderem 1996 zum UNESCO-Sonderbotschafter ernannt, 2007 zum UN-Friedensbotschafter ernannt.

Heute lebt Paulo Coelho abwechselnd in Rio de Janeiro und Südfrankreich.

»Ein Zahir ist etwas, das man, hat man es einmal
berührt oder gesehen,
nie wieder vergißt und das unser ganzes Denken
bis zum Wahnsinn besetzt.«

Aus:
Der Zahir

O Maria ohne Sünden empfangen,
bete für uns,
die wir uns an dich wenden.
Amen.

Welcher Mensch ist unter euch,
der hundert Schafe hat und,
wenn er eines von ihnen verliert,
nicht die neunundneunzig
in der Wüste läßt und geht dem
verlorenen nach, bis er's findet?
Lukas 15:4

Ithaka

Wenn du deine Reise nach Ithaka antrittst,
So hoffe, daß der Weg lang sei,
Reich an Entdeckungen und Erlebnissen.
Die Lästrygonen und die Zyklopen,
Den zornigen Poseidon, fürchte sie nicht;
Solche findest du nie auf deinem Weg,
Wenn deine Gedanken erhaben bleiben,
wenn erlesene Gefühle
Deinen Geist und deinen Körper beherrschen.
Den Lästrygonen und den Zyklopen,
dem wilden Poseidon, ihnen wirst du nicht begegnen,
Wenn du sie nicht in der Seele trägst,
Wenn deine Seele sie nicht vor dich stellt.

Hoffe, daß der Weg lang sei,
Voll Sommermorgen, wenn du,
Mit welchem Vergnügen, mit welcher Freude,
In bisher unbekannte Häfen einfährst.
Unterbrich deine Fahrt in phönizischen Handelsplätzen,
Und erwirb schöne Waren,
Perlmutt, Korallen, Bernstein und Ebenholz,
Allerlei berauschende Essenzen,
Soviel du vermagst an berauschenden Essenzen.
Besuche viele ägyptische Städte,
Und lerne mehr und mehr von den Gelehrten.

Bewahre stets Ithaka in deinen Gedanken.
Dort anzukommen ist dein Ziel.
Aber beeile dich auf der Reise nicht.
Besser, daß sie lange dauert,
Daß du als alter Mann erst vor der Insel ankerst,
Reich an allem, was du auf dem Weg erworben hast,

Ohne die Erwartung, daß Ithaka dir Reichtum schenkt.

Ithaka hat dir eine schöne Reise beschert.
Ohne Ithaka wärest du nicht aufgebrochen.
Jetzt hat es dir nichts mehr zu geben.

Und auch wenn du es arm findest, hat Ithaka
Dich nicht enttäuscht. Weise geworden,
mit solcher Erfahrung
Begreifst du ja bereits, was Ithakas bedeuten.

Konstantinos Kavafis
(1863-1933)

Prolog

Im Wagen hatte ich gesagt, ich hätte den Schlußpunkt unter die erste Fassung meines Buches gesetzt. Als wir gemeinsam den Aufstieg auf einen der Berge der Pyrenäen begannen, der für uns heilig ist und auf dem wir schon außergewöhnliche Augenblicke erlebt hatten, fragte ich sie, ob sie wissen wolle, welches Thema im Mittelpunkt stehe und wie der Titel laute. Ihre Antwort war, sie habe schon lange überlegt, mich zu fragen, und nur aus Achtung vor meiner Arbeit nichts gesagt, sich aber für mich freue, sich sehr darüber freue.

Ich nannte ihr den Titel und das zentrale Thema. Wir wanderten schweigend. Auf dem Rückweg hörten wir ein Geräusch. Es war der Wind, der durch die kahlen Bäume fuhr und zu uns herunterwehte, den Berg wieder einmal seine Magie, seine Kraft zeigen ließ.

Dann fing es an zu schneien. Ich blieb stehen, ließ dieses Bild auf mich wirken: die fallenden Flocken, den grauen Himmel, den Wald und sie neben mir. Sie war immer an meiner Seite gewesen, die ganze Zeit.

Ich wollte es ihr damals sagen, schob es aber auf, damit sie es erführe, wenn sie zum ersten Male diese Seiten durchblättert. Dieses Buch ist dir gewidmet, Christina, meiner Frau.

Dem Schriftsteller Jorge Luis Borges
zufolge entstammt die Vorstellung vom
Zahir der islamischen Tradition und
kam wahrscheinlich um das 18. Jahrhundert auf.
Zahir bedeutet auf arabisch sichtbar,
gegenwärtig, augenfällig.
Eine Sache oder eine Person,
welche, sind wir erst einmal in
Kontakt mit ihr getreten, ganz allmählich
unsere Gedanken ausfüllt, bis wir uns
auf nichts anderes mehr konzentrieren
können. Dies kann als Heiligkeit oder
als Wahnsinn aufgefaßt werden.

Faubourg
Saint-
Peres,

Enzyklop
des
Phantastis
1953

Ich bin ein freier Mann

SIE: Esther, Kriegskorrespondentin, kürzlich aus dem Irak zurückgekehrt, weil die Invasion des Landes kurz bevorstand, 30, verheiratet, kinderlos.

ER: ein unbekannter Mann, ca. 23-25, brünett, mit mongolischen Zügen.

Beide wurden zuletzt in einem Cafe am Faubourg Saint-Honore gesehen.

Die Polizei erfuhr, daß sich beide schon vorher getroffen hatten, niemand konnte sagen, wie oft: Esther hatte immer gesagt, der Mann, dessen Identität sich hinter dem Namen Mikhail verbarg, sei sehr wichtig, wobei sie allerdings nie erklärt hatte, ob wichtig für sie als Journalistin oder für sie als Frau. Die Polizei leitete offizielle Ermittlungen ein. Geiselnahme, Erpressung, Geiselnahme mit Todesfolge wurden erwogen − was nicht vollkommen aus der Luft gegriffen war, da Esther durch ihre Arbeit häufiger Kontakt mit Personen hatte, die mit Terrorzellen in Verbindung standen. Es stellte sich heraus, daß Esther vor ihrem Verschwinden regelmäßig Geld von ihrem Bankkonto abgehoben hatte: Die Ermittler waren der Meinung, dies könne mit der Zahlung für Informationen zusammenhängen. Sie hatte keine Kleidung mitgenommen, aber seltsamerweise wurde ihr Reisepaß nicht gefunden.

ER: sehr jung und unbekannt, ohne Einträge ins Polizeiregister, ohne besondere Merkmale, die seine Identifizierung ermöglichten.

SIE: Esther, zwei internationale Journalistenpreise, 30, verheiratet.

MEINE FRAU.

Ich werde sofort verdächtigt und verhaftet − zumal ich mich weigere zu sagen, wo ich am Tag ihres Verschwindens war. Mein Gefängniswärter hat gerade die Tür aufgeschlossen und mir gesagt, ich sei ein freier Mann.

Warum bin ich ein freier Mann? Weil man heute über jeden alles weiß, man braucht nur eine Information haben zu wollen, und schon ist sie da: wo die Kreditkarte benutzt wurde, welche Orte wir aufsuchen, mit wem wir schlafen. In meinem Fall war es einfacher: Eine Frau erbot sich, zu meinen Gunsten auszusagen. Eine Freundin meiner Frau, ebenfalls Journalistin, geschieden; daher hatte sie kein Problem damit, zu sagen, daß sie mit mir schlief. Sie lieferte konkrete Beweise dafür, daß ich am Tag und in der Nacht von Esthers Verschwinden mit ihr zusammengewesen war.

Ich gehe zum Chefinspektor, um mit ihm zu reden. Er gibt mir meine

Sachen zurück, entschuldigt sich, sagt, meine schnelle Festnahme sei gesetzeskonform und ich könne den Staat weder anklagen noch einen Prozeß gegen ihn anstrengen.

Ich erkläre, das hätte ich auch keineswegs im Sinn und wisse im übrigen, daß jeder ständig unter Verdacht stehe und rund um die Uhr überwacht werde, auch wenn er kein Verbrechen begangen habe.

»Sie sind frei«, sagt er und wiederholt damit die Worte des Wärters.

Ich frage: ob es nicht doch möglich sei, daß meiner Frau etwas passiert sei? Sie habe vermutet, daß sie wegen ihrer Kontakte zur Unterwelt des Terrorismus beschattet werden würde.

Der Inspektor weicht aus. Ich lasse nicht locker, aber er schweigt.

Meine Frage, ob sie mit ihrem Paß reisen könne, bejaht er, sie habe ja kein Verbrechen begangen, warum solle sie dann nicht ungehindert aus- und einreisen können?

»Ist es denkbar, daß sie Frankreich verlassen hat?«

»Glauben Sie denn, Sie wurden wegen der jungen Frau verlassen, mit der Sie schlafen?«

Das gehe ihn nichts an, antworte ich. Der Inspektor hält kurz inne, wird ernst, sagt, ich sei festgenommen worden, weil das routinemäßig so gemacht werde. Aber ihm tue das Verschwinden meiner Frau sehr leid. Auch er sei verheiratet und, obwohl ihm meine Bücher nicht gefielen (also weiß er, wer ich bin! Er ist nicht so unwissend, wie er tut!), könne er sich in meine Lage versetzen, sich vorstellen, was ich durchmache.

Ich frage ihn, was ich jetzt tun müsse. Er gibt mir seine Visitenkarte, bittet mich, ihn sofort zu unterrichten, sobald ich Neues wüßte − eine Szene, wie ich sie aus Filmen kenne. Mich überzeugt sie nicht, die Inspektoren wissen immer mehr, als sie sagen.

Er fragt mich, ob ich dem Mann, mit dem Esther zuletzt gesehen worden sei, auch einmal begegnet bin. Meine Antwort ist, daß ich zwar seinen Decknamen kenne, ihm aber persönlich nie begegnet sei.

Er fragt, ob es zu Hause Probleme gebe. Ich sage ihm, wir lebten seit zehn Jahren zusammen und hätten die ganz normalen Probleme eines jeden Ehepaares − weder mehr noch weniger.

Er fragt vorsichtig, ob wir kürzlich über eine Scheidung gesprochen hätten oder ob meine Frau sich mit dem Gedanken trage, sich von mir zu trennen. Ich antworte ihm, dies habe nie zur Debatte gestanden, obwohl wir uns − wie schon gesagt − »wie alle Ehepaare« hin und wieder stritten.

Häufig oder nur manchmal?

Hin und wieder, betone ich.

Er fragt noch vorsichtiger, ob sie wegen meiner Affäre mit ihrer Freundin Verdacht geschöpft habe. Ich sage, es sei das erste und das letzte Mal gewesen, daß wir miteinander geschlafen hätten. Von einer Affäre könne keine Rede sein, es sei in Wahrheit nur zufällig passiert. Es sei ein langweiliger Tag gewesen, nach dem Mittagessen habe es nichts zu tun gegeben. Das Spiel der Verführung trage bekanntlich dazu bei, daß man sich lebendig fühlt, und aus diesem Grunde seien wir im Bett gelandet.

»Sie schlafen mit jemandem − nur einfach so, aus Langeweile?«

Ich überlege mir, ob ich ihm sagen soll, daß diese Art von Fragen nicht zu den Ermittlungen gehört. Aber ich brauche sein Vertrauen, vielleicht kann er mir später noch einmal nützlich sein, schließlich gibt es ja diese unsichtbare Institution namens ›Gefälligkeitsbank‹, die mir immer sehr nützlich war.

»Manchmal ergibt es sich eben. Es passiert gerade nichts Interessantes, die Frau ist auf der Suche nach Emotionen, ich bin auf der Suche nach einem Abenteuer, und schon ist es geschehen. Am nächsten Tag tun beide so, als sei nichts gewesen, und das Leben geht weiter.«

Er bedankt sich, streckt mir seine Hand hin. Seine Welt sehe nicht so aus, sagt er. Langeweile gebe es natürlich auch, Überdruß und sogar den Wunsch, mit jemandem ins Bett zu gehen − aber alles sei sehr viel kontrollierter, und keiner mache, was er denke oder möchte. »Aber vielleicht ist das bei Künstlern ja anders.«

Ich entgegne, seine Welt kenne ich wohl, wolle aber jetzt nicht auf unsere unterschiedlichen Meinungen zur Gesellschaft und den Menschen eingehen. Ich schweige, warte auf seinen nächsten Schritt.

»Da wir gerade von Abenteuern und der Freiheit reden, zu tun, was man gern möchte: Sie können jetzt gehen.« Der Inspektor ist etwas enttäuscht, weil der Schriftsteller sich weigert, mit dem Polizisten zu reden. »Jetzt, wo ich Sie persönlich kenne, werde ich Ihre Bücher lesen. Ich habe zwar gesagt, daß sie mir nicht gefallen, aber um ehrlich zu sein: Ich habe sie noch gar nicht gelesen.«

Diesen Satz höre ich nicht zum ersten Mal, und es wird auch nicht das letzte Mal gewesen sein. Wenigstens hat diese Episode mir einen weiteren Leser verschafft. Ich verabschiede mich und gehe.

Ich bin frei. Ich bin aus dem Gefängnis entlassen, meine Frau ist unter mysteriösen Umständen verschwunden, ich habe keine festen Arbeitszeiten, keine Probleme, Menschen kennenzulernen, bin reich, berühmt, und falls mich Esther tatsächlich verlassen haben sollte, werde ich schnell jemanden finden, der sie ersetzt. Ich bin frei und

unabhängig.

Aber was ist Freiheit?

Ein Großteil meines Lebens war ich Sklave, also sollte ich die Bedeutung dieses Wortes kennen. Von Kindheit an habe ich um meine Freiheit gekämpft, sie war mein kostbarster Schatz. Ich habe gegen meine Eltern gekämpft, die wollten, daß ich Ingenieur werde statt Schriftsteller. Ich habe gegen meine Schulkameraden gekämpft, die mich von Anfang an zum Opfer ihrer perversen Spaße erkoren, und erst nachdem viel Blut aus meiner und ihren Nasen geflossen war, erst nach vielen Abenden, an denen ich meine Wunden vor meiner Mutter verbergen mußte (ich selbst mußte meine Probleme lösen, nicht sie), war es mir gelungen zu zeigen, daß ich imstande war, Prügel einzustecken, ohne zu weinen. Ich habe gekämpft, um eine Anstellung zu finden, die mich ernährte. Ich habe als Botenjunge in einer Eisenwarenhandlung gearbeitet, um mich von der berühmten Familienerpressung zu befreien − »wir geben dir Geld, aber du mußt tun, was wir dir sagen.«

Ich habe − wenn auch ohne Erfolg − um das Mädchen gekämpft, das ich als Heranwachsender liebte und das mich ebenfalls liebte. Am Ende hat es mich verlassen, weil seine Eltern es davon überzeugten, daß ich keine Zukunft hatte.

In meiner nächsten Anstellung hatte ich gegen das feindselige Klima unter Journalisten zu kämpfen: Mein erster Chef ließ mich anfangs drei Stunden lang warten und beachtete mich erst, als ich anfing, aus dem Buch, das er gerade las, einzelne Seiten herauszureißen. Erst dann schaute er überrascht auf und sah sich einem Menschen mit Durchsetzungsvermögen und der Fähigkeit gegenüber, sich dem Feind zu stellen − wesentliche Eigenschaften eines guten Reporters. Ich habe für das Ideal des Sozialismus gekämpft, war im Gefängnis, bin wieder herausgekommen, habe weitergekämpft. Ich habe mich als Held der Arbeiterklasse gefühlt, bis ich die Beatles hörte und fand, daß es sehr viel lustiger war, Rock zu mögen als Marx. Ich habe um die Liebe meiner ersten, meiner zweiten, meiner dritten Frau gekämpft. Ich habe darum gekämpft, den Mut aufzubringen, mich von meiner ersten, meiner zweiten, meiner dritten Frau zu trennen, weil die Liebe nicht standgehalten hatte und ich weitergehen mußte, bis ich den Menschen traf, der in diese Welt gestellt worden war, um mir zu begegnen − und es war keine von den dreien gewesen.

Ich habe darum gekämpft, den Mut aufzubringen, die Anstellung bei der Zeitung aufzugeben und das Abenteuer einzugehen, ein Buch zu schreiben. Auch wenn ich wußte, daß es in meinem Land niemanden gab, der von der Literatur leben konnte. Nach einem Jahr habe ich aufgegeben, nach eintausend Seiten, die absolut genial zu sein

schienen, weil nicht einmal ich sie verstand.

Während ich kämpfte, hörte ich Menschen sich für die Freiheit stark machen, doch je heftiger sie dieses einzige Recht verteidigten, um so deutlicher erwiesen sie sich als Sklaven der Wünsche ihrer Eltern, einer vorgeblich auf Lebenszeit geschlossenen Ehe, als Sklaven von Waagen, Diäten, von Projekten (die sie dann doch aufgeben), von Lieben, zu denen sie nicht »nein« sagen konnten und auch nicht »es ist vorbei«. Als Sklaven von Wochenenden, an denen sie gezwungen waren zu essen, was sie nicht mochten. Als Sklaven des Scheins von Luxus, des Scheins des Scheins von Luxus. Als Sklaven eines Lebens, das sie nicht selbst gewählt hatten, sondern weil jemand sie davon überzeugt hatte, daß es das beste für sie war. Und so lebten sie ihre immer gleichen Tage und Nächte, in denen ›Abenteuer‹ nur ein Wort aus einem Buch war oder etwas im Fernsehen. Und wenn sich irgendeine Tür öffnete, dann sagten sie stets: »Das interessiert mich nicht, ich habe keine Lust.«

Wie konnten sie wissen, ob sie Lust hatten oder nicht, wenn sie es nie ausprobiert hatten? Aber es war müßig, zu fragen. In Wirklichkeit hatten sie Angst vor jeder Art von Veränderung, die ihre gewohnte Welt erschüttern könnte.

Der Inspektor sagt, ich sei frei. Frei bin ich jetzt, aber innerlich frei war ich auch im Gefängnis gewesen. Freiheit war immer mein höchstes Gut. Selbstverständlich hat mein Freiheitsdrang auch dazu geführt, daß ich Weine getrunken habe, die mir nicht schmeckten, Dinge getan, die ich besser nicht getan hätte und nie wieder tun werde. Daß ich Narben an Körper und Seele davongetragen habe. Dazu, andere zu verletzen, die ich nachträglich um Verzeihung gebeten habe, damals, als ich noch dachte, alles tun zu können, außer einen anderen Menschen dazu zu zwingen, mir in meiner Verrücktheit, meinem Lebenshunger zu folgen. Ich bereue die Augenblicke, in denen ich gelitten habe, nicht. Ich trage meine Narben wie Orden. Ich weiß, daß die Freiheit einen hohen Preis hat, einen ebenso hohen Preis wie die Versklavung; mit dem einzigen Unterschied, daß man den Preis der Freiheit freudig und mit einem Lächeln zahlt, selbst wenn man unter Tränen lächelt. Ich verlasse die Polizeiwache, und es ist ein schöner Tag, ein sonniger Sonntag, an dem nichts zu meinem Seelenzustand paßt. Mein Anwalt erwartet mich draußen mit ein paar Trostworten und einem Blumenstrauß. Er sagt, er habe alle Krankenhäuser angerufen (etwas, was man immer macht, wenn jemand nicht nach Hause kommt), habe aber Esther nicht gefunden. Er sagt, er habe zum Glück verhindern können, daß die Journalisten herausfanden, wo ich in Haft war. Er sagt, er müsse mit mir reden, um eine juristische Verteidigungsstrategie gegen eine

mögliche Anklage zu entwikkeln. Ich danke ihm für seine Umsicht; ich weiß, daß er keine juristische Strategie ausarbeiten will − tatsächlich will er mich nicht allein lassen, weil er unsicher ist, wie ich reagieren werde (ob ich mich betrinken werde und wieder in Haft komme? Ob ich einen Skandal anzetteln will? Einen Selbstmordversuch mache?). Ich sage ihm, ich hätte wichtige Dinge zu erledigen, und er wisse so gut wie ich, daß ich kein Problem mit dem Gesetz habe. Er läßt nicht locker, doch ich lasse ihm keine Wahl − schließlich bin ich ein freier Mann.

Freiheit. Die Freiheit, elendiglich allein zu sein.

Ich nehme ein Taxi ins Zentrum von Paris, bitte, beim Arc de Triomphe zu halten. Ich gehe über die Champs-Elysees in Richtung Hotel Bristol, wo Esther und ich immer eine heiße Schokolade getrunken hatten, wenn einer von uns beiden von einer Auslandsreise zurückkehrte. Es war eine Art Heimkehrritual, ein Eintauchen in die Liebe, die uns verband, auch wenn uns das Leben immer häufiger auf verschiedene Wege trieb.

Ich gehe weiter. Die Menschen lächeln, die Kinder freuen sich über das frühlingshafte Wetter noch mitten im Winter, der Verkehr fließt, alles scheint in Ordnung zu sein − nur weiß von diesen Menschen keiner − und würde sich auch nicht dafür interessieren −, daß ich gerade meine Frau verloren habe. Merkt man etwa nicht, wie sehr ich leide? Alle müßten traurig sein, Mitleid haben, solidarisch sein mit einem Mann, dessen Herz blutet; aber sie lachen weiter, sind in ihrem eigenen kleinen Leben gefangen, das außerdem nur am Wochenende stattfindet.

Wie lächerlich von mir! Viele der Menschen, denen ich begegne, sind wahrscheinlich auch todtraurig, und ich weiß auch nicht, warum und wie sie leiden.

Ich betrete eine Bar, um Zigaretten zu kaufen, man spricht mich auf englisch an; ich gehe in eine Apotheke, um meine Lieblingssorte Pfefferminzbonbons zu kaufen, und der Apotheker redet englisch mit mir − obwohl ich beide auf französisch angesprochen habe. Vor dem Hotel Bristol fragen mich zwei Jungen, die gerade aus Toulouse angekommen sind, nach einem bestimmten Laden; sie fragen auch noch andere, aber niemand versteht, was sie sagen. Was ist das? Was ist hier los? Hat in den vierundzwanzig Stunden, in denen ich in Haft war, die Sprache auf den Champs-Elysees gewechselt?

Tourismus und Geld können Wunder wirken: Warum hatte ich das nicht schon früher gemerkt? Weil Esther und ich offensichtlich schon lange keine Schokolade mehr zusammen getrunken hatten, auch wenn wir beide in dieser Zeit mehrfach verreist und wieder nach Hause gekommen waren. Es gab immer etwas Wichtigeres. Es gab immer

eine unaufschiebbare Verabredung. Ja, meine Liebe, wir werden nächstes Mal unsere Schokolade trinken, komm schnell zu mir, du weißt, daß ich heute ein wirklich wichtiges Interview habe und dich nicht vom Flughafen abholen kann. Nimm ein Taxi, mein Handy ist angestellt, du kannst mich anrufen, wenn etwas Dringendes ist, ansonsten sehen wir uns heute abend.

Mein Handy! Ich ziehe es aus der Tasche, wähle mich ein, es klingelt ein paarmal, jedesmal macht mein Herz einen Satz, ich sehe die Namen der Leute, die mich sprechen wollten, auf dem kleinen Bildschirm, rufe aber niemanden zurück. Vielleicht ist ja eine Nummer »ohne Identifikation« darunter: Das würde nur sie sein können, denn ihre Telefonnummer kennen kaum mehr als zwanzig Leute, die geschworen hatten, sie niemals weiterzugeben. Es erscheint keine anonyme Nummer, nur Nummern von Freunden oder von mir nahestehenden Kollegen. Sicher wollen sie wissen, was passiert ist, wollen helfen (aber wie?), fragen, ob ich etwas brauche.

Das Telefon klingelt wieder. Soll ich rangehen? Soll ich mich mit einem dieser Menschen treffen?

Ich beschließe, allein zu bleiben, bis ich das Geschehene verarbeitet habe.

Ich betrete das Bristol, das Esther immer als eines der wenigen Hotels beschrieben hat, in dem die Kunden wie Gäste behandelt werden und nicht wie Obdachlose, die ein Dach über dem Kopf suchen. Man begrüßt mich, als gehörte ich zum Haus, ich wähle einen Tisch vor einer schönen Uhr, höre dem Piano zu, schaue nach draußen in den Garten.

Ich muß pragmatisch vorgehen, die Alternativen durchpielen, das Leben geht weiter. Ich bin weder der erste noch der letzte Mann, der von seiner Frau verlassen wird − aber warum muß das ausgerechnet an einem sonnigen Tag passieren, an dem es nur lächelnde Menschen auf der Straße gibt, an dem die Kinder singen, sich der Frühling ankündigt, die Sonne strahlt, die Autofahrer an den Zebrastreifen halten?

Ich nehme eine Serviette, möchte diese Gedanken aus meinem Kopf herausholen und auf dem Papier festhalten. Lassen wir Gefühle beiseite, und sehen wir, was ich tun kann.

a) Angenommen, sie wurde tatsächlich entführt und ihr Leben ist in diesem Augenblick wirklich in Gefahr: Ich bin ihr Mann, ihr Gefährte in allen Lebenslagen, ich muß Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um sie zu finden.

Dagegen spricht: Sie hat ihren Paß dabei. Die Polizei weiß es nicht, aber sie hat auch ein paar persönliche Dinge mitgenommen, auch eine

Brieftasche mit ihren Schutzheiligen, die sie immer bei sich trägt, wenn sie ins Ausland reist. Sie hat Geld von der Bank abgehoben.

Schlußfolgerung: Sie hatte sich darauf vorbereitet, zu gehen.

b) Angenommen, sie wurde in einen Hinterhalt gelockt.

Dafür spricht, daß sie sich häufig in gefährliche Situationen begeben hat − das gehörte zu ihrer Arbeit. Aber sie hat mir immer vorher Bescheid gesagt, denn ich war der einzige Mensch, dem sie vollkommen vertraute. Sie sagte mir immer, wo sie sein, mit wem sie Kontakt aufnehmen werde (obwohl sie, um mich nicht in Gefahr zu bringen, meistens den Decknamen der Leute gebrauchte), und was ich zu tun hätte, falls sie nicht um eine bestimmte Uhrzeit wieder da sei.

Schlußfolgerung: Sie hatte nicht die Absicht, einen ihrer Informanten zu treffen.

c) Angenommen, sie hat einen anderen Mann getroffen.

Diese Annahme kann ich nicht beurteilen. Aber es ist die einzige Hypothese, die einen Sinn ergibt. Doch ich kann das nicht hinnehmen, ich kann nicht hinnehmen, daß sie einfach so geht, ohne mir wenigstens zu sagen, warum. Sowohl Esther als auch ich waren immer stolz darauf, alle Schwierigkeiten im Leben gemeinsam anzugehen. Wir haben gelitten, uns aber niemals angelogen − auch wenn es zu den Spielregeln gehörte, den einen oder anderen Seitensprung zu verschweigen. Ich weiß, daß sie sich sehr verändert hat, seit sie diesen Mikhail kennengelernt hat, aber rechtfertigt das den Bruch mit einer zehnjährigen Ehe?

Selbst wenn sie mit ihm geschlafen, sich verliebt haben sollte, würde sie nicht alle unsere gemeinsamen Augenblicke, alles, was wir erreicht haben, auf eine Waage legen, bevor sie zu einem Abenteuer ohne Wiederkehr aufbrach? Sie war frei, zu reisen, wohin sie wollte, sie lebte umgeben von Männern, von Soldaten, die lange keine Frau gesehen hatten, ich habe sie niemals gefragt, und sie hat mir nie etwas gesagt. Wir waren beide frei und stolz darauf.

Aber Esther war verschwunden. Hatte Spuren hinterlassen, die nur für mich sichtbar waren wie eine geheime Botschaft: Ich bin dabei, wegzugehen.

Warum?

Lohnt es wirklich, eine Antwort auf diese Frage zu geben?

Nein. Denn hinter jeder Antwort würde meine eigene Unfähigkeit aufscheinen, die Frau, die ich liebe, an meiner Seite zu halten. Lohnt es, sie zu suchen, um sie davon zu überzeugen, zu mir zurückzukehren? Um eine weitere Chance für unsere Ehe zu flehen, zu betteln?

Das erscheint mir lächerlich. Lieber leide ich, wie ich schon zuvor gelitten habe, als mich andere Menschen, die ich liebte, verlassen haben. Lieber lecke ich meine Wunden, wie ich es bereits in der Vergangenheit getan habe. Ich werde eine Zeitlang an sie denken, zu einem bitteren Menschen werden, meine Freunde damit nerven, daß ich kein anderes Thema mehr habe als das Weggehen meiner Frau. Ich werde das Geschehene zu rechtfertigen versuchen, werde mir Tag und Nacht jeden Moment, den ich an ihrer Seite verbracht habe, vor Augen halten und zum Schluß kommen, daß sie hart zu mir war, zu mir, der ich immer versucht habe, mich zu bessern, es besser zu machen. Wenn ich durch die Straßen gehe, werde ich ständig Frauen begegnen, die sie sein könnten. Tag und Nacht, Nacht und Tag leiden. Das kann Wochen, Monate, vielleicht sogar mehr als ein Jahr dauern.

Bis ich eines Morgens aufwache, feststelle, daß ich an etwas anderes denke, und begreife, daß das Schlimmste nun vorbei ist. Das Herz ist verletzt, aber es ist dabei, sich zu erholen, und sieht wieder, daß das Leben schön ist. Das ist schon früher passiert, das wird wieder passieren, da bin ich mir sicher. Wenn jemand geht, heißt das, jemand anderes wird kommen − und ich werde eine neue Liebe finden.

Einen Augenblick lang genieße ich meine neue Lage: frei und ungebunden zu sein und noch dazu reich. Ich kann ausgehen, mit wem ich will, am hellichten Tage. Ich kann mich bei Partys aufführen, wie ich es in allen Ehejahren nicht getan habe. Die Nachricht wird sich rasch verbreiten, und bald werden viele Frauen an meine Tür klopfen, junge und nicht mehr so junge, reiche und solche, die weniger reich sind, als sie zu sein vorgeben, intelligente und solche, die nur dazu erzogen wurden, zu sagen, was ich vermeintlich hören möchte.

Ich möchte glauben, daß es großartig ist, frei zu sein. Wieder frei. Bereit, die wahre Liebe meines Lebens zu finden, diejenige, die auf mich wartet und die mich niemals eine so erniedrigende Situation erleben lassen wird.

Ich trinke meine Schokolade aus, schaue auf die Uhr, weiß, daß es noch zu früh ist, dieses angenehme Gefühl zu haben, wieder Teil der Menschheit zu sein. Ein paar Minuten lang träume ich davon, daß Esther durch diese Tür hereinkommt, über die schönen Perserteppiche geht und sich wortlos neben mich setzt, daß sie eine Zigarette raucht, in den begrünten Innenhof blickt und meine Hand hält. Eine halbe Stunde verstreicht, eine halbe Stunde lang glaube ich die Geschichte, die ich mir gerade ausgedacht habe, bis ich begreife, daß es sich nur um ein weiteres Hirngespinst handelt.

Ich beschließe, nicht nach Hause zu gehen. Begebe mich zum Empfang, bitte um ein Zimmer, eine Zahnbürste, ein Deodorant. Das Hotel ist ausgebucht, aber der Geschäftsführer macht es möglich: Ich

bekomme eine wunderschöne Suite mit Balkon und Blick auf den Eiffelturm, auf die Dächer von Paris, die Lichter, die ganz allmählich angehen, auf die Familien, die sich an diesem Sonntag zum Abendessen zusammenfinden. Und das Gefühl, das ich zuvor auf den Champs-Elysees hatte, überkommt mich wieder: Je schöner alles um mich herum ist, desto elender fühle ich mich.

Kein Fernsehen. Kein Abendessen. Ich setze mich auf die Terrasse und blicke auf mein Leben zurück: ein junger Mann, der davon träumt, ein berühmter Schriftsteller zu werden, und plötzlich sieht, daß die Wirklichkeit vollkommen anders ist. Er schreibt in einer Sprache, die außerhalb seines Landes kaum jemand lesen kann, in einem Land, von dem es heißt, es gebe dort keine Leser. Seine Familie zwingt ihn zu studieren (egal was, mein Sohn, Hauptsache, du bekommst ein Diplom − denn sonst bringst du es im Leben zu nichts). Er lehnt sich auf, reist als Hippie durch die Welt, trifft schließlich einen Sänger, schreibt ein paar Songtexte und verdient plötzlich mehr Geld als seine Schwester, die auf die Eltern gehört hat und Chemieingenieurin wurde.

Ich schreibe noch mehr Songtexte, der Sänger hat immer mehr Erfolg, ich kaufe ein paar Wohnungen, verkrache mich mit dem Sänger, habe aber genug Kapital, um die nächsten Jahre zu leben, ohne arbeiten zu müssen. Ich heirate meine erste Frau. Sie ist älter als ich, ich lerne viel von ihr − Liebe machen, Auto fahren, Englisch, lange schlafen −, aber dann trennen wir uns doch, weil ich, wie sie meint, »emotional unreif, hinter jedem Mädchen mit großen Brüsten her« sei. Ich heirate ein zweites und ein drittes Mal, Frauen, von denen ich glaube, sie könnten mir innere Stabilität geben: Ich bekomme, was ich möchte, finde aber heraus, daß die erträumte Stabilität mit einer tiefen Langeweile einhergeht.

Noch zwei Scheidungen. Erneut die Freiheit, aber das ist nur ein Gefühl; Freiheit ist nicht das Fehlen von Verpflichtungen, sondern die Fähigkeit, zu wählen − und mich auf das einzulassen, wovon ich glaube, daß es das Beste für mich ist.

Ich setze meine Liebessuche fort, schreibe weiter Songtexte. Wenn ich gefragt werde, was ich beruflich mache, sage ich, ich sei Schriftsteller. Wenn die Leute dann sagen, sie würden nur meine Songtexte kennen, gebe ich zur Antwort, dies sei nur ein Teil meiner Arbeit. Wenn sie sich entschuldigen und sagen, sie hätten noch nie ein Buch von mir gelesen, erkläre ich ihnen, ich arbeite gerade an einem Projekt − was gelogen ist. Tatsächlich habe ich Geld, Kontakte, nur fehlt mir der Mut, ein Buch zu schreiben − mein Traum ist möglich geworden. Wenn ich es versuche und scheitere, weiß ich nicht, wie der Rest meines Lebens aussehen wird: Daher ist es besser, weiter zu träumen, als der

Möglichkeit ins Auge zu sehen, der Traum könnte fehlschlagen.

Eines Tages kommt eine Journalistin, um mich zu interviewen: Sie möchte wissen, wie man sich fühlt, wenn die eigene Arbeit im ganzen Land bekannt ist, aber niemand weiß, wer man ist, da normalerweise nur der Sänger in den Medien erscheint. Sie ist hübsch, intelligent und redet kein Wort zuviel. Wir begegnen uns auf einem Fest wieder, jetzt ohne Arbeitsdruck, es gelingt mir, noch in derselben Nacht mit ihr ins Bett zu gehen. Ich verliebe mich, sie findet, es sei nicht besonders aufregend gewesen. Ich rufe sie an, sie sagt immer, sie habe zu tun. Je mehr sie mich abweist, um so mehr interessiert sie mich − bis ich sie überreden kann, ein Wochenende mit mir in meinem Landhaus zu verbringen. (Ich bin zwar das schwarze Schaf, andererseits aber auch der einzige, der sich damals ein Landhaus leisten kann − manchmal lohnt es sich eben, aufzubegehren.)

Drei Tage lang sind wir ganz allein, betrachten das Meer, ich koche für sie, sie erzählt Geschichten von ihrer Arbeit, und am Ende verliebt sie sich in mich. Wir kehren in die Stadt zurück, sie schläft regelmäßig in meiner Wohnung. Eines Morgens geht sie früher aus dem Haus und kehrt mit ihrer Schreibmaschine zurück: Von diesem Tag an wird meine Wohnung, ohne daß ein Wort darüber verloren wurde, zu ihrem Zuhause.

Die gleichen Konflikte, die ich mit meinen vorigen Frauen hatte, beginnen: Sie sind immer auf der Suche nach Stabilität, nach Treue, und ich auf der Suche nach Abenteuern und dem Unbekannten. Diesmal hält die Beziehung aber länger. Trotzdem denke ich zwei Jahre später, daß für Esther der Augenblick gekommen ist, ihre Schreibmaschine und alles, was sie sonst noch angeschleppt hatte, wieder mitzunehmen.

»Ich glaube, es wird nicht gehen.«

»Aber du liebst mich doch, und ich liebe dich, nicht wahr?«

»Ich weiß nicht. Wenn du mich fragst, ob ich dich gern um mich habe, so ist die Antwort ja. Wenn du allerdings von mir wissen willst, ob ich ohne dich leben kann, dann ist die Antwort ebenfalls ja.«

»Ich möchte nicht als Mann geboren sein, ich bin sehr zufrieden damit, eine Frau zu sein. Letztlich erwartet ihr doch von uns nur, daß wir gut kochen. Andererseits erwartet man alles von den Männern, absolut alles − sie sollen das Geld für den Haushalt heranschaffen, Liebe machen, die Nachkommenschaft schützen und füttern, und sie sollen Erfolg haben.«

»Darum geht es nicht: Ich bin mit mir selber sehr zufrieden. Ich mag dich um mich haben, aber ich bin überzeugt davon, daß es nicht gutgehen wird.«

»Du magst mich um dich haben, aber du haßt es, mit dir allein zu sein. Du suchst immer das Abenteuer, um an die wichtigen Dinge nicht denken zu müssen. Du rennst hinter dem Adrenalinkick her und vergißt darüber, daß in deinen Adern Blut fließen soll und nichts weiter.«

»Ich laufe nicht vor den wichtigen Dingen davon. Was wäre denn wichtig, zum Beispiel?«

»Ein Buch zu schreiben.«

»Das kann ich jederzeit tun.«

»Dann tu es doch. Hinterher trennen wir uns, wenn du willst.«

Ich finde ihre Bemerkung absurd, ich kann jederzeit ein Buch schreiben, ich kenne Verleger, Journalisten, Leute, die mir einen Gefallen schulden. Esther ist wieder nur eine Frau, die Angst hat, mich zu verlieren, sie erfindet das alles bloß. Ich sage, es reiche mir, unsere Beziehung sei am Ende, es gehe um Liebe, nicht darum, was mich ihrer Meinung nach glücklich machen würde.

»Was ist Liebe?« fragt sie. Ich versuche mehr als eine halbe Stunde lang, es ihr zu erklären, und merke dann, daß es mir nicht gelingt.

Sie meint, daß ich, solange ich die Liebe nicht definieren könne, versuchen sollte, ein Buch zu schreiben.

Ich antworte ihr darauf, diese beiden Dinge hätten nichts miteinander zu tun, ich würde noch heute die Wohnung verlassen, sie könne bleiben, so lange sie wolle. Ich würde ins Hotel ziehen, bis ich eine andere Wohnung gefunden hätte. Sie meint, sie sehe da kein Problem, ich könne jetzt gehen, noch vor Ablauf eines Monats sei die Wohnung wieder frei − sie werde noch am nächsten Tag nach etwas suchen. Ich packe meine Koffer, und sie liest dabei ein Buch. Ich sage, es sei schon spät, ich würde morgen gehen. Sie schlägt vor, ich solle sofort gehen, denn morgen würde ich mich schwächer fühlen, weniger entschlossen. Darauf frage ich sie, ob sie mich loswerden wolle. Sie lacht, sagt, ich sei es gewesen, der Schluß machen wollte. Laß uns schlafen. Am nächsten Tag ist der Wunsch, zu gehen, schon nicht mehr so groß, ich beschließe, es mir noch einmal zu überlegen. Esther meint allerdings, die Sache sei noch nicht beendet: Solange ich nicht alles für das riskieren würde, was ich für den wahren Sinn meines Lebens hielte, würden Tage wie dieser immer wieder kommen, sie würde am Ende unglücklich sein und schließlich mich verlassen. Nur würde sie dann ihre Absicht umgehend in die Tat umsetzen und alle Brücken, die ihr erlauben könnten zurückzukehren, hinter sich abbrechen. Ich frage sie, was sie damit sagen wolle. Einen anderen Liebsten finden, mich verlieben, ist ihre Antwort.

Sie geht zur Arbeit in die Redaktion, und ich beschließe, mir den Tag

freizunehmen. (Außer als Songtexter arbeite ich zur Zeit bei einer Plattenfirma.) Ich setze mich an die Schreibmaschine. Ich stehe wieder auf, lese die Zeitungen, beantworte zuerst einmal die wichtigen Briefe, und als ich damit fertig bin, fange ich mit den weniger wichtigen an. Ich notiere, was ich noch tun muß, höre Musik, mache einen Spaziergang um den Block, unterhalte mich mit dem Bäcker, komme nach Hause zurück, der Tag ist um, und ich habe auf der Schreibmaschine keinen einzigen Satz zustande gebracht. Ich komme zu dem Schluß, daß ich Esther hasse, weil sie mich zwingt, Dinge zu tun, die ich hasse.

Als Esther aus der Redaktion kommt, fragt sie gar nicht erst, sondern erklärt gleich, ich hätte nichts geschrieben, mein Blick sei noch genauso wie gestern.

Am nächsten Tag gehe ich zur Arbeit, aber abends setze ich mich wieder an die Schreibmaschine. Ich lese, sehe fern, höre Musik, setze mich erneut an die Schreibmaschine, und so vergehen zwei Monate, es sammeln sich Seiten über Seiten mit einem »ersten Satz«, aber es gelingt mir nie, einen Absatz zu beenden.

Ich führe alle nur möglichen Entschuldigungen ins Feld − in diesem Land liest keiner, oder ich habe noch nicht den Plot, der mir vorschwebt, oder ich habe zwar eine großartige Geschichte, weiß aber noch nicht, wie ich sie erzählen soll. Außerdem würde ich bis über beide Ohren in Arbeit stecken, müsse diesen Artikel und jenen Songtext fertigschreiben. Weitere zwei Monate gehen ins Land, und eines Tages kommt Esther mit einem Flugticket nach Hause.

»Es reicht«, sagt sie. »Hör auf, so geschäftig zu tun, und rede mir nicht von Verantwortung oder davon, daß die Welt auf das wartet, was du gerade machst. Reise eine Zeitlang.« Später könne ich immer noch Chefredakteur der Zeitung werden, in der ich ein paar Reportagen veröffentlicht habe, könne immer noch Präsident der Plattenfirma werden, für die ich die Songtexte schreibe und die mich nur eingestellt hat, damit ich nicht auch die Konkurrenz beliefere. Auch könne ich später wieder das tun, was ich zur Zeit mache, aber mein Traum könne nicht länger warten. Entweder würde ich ihn jetzt annehmen oder ihn für immer vergessen.

»Wohin geht der Flug?«

»Spanien.«

Ich rege mich mächtig auf, die Tickets seien teuer, ich könne jetzt nicht weg, sei gerade dabei, Karriere zu machen, und müsse mich darum kümmern. Ich würde viele Partner im Musikgeschäft verlieren, das Problem sei nicht ich, das Problem sei unsere Ehe. Wenn ich ein Buch schreiben wolle, könne mich niemand daran hindern.

»Du kannst, du willst, aber du tust es nicht«, sagt sie. »Da das Problem nicht meins, sondern deins ist, bleibst du besser eine Zeitlang allein.«

Sie zeigt mir eine Landkarte. Ich würde nach Madrid fliegen und von dort weiter mit dem Bus in die Pyrenäen fahren, bis an die französische Grenze. Dort beginne der letzte Abschnitt eines mittelalterlichen Pilgerwegs, des Jakobswegs: Ich solle ihn zu Fuß zurücklegen. An seinem Ende werde sie auf mich warten und dann alles akzeptieren, was ich dann sagen würde: daß ich sie nicht mehr liebte, daß ich noch nicht genug erlebt hätte, um ein literarisches Werk zu schaffen, daß ich nie wieder auch nur daran denken würde, Schriftsteller zu werden, daß dies alles nur ein Jugendtraum gewesen sei und nichts weiter.

Es ist nicht zu fassen! Die Frau, mit der ich seit zwei langen Jahren zusammen bin − eine wahre Ewigkeit für mich in einer Liebesbeziehung −, maßt sich an, über mein Leben zu entscheiden, will mich dazu bringen, meine Arbeit aufzugeben, ein ganzes Land zu Fuß zu durchqueren! Das ist dermaßen verrückt, daß ich beschließe, sie ernst zu nehmen. Ich betrinke mich ein paar Nächte lang, sie ist bei mir und betrinkt sich auch, obwohl sie das Trinken haßt. Ich werde aggressiv, sage, sie sei nur neidisch auf meine Unabhängigkeit, auf diese verrückte Idee sei sie nur gekommen, weil sie gesagt habe, sie wolle mich verlassen. Darauf entgegnet sie, alles sei nur so gekommen, weil ich schon als Schüler davon geträumt hätte, Schriftsteller zu werden, jetzt hätte ich es lange genug aufgeschoben, entweder würde ich mich mir selber stellen oder den Rest meines Lebens damit verbringen, zu heiraten und mich wieder scheiden zu lassen, über meine Vergangenheit hübsche Geschichten zu erzählen und immer mehr abzubauen.

Selbstverständlich kann ich nicht zugeben, daß sie recht hat − aber es stimmt, was sie sagt. Und je deutlicher mir dies wird, um so aggressiver werde ich. Sie nimmt die Aggressionen widerspruchslos hin − sie erinnert mich nur daran, daß der Tag der Abreise näher rückt.

Eines Nachts − mein Flug geht in wenigen Tagen − weigert sie sich, mit mir zu schlafen. Ich rauche einen ganzen Joint, trinke zwei Flaschen Wein und breche mitten im Wohnzimmer ohnmächtig zusammen. Als ich aufwache, wird mir klar, daß ich jetzt ganz unten, endgültig am Boden bin und jetzt nur wieder auf die Füße kommen muß. Ausgerechnet ich, der ich immer so stolz auf meinen Mut war, muß erkennen, wie feige, bequem ich bin, wie kleinherzig ich mit meinem eigenen Leben umgehe. An diesem Morgen wecke ich Esther mit einem Kuß und sage, ich würde tun, was sie vorschlägt.

Ich breche auf, lege den Jakobsweg in achtunddreißig Tagen zurück. Als ich in Santiago de Compostela ankomme, begreife ich, daß die Arbeit erst jetzt beginnt. Ich beschließe, in Madrid zu wohnen, ein Ozean soll zwischen Esther und mir liegen, obwohl wir offiziell weiter zusammen sind und häufig miteinander telefonieren. Es ist sehr bequem für mich, weiter verheiratet zu sein, zu wissen, daß ich jederzeit in ihre Arme zurückkehren und zugleich alle Unabhängigkeit der Welt genießen kann.

Ich verliebe mich in eine katalanische Wissenschaftlerin, eine Argentinierin, die Schmuck macht, ein Mädchen, das in der Metro singt. Von meinen Tantiemen kann ich bequem leben, ich muß nicht arbeiten, habe jede Menge freie Zeit für alles − auch dafür, ein Buch zu schreiben.

Das Buch kann immer bis zum nächsten Tag warten, denn der Bürgermeister von Madrid hat beschlossen, die Stadt in einen einzigen Festplatz zu verwandeln, und einen Slogan geschaffen: »Madrid macht mich an.« Man solle jede Nacht gleich mehrere Bars besuchen, und das Ganze nennt sich movida madrilena − Madrid in Bewegung. Das kann ich nicht auf morgen verschieben, das macht Spaß, die Tage sind kurz, die Nächte lang.

Eines schönen Tages kommt ein Anruf von Esther, mit dem sie ihren Besuch ankündigt: Sie findet, wir müßten unsere Situation ein für allemal klären. Sie hat einen Flug für die nächste Woche gebucht, und das gibt mir Zeit, mich bei der blonden Straßensängerin, die inzwischen bei mir im Apart-Hotel schläft und jede Nacht mit mir durch Madrid zieht, herauszureden: Ich wolle nach Portugal, komme aber in einem Monat wieder. Ich räume das Apartment auf, tilge jede Spur weiblicher Präsenz, bitte meine Freunde um vollständiges Stillschweigen, meine Frau sei im Anflug und werde einen Monat hierbleiben.

Als Esther aus dem Flugzeug steigt, erkenne ich sie kaum wieder. Sie hat eine scheußliche Frisur. Ich sage es ihr, sie geht zum Friseur und sieht danach wieder hübsch aus. Wir reisen durch Spanien, lernen kleine Städte kennen, die uns eine Nacht lang viel bedeuten, die ich aber heute nicht mehr auf Anhieb finden würde. Wir schauen uns Stierkämpfe an, Flamenco, ich bin der beste Ehemann der Welt, denn ich möchte, daß Esther mit dem Gefühl wegfliegt, daß ich sie immer noch liebe. Ich weiß nicht, warum ich ihr dieses Gefühl vermitteln will, vielleicht weil ich im Grunde glaube, daß der Traum von Madrid eines Tages enden wird.

Nur noch zehn Tage bis zum Ende ihres Urlaubs: Ich möchte, daß sie befriedigt wieder abreist und mich allein in Madrid zurückläßt, das »mich anmacht« mit seinen Diskotheken, die um zehn Uhr morgens

öffnen, mit seinen Corridas und den endlosen Gesprächen über die ewig gleichen Themen: Alkohol, Frauen, noch mehr Corridas, noch mehr Alkohol, noch mehr Frauen, und keinen, absolut keinen festen Zeiten.

Eines Sonntags auf dem Weg zu einer Imbißbude, die die ganze Nacht geöffnet hat, stellt sie mir eine Frage zum Tabuthema: dem Buch, von dem ich behauptet habe, ich sei dabei, es zu schreiben. Ich leere eine ganze Flasche Sherry, traktiere die Rollgitter mit Fußtritten, pöble Leute auf der Straße an, fahre meine Frau an, wieso sie eine so weite Reise gemacht habe, nur um mir das Leben zur Hölle zu machen, mir die Freude zu vergällen. Sie sagt nichts − aber wir beide wissen, daß unsere Beziehung an ihren Grenzen angelangt ist. Ich verbringe eine traumlose Nacht, und am nächsten Morgen beschwere ich mich erst mal bei dem Geschäftsführer darüber, daß das Telefon nicht ordentlich funktioniert, erkläre dem Zimmermädchen, sie habe seit einer Woche die Bettwäsche nicht gewechselt, nehme ein endloses Vollbad, um den Kater vom Vorabend auszukurieren, und dann erst setze ich mich an die Schreibmaschine − nur um Esther zu zeigen, daß ich es versuche, daß ich ehrlich versuche zu arbeiten.

Und da geschieht plötzlich ein Wunder: Als ich die Frau anschaue, die vor mir sitzt, die gerade einen Kaffee gekocht hat und die Zeitung liest, die Frau, in deren Augen Müdigkeit und Verzweiflung liegen, die Frau, die dort in ihrer stillen Art sitzt, die ihre Zärtlichkeit nicht immer durch Gesten zeigt... diese Frau, die mich hat ja sagen lassen, als ich nein sagen wollte, mich gezwungen hat, um das zu kämpfen, was sie − zu Recht − für den Sinn meines Lebens hielt, die auf meine Anwesenheit verzichtet hat, weil ihre Liebe zu mir größer war als ihre Liebe zu sich selbst, die mich auf die Reise geschickt hat, meinen Traum zu suchen... − Als ich diese Frau sah, die fast noch ein Mädchen ist, die nie viele Worte macht, mit ihren beredten Blicken, diese Frau, die häufig im Herzen ängstlich, aber in ihren Taten immer mutig ist, imstande, zu lieben, ohne sich zu erniedrigen, ohne sich dafür zu entschuldigen, daß sie um ihren Mann kämpft − da plötzlich hämmern meine Finger auf die Tasten der Schreibmaschine.

Der erste Satz ist da. Und dann der zweite.

Und dann verbringe ich zwei Tage, ohne etwas zu essen, schlafe nur soviel wie unbedingt notwendig, die Worte scheinen aus einer ungekannten Quelle hervorzusprudeln − wie früher vielleicht auch meine Songtexte, wenn mein Partner und ich nach vielen Streitereien und sinnlosen Gesprächen wußten, daß ›es‹ da war, reif war und die Zeit gekommen, ›es‹ niederzuschreiben und in Noten umzusetzen. Diesmal weiß ich, daß »es« aus Esthers Herzen kommt, meine Liebe wird wiedergeboren, ich schreibe das Buch, weil es sie gibt. Sie hat die

schwierige Zeit überwunden, ohne zu klagen, ohne sich als Opfer zu fühlen. Ich beginne, von meiner einzigen Erfahrung zu erzählen, die mich in den letzten Jahren wirklich berührt hat − vom Jakobsweg.

Während des Schreibens merke ich, daß meine Sicht der Welt sich entscheidend ändert. Viele Jahre lang hatte ich Magie, Alchemie und okkulte Wissenschaften studiert und praktiziert. Ich war von dem Gedanken fasziniert, daß eine Gruppe von Menschen eine ungeheure Macht besaß, die auf gar keinen Fall mit dem Rest der Menschheit geteilt werden durfte, weil es höchst riskant wäre, dieses riesige Potential in unerfahrene Hände gelangen zu lassen. Ich hatte in Geheimgesellschaften mitgemacht, war in exotische Sekten verwickelt gewesen, hatte sündhaft teure, auf dem Markt nicht erhältliche Bücher gekauft, wahnsinnig viel Zeit mit Ritualen und Initiationen verbracht. Andauernd war ich in irgendwelche Gruppen und Bruderschaften ein- und wieder ausgetreten, in der fieberhaften Hoffnung, jemanden zu treffen, der mir endlich die Mysterien der nichtsichtbaren Welt enthüllen würde. Und ich war jedesmal wieder enttäuscht, wenn ich herausfand, daß die meisten dieser Menschen − sosehr sie auch von guten Absichten geleitet waren − nur blind einem Dogma folgten und häufig zu Fanatikern wurden, weil Fanatismus der einzige Ausweg aus den Zweifeln ist, die die Seele des Menschen unaufhörlich quälen.

Ich hatte herausgefunden, daß viele der Rituale tatsächlich funktionierten. Aber ich hatte auch herausgefunden, daß diese selbsternannten Meister, die behaupteten, um die Geheimnisse des Lebens zu wissen, Techniken zu kennen, die jedem Menschen die Fähigkeit verleihen, alles zu erreichen, was er will, die Verbindung zu den Lehren der Alten bereits verloren hatten. Auf dem Jakobsweg zu gehen, mit ganz gewöhnlichen Menschen zusammenzukommen und zu entdecken, daß das Universum eine eigene Sprache spricht (die Sprache der Zeichen) und wir, um sie zu verstehen, nur mit wachem Geist das anzuschauen brauchen, was um uns herum geschieht − all das hat mich daran zweifeln lassen, daß der Okkultismus wirklich das einzige Tor zu diesen Mysterien ist. In meinem Buch über den Jakobsweg beginne ich nun, über andere Möglichkeiten des Wachsens nachzudenken, und komme zu dem Schluß: »Es reicht, aufmerksam zu sein; die Lektionen kommen immer dann, wenn du bereit bist und offen für die Zeichen, und sie lehren dich alles, was du für den nächsten Schritt brauchst.«

Allerdings gibt es da immer zwei Probleme: Das erste ist, zu wissen, wann man etwas anfängt, das zweite, wann man damit aufhört.

Eine Woche später beginne ich mit der ersten, danach mit der zweiten, dann der dritten Überarbeitung. Madrid macht mich nicht mehr an, die Zeit ist gekommen, nach Hause zurückzukehren − ich

spüre, daß ein Zyklus endet und ein anderer unbedingt begonnen werden muß. Ich verabschiede mich von der Stadt, wie ich mich in meinem Leben immer verabschiedet habe: mit dem Gedanken, daß ich es mir anders überlegen und eines Tages zurückkommen könnte.

Ich kehre mit Esther in mein Heimatland zurück, bin mir sicher, daß nun vielleicht der Zeitpunkt gekommen ist, mir ein anderes Tätigkeitsfeld zu suchen. Doch solange ich keins finde (und weil ich nicht muß, bemühe ich mich auch nicht sonderlich), überarbeite ich das Buch. Ich kann mir nicht vorstellen, daß irgend jemand sich für die Erfahrungen eines Mannes interessieren könnte, der auf einer romantischen, aber beschwerlichen Route Spanien durchquert.

Vier Monate später, als ich mich an die zehnte Überarbeitung machen will, stelle ich fest, daß sowohl das Manuskript als auch Esther verschwunden sind. Kurz bevor ich wahnsinnig werde, kommt Esther mit einem Einlieferungsschein der Post zurück − sie hat es an einen alten Freund von ihr geschickt, dem jetzt ein kleiner Verlag gehört.

Der Freund gibt es heraus. Keine Zeile in der Presse, aber ein paar Leute kaufen das Buch. Sie empfehlen es anderen weiter, die es auch kaufen und wieder weiterempfehlen. Sechs Monate später ist die erste Auflage vergriffen. Ein Jahr später waren bereits drei Auflagen herausgekommen. Ich beginne, mit Literatur Geld zu verdienen, etwas, das ich vorher nie für möglich gehalten hatte.

Ich weiß nicht, wie lange dieser Traum andauern wird, aber ich beschließe, jeden Augenblick so zu leben, als wäre er der letzte. Und ich merke, daß mir der Erfolg lange verschlossene Türen öffnet: Andere Verlage wollen meine nächste Arbeit publizieren.

Nun kann man nicht jedes Jahr den Jakobsweg gehen. Also: was sollte ich jetzt schreiben? Wurde etwa das Drama von neuem beginnen, das darin bestand, mich an die Schreibmaschine zu setzen, aber letztlich alles andere zu machen, als Sätze und Kapitel niederzuschreiben?

Mir ist wichtig, meine Sicht der Welt mit anderen zu teilen, über meine Erfahrungen im Leben zu berichten. Ein paar Tage lang, viele Nächte lang versuche ich zu schreiben, merke, daß es nicht geht. Eines Abends lese ich zufällig (zufällig?) eine interessante Geschichte in den ›Märchen aus Tausendundeiner Nacht‹. Darin finde ich das Symbol für meinen eigenen Weg, etwas, das mir hilft, zu begreifen, wer ich bin und warum ich so lange gebraucht habe, um den Entschluß zu fassen, den ich unbewußt schon lange getroffen hatte. Dieses Märchen hat mich dazu inspiriert, über einen Schafhirten zu schreiben, der auf die Suche geht nach seinem Traum, einem am Fuß der Pyramiden in Ägypten verborgenen Schatz. Ich erzähle von der Liebe, die auf ihn wartet, so wie Esther auf mich gewartet hat, während ich im Leben im

Kreis lief.

Ich bin nicht mehr der, der etwas träumt: Ich bin. Ich bin der Hirte, der die Wüste durchquert. Aber wo ist der Alchimist, der dem Hirten hilft weiterzuziehen? Dann ist der neue Roman plötzlich fertig, aber ich weiß nicht recht, was er eigentlich ist: Er scheint ein Märchen für Erwachsene zu sein − aber Erwachsene sind doch mehr an Kriegen, an Sex, an Geschichten über die Macht interessiert. Dennoch nimmt der Verleger das Buch an und veröffentlicht es, und wieder bringen es die Leser an die Spitze der Bestsellerlisten.

Drei Jahre später ist meine Ehe phantastisch, ich tue, was ich möchte, die erste Übersetzung meines Buches erscheint, dann die zweite, und der Erfolg trägt − langsam aber stetig − mein Werk in alle vier Himmelsrichtungen.

Ich beschließe, wegen der Cafes, der Schriftsteller, des kulturellen Lebens, nach Paris zu ziehen. Finde heraus, daß von alldem nichts mehr da ist: Die Cafes sind zu Touristenattraktionen verkommen, und die Menschen, die einst ihren Ruhm begründeten, sind nur noch als Fotos an den Wänden präsent. Den meisten Schriftstellern geht es mehr um Stil als um den Inhalt, sie wollen originell sein, aber schaffen es allenfalls, langweilig zu sein. Sie sind in ihrer Welt gefangen. Und ich lerne einen interessanten französischen Ausdruck: ›den Fahrstuhl zurückschicken‹. Was soviel heißt wie: Ich rede gut über dein Buch, wenn du gut über meines redest; so schaffen wir ein neues Kulturleben, eine Kulturrevolution, eine neue philosophische Schule; wir leiden, weil uns keiner versteht, aber früher ist es den Genies nicht anders ergangen, es gehört zu einem großen Künstler, daß er von seiner Zeit nicht verstanden wird.

Diese Schriftsteller ›bekommen den Fahrstuhl zurückgeschickt‹ und haben anfangs einigen Erfolg. Das Publikum wagt nicht, offen zu kritisieren, was es nicht versteht. Doch bald merkt es, daß es betrogen wird, glaubt den Kritikern nicht mehr.

In Paris entsteht eine Parallelwelt: Neue Schriftsteller bemühen sich darum, daß ihre Worte und ihre Seelen verstanden werden. Sie benutzen einfache Worte, reicht doch das Internet und dessen einfache Sprache, um die Welt zu verändern. Ich schließe mich diesen Schriftstellern an, in Cafes, die keiner kennt, denn weder sie noch die Cafes sind berühmt. Ich entwickele meinen eigenen Stil und lerne von meinem Verleger, was ich über das System ›eine Hand wäscht die andere‹ lernen muß.

»Was ist die ›Gefälligkeitsbank‹?«

»Das wissen Sie doch. Jeder Mensch kennt sie.«

»Schon möglich, aber ich weiß noch immer nicht, was Sie damit

meinen.«

»Sie wird im Buch eines amerikanischen Schriftstellers erwähnt. Es ist die mächtigste Bank der Welt. Sie ist allgegenwärtig.«

»Wo ich herkomme, gibt es kaum eine literarische Tradition. Und außerdem könnte ein Gefallen von mir niemandem helfen.«

»Das macht nichts. Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Ich weiß, daß Sie jemand sind, der sich entwickeln und eines Tages viel Einfluß haben wird. Ich weiß es, weil ich einmal wie Sie war, ehrgeizig, unabhängig, anständig. Heute habe ich nicht mehr die Energie von damals, aber ich möchte Ihnen helfen, weil ich nicht stillstehen kann oder will. Ich will nicht von der Rente träumen, sondern von diesem aufregenden Kampf, der das Leben, die Macht, den Ruhm ausmacht.

Ich mache ein paar Einzahlungen auf Ihr Konto − Einzahlungen, die nicht aus Geld bestehen, sondern aus Kontakten. Ich stelle Ihnen den einen oder anderen Menschen vor, erleichtere bestimmte Verhandlungen, soweit dies zulässig ist. Sie wissen, daß Sie mir etwas schulden, obwohl ich nie etwas verlange.«

»Und eines Tages ...«

»Genau. Eines Tages bitte ich Sie um etwas, Sie könnten nein sagen, aber Sie wissen, daß Sie mir etwas schulden. Sie werden tun, worum ich Sie bitte, ich werde Ihnen weiterhelfen, die anderen werden erfahren, daß Sie ein loyaler Mensch sind, und ebenfalls auf Ihr Konto einzahlen − stets Kontakte, denn diese Welt besteht aus Kontakten und sonst nichts. Eines Tages wird man Sie um etwas bitten. Sie werden der Bitte entsprechen und denjenigen unterstützen, der Ihnen geholfen hat. Im Laufe der Zeit werden Sie über ein Netzwerk verfügen, das die ganze Welt umspannt, Sie werden diejenigen kennenlernen, die Sie kennenlernen müssen, und Ihr Einfluß wird stetig wachsen.«

»Oder aber ich weigere mich, zu tun, worum Sie mich gebeten haben.«

»Selbstverständlich steht Ihnen das frei. Eine Investition bei der Gefälligkeitsbank ist eine Risikoinvestition, wie es sie bei jeder anderen Bank auch gibt. Wenn Sie sich weigern, mir den Gefallen zu tun, um den ich Sie gebeten habe, weil Sie finden, daß ich Ihnen geholfen habe, weil Sie es verdienten, weil Sie der Größte sind, wir alle verpflichtet sind, Ihr Talent anzuerkennen − na, dann bedanke ich mich und bitte jemand anderen, der Ihnen schon einmal nützlich gewesen ist. Von dem Moment an wissen alle, ohne daß ich auch nur ein Wort verlieren muß, daß Sie kein Vertrauen verdienen.

Sie können bis zur Hälfte wachsen, aber Sie werden nicht so viel wachsen, wie es Ihnen vorschwebt, sondern auf halber Strecke steckenbleiben. Sie sind halb zufrieden und halb traurig, sind weder

richtig frustriert noch ein Mensch, der sich ganz verwirklicht hat. Sie sind weder heiß noch kalt, Sie sind lauwarm und, wie es irgendwo in der Bibel heißt, ›weil du aber lau bist und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde‹.«

Der Verleger macht viele Einzahlungen − Kontakte − auf mein Konto bei der ›Gefälligkeitsbank‹. Ich lerne, ich leide, die Bücher werden ins Französische übersetzt, und wie in Frankreich üblich, wird Fremdes wohlwollend aufgenommen. Mehr als das: Der Ausländer ist ein Erfolg! Zehn Jahre später habe ich eine große Wohnung mit Blick auf die Seine, werde von meinen Lesern geliebt, von der Kritik gehaßt (die mich liebte, bis ich meine ersten hunderttausend Exemplare verkauft hatte, von da an war ich für sie kein ›unverstandenes Genie‹ mehr). Ich zahle meine Gefälligkeitsschulden immer pünktlich zurück, und bald werde ich selber Gefälligkeiten verleihen − in Form von Kontakten. Mein Einfluß wächst. Ich lerne zu bitten und lerne zu tun, worum mich die anderen bitten.

Esther erhält eine Arbeitserlaubnis als Journalistin. Von den normalen Konflikten in einer Ehe einmal abgesehen bin ich zufrieden. Ich begreife zum ersten Mal, daß all meine Frustrationen mit den früheren Lieben und Ehen nichts mit meinen damaligen Frauen zu tun hatten, sondern mit meiner eigenen Bitterkeit. Esther war die einzige, die etwas ganz Einfaches begriffen hatte: Um ihr zu begegnen, mußte ich mich erst einmal selber finden. Wir sind seit acht Jahren zusammen, sie ist für mich die Frau meines Lebens, und obwohl ich mich hin und wieder (oder besser gesagt, ziemlich häufig) in Frauen verliebe, die meinen Weg kreuzen, denke ich niemals an Scheidung. Nie frage ich sie, ob sie von meinen Affären weiß, und sie fragt von sich aus nie.

Daher bin ich vollkommen überrascht, als sie mir eines Abends nach einem Kinobesuch eröffnet, sie habe die Zeitschrift, für die sie arbeitet, gebeten, eine Reportage über einen Bürgerkrieg in Afrika machen zu dürfen.

»Was hast du da gesagt?«

»Ich möchte Kriegsberichterstatterin werden.«

»Du bist verrückt, das brauchst du doch nicht. Du machst, was du möchtest. Verdienst gut, obwohl du dieses Geld nicht zum Leben brauchst. Du hast alle notwendigen Kontakte. Hast Talent und wirst von deinen Kollegen geachtet.«

»Dann sagen wir es eben anders: Ich muß allein sein.«

»Meinetwegen?«

»Wir haben gemeinsam unser Leben aufgebaut. Ich liebe meinen Mann, und er liebt mich, obwohl er nicht der treueste Ehemann ist.«

»Das ist das erste Mal, daß du das erwähnst.«

»Weil es für mich keine Bedeutung hat. Was ist schon Treue? Das Gefühl, daß ich einen Körper und eine Seele besitze, die nicht meine sind? Und glaubst du etwa, ich wäre in all den Jahren, die wir zusammen sind, nicht mit anderen Männern im Bett gewesen?

»Das interessiert mich nicht. Ich möchte es nicht wissen.«

»Eben. Ich auch nicht.«

»Also, was ist das denn für eine Geschichte, die mit dem Krieg an einem gottverlassenen Ort?«

»Ich brauche es. Ich habe bereits gesagt, daß ich es brauche.«

»Fehlt dir etwas?«

»Ich habe alles, was eine Frau sich wünschen kann.«

»Was stimmt in deinem Leben nicht?«

»Genau dies. Ich habe alles, aber ich bin unglücklich. Und ich bin nicht die einzige: In all den Jahren habe ich alle möglichen Menschen kennengelernt oder interviewt, reiche, arme, mächtige, wohlhabende. In allen Augen, in die ich geblickt habe, las ich unendliche Bitterkeit. Eine Traurigkeit, die nicht immer akzeptiert, aber stets unterschwellig vorhanden war, unabhängig davon, was sie mir sagten. − Hörst du mir überhaupt zu?«

»Ich höre zu. Ich denke nach. Ist denn deiner Meinung nach niemand glücklich?«

»Einige Menschen scheinen glücklich zu sein: Sie denken einfach nicht darüber nach. Andere schmieden Pläne: Ich werde einen Mann, ein Haus, zwei Kinder, ein Landhaus, ein Auto haben. Während sie damit beschäftigt sind, verhalten sie sich wie der Stier, der den Torero sucht: Sie reagieren instinktiv, bewegen sich vorwärts, ohne genau zu wissen, wo sich das Ziel befindet. Sie bekommen ihren Wagen, manchmal sogar einen Ferrari, glauben, darin liege der Sinn des Lebens, und stellen diesen niemals in Frage. Und dennoch liegt in ihren Blicken eine Traurigkeit, von der sie nicht einmal selber wissen. − Bist du glücklich?«

»Ich weiß es nicht«

»Ich weiß nicht, ob alle Menschen unglücklich sind. Ich weiß, daß sie immer beschäftigt sind: Sie machen Überstunden, kümmern sich um ihre Kinder, den Ehegatten, die Karriere, ein Diplom, darum, was sie morgen tun werden, was noch eingekauft werden muß, was vonnöten ist, damit sie sich nicht minderwertig fühlen, und so weiter. Tatsächlich haben mir nur wenige Menschen gesagt: ›Ich bin unglücklich.‹ Die meisten sagen: ›Es geht mir ausgezeichnet, ich habe alles erreicht, was ich wollte.‹ Und wenn ich nachhake: ›Haben Sie

schon einmal innegehalten und sich gefragt, ob das alles ist im Leben?‹, kommt als Antwort: ›Ja − alles.‹ Ich lasse nicht locker: ›Dann ist also der Sinn des Lebens Arbeit, Familie, Kinder, die aufwachsen und aus dem Haus gehen, Frau und Mann, die immer mehr zu Freunden als zu wirklichen Liebenden werden. Und die Arbeit wird eines Tages aufhören. Was werden Sie tun, wenn es soweit ist?‹«

»Es gibt keine Antwort. Sie wechseln das Thema.«

»Tatsächlich antworten sie: ›Wenn meine Kinder erwachsen sind, wenn mein Mann − oder meine Frau − mehr Freund als Geliebter oder Geliebte ist, wenn ich in Pension gehe, habe ich endlich Zeit, das zu tun, was ich schon immer tun wollte: reisen. ‹

Meine Frage: ›Aber Sie sagten doch, Sie seien jetzt glücklich? Tun Sie nicht schon heute, was Sie immer tun wollten ?‹ Doch, schon, kommt es zurück, nur hätten sie so viel zu tun, und dann wechseln sie das Thema.

Wenn ich nicht lockerlasse, finden sie am Ende immer heraus, daß ihnen etwas fehlt. Der Unternehmer träumt weiterhin von dem großen Geschäft, das er noch nicht getätigt hat; die Hausfrau würde gern unabhängiger sein oder mehr Geld haben, der verliebte junge Mann hat Angst davor, seine Freundin zu verlieren; der Rentner fragt sich, ob er seinen ›Beruf‹ selbst gewählt hat oder jemand anders an seiner Stelle; der Zahnarzt fragt sich, ob er lieber Sänger, der Sänger, ob er lieber Politiker, der Politiker, ob er lieber Schriftsteller, der Schriftsteller, ob er lieber Bauer geworden wäre. Und selbst wenn ich jemandem begegne, der das tut, was er selber gewählt hat, ist seine Seele in Aufruhr. Er hat seinen inneren Frieden nicht gefunden. Wo wir gerade dabei sind. Ich möchte auch bei dir noch einmal nachfragen: Bist du glücklich?«

»Nein. Ich habe die Frau, die ich liebe, die Karriere, von der ich immer geträumt habe. Eine Freiheit, um die mich alle Freunde beneiden. Reisen, Ehrungen, Komplimente. Aber da gibt es etwas...«

»Was?«

»Ich glaube, wenn ich aufhöre, verliert das Leben seinen Sinn.«

»Du kannst dich nicht entspannen, kannst Paris nicht genießen, kannst nicht einfach meine Hand nehmen und sagen: Ich habe alles erreicht, was ich wollte, laß uns nun das Leben nutzen, das noch vor uns liegt.«

»Ich kann Paris durchaus genießen, kann deine Hand halten, aber diesen Satz bringe ich nicht über die Lippen.«

»Ich möchte wetten, daß in dieser Straße, durch die wir gerade gehen, alle das gleiche fühlen. Die elegante Dame, die gerade vorbeigekommen ist, verbringt ihre Tage damit, die Zeit anhalten und

die Waage kontrollieren zu wollen, weil sie glaubt, davon hinge die Liebe ab. Schau auf die andere Seite der Straße: ein Ehepaar mit zwei Kindern. Sie erleben Augenblicke intensiven Glücks, wenn sie mit ihren Kindern unterwegs sind, aber gleichzeitig quält sie ihr Unterbewußtsein: Sie fürchten, daß sie ihre Arbeit verlieren könnten oder krank werden und die Versicherung würde nicht alles zahlen, oder eines ihrer Kinder könnte überfahren werden. Indem sie darauf aus sind, sich zu zerstreuen, suchen sie auch eine Möglichkeit, Tragödien fernzuhalten, sich vor der Welt zu schützen.«

»Und der Bettler an der Ecke?«

»Bei dem weiß ich es nicht: Ich habe nie mit einem geredet. Er ist das Bild des Unglücks, aber sein Blick scheint etwas zu verbergen − wie die Blicke aller Bettler. Seine Traurigkeit ist so offensichtlich, daß ich sie nicht zu glauben vermag.«

»Und was fehlt?«

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung. Ich schaue mir die Klatschzeitschriften mit all den Prominenten darin an: Alle strahlen, alle sind zufrieden. Aber da ich mit einem Prominenten verheiratet bin, weiß ich, daß der Schein trügt: Alle strahlen und amüsieren sich in dem Augenblick, in dem sie fotografiert werden, aber nachts oder in der Früh sieht alles anders aus. Ihre ständige Sorge ist: ›Was muß ich tun, damit ich weiter in dieser Zeitschrift erscheine? − Wie kann ich überspielen, daß ich nicht genug Geld habe, um dieses luxuriöse Leben zu bezahlen? − Wie soll ich mit meinem Luxus umgehen, wie kann ich ihn vermehren, ihn eindrucksvoller machen als den der anderen? − Die Schauspielerin, mit der ich auf dem Foto lache und feiere, schnappt mir vielleicht morgen schon meine Rolle weg. − Bin ich besser angezogen als sie? − Warum lächeln wir, wo wir uns doch nicht ausstehen können? − Warum gaukeln wir den Lesern dieser Zeitschrift Glück vor, obwohl wir zutiefst unglücklich und Sklaven des Ruhms sind?‹«

»Wir sind keine Sklaven unseres Ruhms.«

»Hör schon auf, alles auf dich zu beziehen, ich rede nicht von uns.«

»Was glaubst du, was los ist?«

»Vor Jahren habe ich mal ein Buch gelesen, das eine interessante Geschichte erzählte. Sie geht davon aus, Hitler hätte den Krieg gewonnen, alle Juden auf der Welt umgebracht und sein Volk davon überzeugt, daß es tatsächlich eine überlegene Rasse gibt. Die Geschichtsbücher werden umgeschrieben, und hundert Jahre später schaffen es seine Nachfolger, die Indios auszurotten. Weitere dreihundert Jahre später gibt es keine Schwarzen mehr. Fünfhundert Jahre braucht es, aber am Ende gelingt es der mächtigen

Kriegsmaschinerie, die Asiaten vom Erdboden zu tilgen. Die Geschichtsbücher berichten von weit zurückliegenden Schlachten gegen Barbaren, aber niemand interessiert sich mehr dafür, weil es vollkommen unwichtig geworden ist.

Dann treffen sich zweitausend Jahre nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten Hans und Fritz auf ein Bier in einer Bar in Tokio, das seit fast fünfhundert Jahren von großen, blauäugigen Menschen bewohnt wird. Irgendwann schaut Hans Fritz an und fragt: ›Ist das, was man uns immer erzählt, eigentlich die Wahrheit, Fritz ?‹

›Was denn?‹ will Fritz wissen.

›Daß die Welt immer so war, wie sie heute ist?‹

›Natürlich war alles immer so, das hat man uns doch beigebracht.‹

›Na klar, ich weiß überhaupt nicht, wie ich auf diese dumme Frage gekommen bin.‹ Und Hans und Fritz trinken ihr Bier aus, reden über andere Dinge und vergessen die Angelegenheit.«

»Du brauchst überhaupt nicht so weit in die Zukunft zu gehen, es genügt ein Blick in die Vergangenheit. Wärest du imstande, eine Guillotine, einen Galgen, einen elektrischen Stuhl anzubeten?«

»Ich weiß, worauf du hinauswillst: Das schlimmste aller Marterwerkzeuge, das Kreuz. Cicero hat es angeblich als eine ›entsetzliche Strafe‹ bezeichnet, die, bevor der Tod eintrat, grauenhaftes Leiden verursachte. Dennoch tragen es heutzutage Menschen auf der Brust, hängen es sich an die Wand, sehen darin ein religiöses Symbol und vergessen darüber, daß es sich dabei um ein Folterinstrument handelt.«

»Oder aber: Zweieinhalb Jahrhunderte mußten vergehen, bis jemand beschloß, den heidnischen Festen ein Ende zu bereiten, die zur Wintersonnenwende gefeiert wurden, dem Datum, an dem sich die Erde am weitesten von der Sonne entfernt hat. Die Apostel und ihre Nachfolger waren zu sehr damit beschäftigt, die Botschaft Jesu zu verbreiten, um sich um das heilige Fest zur Geburt der Sonne am fünfundzwanzigsten Dezember zu kümmern. Bis irgendwann ein Bischof der Meinung war, daß diese Sonnenwendfeiern eine Bedrohung für den christlichen Glauben darstellten. Heute gibt es Christmetten, Krippenspiele, Geschenke, Predigten, Plastikbabys in hölzernen Krippen, und wir sind vollkommen überzeugt davon, daß Christus an diesem Tag geboren wurde!«

»Und wir haben den Weihnachtsbaum. Weißt du, woher der kommt?«

»Keine Ahnung.«

»Der heilige Bonifazius beschloß, ein Ritual zu ›verchristlichen‹, das

dem als Kind dargestellten Gott Odin geweiht war. Einmal im Jahr sollten die germanischen Stämme Geschenke um eine Eiche herumlegen, damit die Kinder sie dort fanden. Sie glaubten, damit die heidnische Gottheit froh zu stimmen.«

»Laß uns aber zur Geschichte von Hans und Fritz zurückkehren: Glaubst du, daß die Zivilisation, die Beziehungen zwischen den Menschen, unsere Wünsche, unsere Errungenschaften, daß all dies das Ergebnis nicht richtig wiedergegebener Geschichte ist?«

»Als du über den Jakobsweg geschrieben hast, bist du zu dem gleichen Schluß gekommen, nicht wahr? Früher glaubtest du, allein eine Gruppe Auserwählter könnte die magischen Symbole deuten. Heute weißt du, daß wir alle diese Bedeutung kennen − auch wenn sie in Vergessenheit geraten ist.«

»Sie zu kennen bringt nichts. Die Menschen geben sich alle Mühe, sich nicht daran zu erinnern, damit sie das ungeheure magische Potential, das sie besitzen, nicht annehmen müssen. Denn das hieße, ihre durchorganisierte Welt aus dem Gleichgewicht zu bringen.«

»Mit anderen Worten, alle haben die Fähigkeit, stimmt's?«

»Ganz genau. Aber ihnen fehlt der Mut, ihren Träumen und den Zeichen zu folgen. Kommt ihre Traurigkeit etwa daher?«

»Ich weiß es nicht. Und ich sage ja auch nicht, daß ich die ganze Zeit unglücklich bin. Ich amüsiere mich, ich liebe dich, mag meine Arbeit. Aber hin und wieder spüre ich diese tiefe Traurigkeit, die manchmal mit Schuldgefühlen oder Angst einhergeht. Das Gefühl verschwindet, kehrt aber später wieder und verschwindet erneut. Ich stelle mir dieselbe Frage wie unser Hans. Aber da ich keine Antwort darauf habe, vergesse ich sie einfach wieder. Ich könnte losgehen und hungernden Kindern helfen, eine Organisation zum Schutz der Delphine gründen, damit beginnen, die Menschen im Namen Jesu zu retten, etwas zu tun, was mir das Gefühl gibt, nützlich zu sein. Aber ich will es nicht.«

»Und wieso dann diese Idee, daß du in den Krieg ziehen willst?«

»Weil ich glaube, daß im Krieg der Mensch an seine Grenzen stößt. Er kann jederzeit sterben. Wer an seinen Grenzen angelangt ist, handelt anders.«

»Möchtest du eine Antwort auf die Frage finden, die Hans gestellt hat?«

»Ja. Genau das will ich.«

Heute, in dieser schönen Suite im Hotel Bristol, wo der Eiffelturm zu jeder vollen Stunde fünf Minuten lang herüberglitzert, wo die Flasche Wein ungeöffnet bleibt und die Zigaretten zur Neige gehen, frage ich

mich: Hat an jenem Tag, als wir aus dem Kino kamen, alles angefangen? Hätte ich Esther meinen Segen geben und sie ziehen lassen sollen, damit sie sich auf die Suche nach der wahren Geschichte machen konnte? Oder hätte ich hart sein und ihr nahelegen müssen, die ganze Sache zu vergessen mit der Begründung, sie sei schließlich meine Frau und ich brauchte ihre Unterstützung?

Unsinn. Damals wußte ich genausogut wie heute, daß mir nichts anderes übrigblieb, als ihren Wunsch zu akzeptieren. Hätte ich sie zwischen mir und ihrer Idee, Kriegskorrespondentin zu werden, wählen lassen, hätte ich alles verraten, was Esther für mich getan hatte. Auch wenn mich ihre Idee nicht überzeugte, hinter den falsch erzählten Geschichten nach der wahren Geschichte zu suchen, war ich doch zu dem Schluß gekommen, daß Esther ein bißchen Freiheit brauchte, daß sie weggehen und starke Gefühle erleben mußte. Was konnte daran falsch sein?

Ich akzeptierte ihren Wunsch, machte allerdings zuvor deutlich, daß sie einen großen Betrag bei der ›Gefälligkeitsbank‹ abhebe (wie lächerlich, wenn ich es mir recht überlege!). Zwei Jahre lang hatte Esther die unterschiedlichsten Konflikte aus der Ferne verfolgt, hatte die Kontinente oft häufiger gewechselt als ihre Schuhe. Immer, wenn sie zurückkam, glaubte ich, sie würde aufgeben, sie könne doch unmöglich lange an einem Ort leben, an dem es kein ordentliches Essen, kein tägliches Bad, kein Kino oder Theater gab. Jedesmal fragte ich sie, ob sie schon eine Antwort auf Hans' Frage habe, und immer sagte sie, sie sei auf dem richtigen Weg − ich müsse mich nur noch ein wenig gedulden. Manchmal verbrachte sie mehrere Monate am Stück im Ausland. Im Gegensatz zu dem, was die offizielle Geschichte der Ehe‹ besagte (ich übernehme bereits Esthers Worte), ließ die Entfernung unsere Liebe wachsen, sie zeigte uns, wie viel wir einander bedeuteten. Unsere Beziehung, die ich schon bei meinem Umzug nach Paris als ideal empfunden hatte, wurde immer noch besser.

Wenn ich es richtig verstanden habe, lernte sie Mikhail kennen, als sie einen Dolmetscher brauchte, der sie ein paar Tage in irgendeinem Land in Zentralasien begleiten sollte. Anfangs erzählte sie mir voller Begeisterung von ihm − ein sensibler Mensch, der die Welt so sah, wie sie in Wirklichkeit war, und nicht so, wie man uns beigebracht hatte, sie zu sehen. Er war fünf Jahre jünger als sie, aber sehr erfahren in dem, was Esther als ›Magie‹ bezeichnete. Ich hörte geduldig und höflich zu, als interessierten mich dieser junge Mann und seine Ideen sehr. Tatsächlich aber war ich mit meinen Gedanken weit weg, ging im Kopf die Dinge durch, die noch zu tun waren, überlegte, was ich schreiben könnte, legte mir Antworten auf Fragen von Journalisten und Verlegern zurecht, sann darüber nach, wie ich eine bestimmte

Frau verführen könnte, die an mir interessiert zu sein schien, plante die nächste Lesereise für mein Buch.

Ob sie es bemerkt hat, weiß ich nicht. Ich aber habe nicht bemerkt, daß Mikhail allmählich ganz aus unseren Unterhaltungen verschwand. Ihr Verhalten wurde immer radikaler. Selbst wenn sie in Paris war, verbrachte sie mehrere Abende pro Woche außer Haus, immer unter dem Vorwand, sie arbeite an einer Reportage über Bettler.

Ich glaubte aber, sie habe eine Affäre. Litt eine Woche lang und fragte mich: Soll ich meinen Verdacht äußern oder so tun, als sei nichts? Ich entschied mich fürs Ignorieren − nach dem Prinzip »Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß«. Nichts lag mir ferner als der Gedanke, sie könnte mich verlassen − sie hatte so viel getan, um mir zu helfen, der zu sein, der ich geworden war, da wäre es doch unsinnig gewesen, dies alles für eine Affäre aufzugeben.

Hätte ich mich wirklich für Esthers Welt interessiert, hätte ich zumindest einmal fragen müssen, was mit ihrem Dolmetscher und seiner »magischen« Sensibilität los sei. Ihr Schweigen und das Fehlen neuer Informationen hätten mich stutzig machen müssen. Ich hätte sie bitten sollen, sie wenigstens einmal bei diesen »Recherchen« über die Bettler begleiten zu dürfen.

Wenn sie hin und wieder nachfragte, ob ich an ihrer Arbeit interessiert sei, war meine Antwort immer dieselbe: »Sie interessiert mich, ich möchte mich aber nicht einmischen, ich möchte, daß du frei bist und deinem Traum folgst, den du gewählt hast, so wie du mir geholfen hast.«

Was selbstverständlich nichts als pures Desinteresse war. Aber da die Menschen immer das glauben, was sie glauben wollen, war Esther mit meiner Bemerkung zufrieden.

Der Satz des Inspektors bei meiner Entlassung aus dem Gefängnis kam mir wieder in den Sinn: Sie sind frei. Was ist Freiheit? Ist das Freiheit, wenn dein Mann sich kein bißchen dafür interessiert, was du tust? Ist es Freiheit, wenn du dich allein fühlst und niemanden hast, mit dem du deine innersten Gefühle teilen kannst − da sogar der Ehemann nur seine Arbeit im Blick hat und seine ach so wichtige, großartige und beschwerliche Karriere?

Ich blicke wieder zum Eiffelturm hinüber: Eine weitere Stunde ist vergangen, denn er glitzert wieder, als wäre er aus Diamanten. Ich weiß nicht, wie oft das schon passiert ist, seit ich hier am Fenster stehe.

Mir ist jetzt klar, daß ich im Namen der Freiheit in unserer Ehe übersehen habe, daß Mikhail aus den Gesprächen meiner Frau verschwunden war.

Derselbe Mikhail, der dann in einer Bar wieder auftauchte, um erneut zu verschwinden, diesmal allerdings mit Esther, und der den berühmten, erfolgreichen Schriftsteller als möglichen Tatverdächtigen eines Verbrechens zurückließ.

Oder, noch schlimmer, als verlassenen Ehemann.

Die Frage, die Hans gestellt hat

In Buenos Aires ist der Zahir eine gewöhnliche Münze im Wert von zwanzig Centavos; die Buchstaben NT und die Ziffer 2 sind hineingekerbt wie von einer Rasierklinge oder einem Taschenmesser; auf der Rückseite findet sich die Jahreszahl 1929. In Gujarat, gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, war der Zahir ein Tiger; in Java ein Blinder aus der Moschee von Surakarta, den die Gläubigen steinigten; in Persien ein Astrolabium, das Naidr Shah auf den Meeresgrund versenken ließ; in den Verliesen des Mahdi, um 1892, war er ein kleiner Kompaß, der in einer Turbanfalte steckte und den Rudolf Carl von Slatin angefaßt hatte ...

Ein Jahr später fällt mir beim Aufwachen die Geschichte von Jorge Luis Borges ein: Der Zahir − etwas, was man, hat man es einmal berührt oder gesehen, nie wieder vergißt und was unser ganzes Denken bis zum Wahnsinn besetzt. Mein Zahir sind keine romantischen Metaphern mit Blinden, Kompassen, Tigern oder mit jener Münze.

Mein Zahir hat einen Namen, und sein Name ist Esther.

Gleich nach meiner Verhaftung erschien ich in verschiedenen Skandalblättern auf der Titelseite. Die Artikel begannen mit der Behauptung, es habe womöglich ein Verbrechen gegeben, schlossen indes (damit ich die Blätter »Behauptung«, nämlich, ich sei für unschuldig erklärt worden. (Für unschuldig erklärt? Es hatte nicht einmal eine Anklage gegeben.) Die Blätter ließen eine Woche verstreichen, prüften, ob sich die Ausgabe gut verkaufte (ja, das tat sie, ich war ein über jeden Zweifel erhabener Schriftsteller, und jeder wollte wissen, ob ein Mann, der über Spiritualität schrieb, auch eine dunkle Seite hatte). Dann gingen sie erneut zum Angriff über, behaupteten, meine Frau sei wegen meiner notorischen Seitensprünge aus dem Haus geflüchtet: Eine deutsche Zeitschrift ging sogar so weit, anzudeuten, ich hätte eine Beziehung mit einer zwanzig Jahre jüngeren Sängerin, die erzählte, sie habe mich in Oslo getroffen (was stimmte, aber das Treffen hatte es wegen der ›Gefälligkeitsbank‹ gegeben, ein Freund hatte mich darum gebeten und war während des einzigen gemeinsamen Abendessens die ganze Zeit dabeigewesen). Die Sängerin sagte, es gebe nichts zwischen uns (wenn es nichts gab, warum zierte unser Foto dann das Titelblatt?), und nutzte die Gelegenheit, um ihre neue CD anzukündigen: Sie hatte mich und die Zeitschrift dazu benutzt, ihr neues Album zu lancieren, und ich weiß bis heute nicht, ob dessen Flop nicht letztlich auf diese billige Masche zurückzuführen ist (das Album war gar nicht schlecht).

Der Skandal um den berühmten Schriftsteller war bald nicht mehr interessant: In Europa, vor allem in Frankreich, ist Fremdgehen nicht nur akzeptiert, sondern wird sogar heimlich bewundert. Zudem liest die vornehmlich weibliche Leserschaft dieser Blätter nicht gern, was ihr selbst passieren könnte.

Ich verschwand von den Titelseiten, aber die Mutmaßungen blieben: Entführung, Flucht aus der ehelichen Wohnung wegen Mißhandlung (Foto eines Kellners, der angab, wir hätten häufig gestritten − tatsächlich kann ich mich erinnern, daß ich einmal in einem Restaurant eine wütende Auseinandersetzung mit Esther hatte, deren Meinung über einen südamerikanischen Schriftsteller ich ganz und gar nicht teilte). Ein englisches Sensationsblatt behauptete − zum Glück ohne größere Folgen −, meine Frau sei untergetaucht und unterstütze eine islamische Terroristenorganisation.

Aber in dieser Welt voller Verrat, Scheidungen, Morde, Attentate hatte das große Publikum die Angelegenheit einen Monat später vergessen. Jahrelange Erfahrung hatte mich gelehrt, daß Nachrichten dieser Art meine treuen Leser nicht beirren konnten (es war noch nicht lange her, daß das argentinische Fernsehen einen Journalisten gezeigt hatte, der erklärte, »Beweise« dafür zu haben, daß ich in Chile ein heimliches Stelldichein mit der zukünftigen First Lady des Landes gehabt hätte − und meine Bücher blieben auf der Bestsellerliste). Fünfzehn Minuten Ruhm wird jeder einmal haben, hat ein amerikanischer Künstler einmal gesagt. Ich hatte ganz andere Sorgen − ich mußte mein Leben neu organisieren, eine neue Liebe finden, wieder Bücher schreiben und die Erinnerung an meine Frau in dem Teil des Herzens verwahren, der sich zwischen Liebe und Haß befindet. Oder, besser gesagt (ich mußte den Begriff akzeptieren), die Erinnerung an meine Exfrau.

Meine Vorahnungen erfüllten sich tatsächlich, zumindest teilweise. Eine Zeitlang tat ich keinen Schritt vor die Haustür: Ich wußte nicht, wie ich meinen Freunden gegenübertreten, wie ich ihnen in die Augen sehen und einfach sagen sollte: »Meine Frau hat mich wegen eines jüngeren Mannes verlassen.« Wenn ich ausging, stellte mir niemand Fragen, aber nach ein paar Gläsern Wein fühlte ich mich bemüßigt, auf das Thema zu kommen − als könnte ich die Gedanken der anderen lesen, als würden sie tatsächlich darauf brennen, zu erfahren, was in meinem Leben passierte, seien aber zu wohlerzogen, um direkt zu fragen. Je nach meiner jeweiligen Stimmung war Esther dann entweder die Heilige, die ein besseres Schicksal verdient hatte, oder die perfide Verräterin, die mich in die mißliche Lage gebracht hatte, sogar als Verbrecher zu gelten.

Die Freunde, die Bekannten, die Verleger, all diejenigen, die bei den

vielen Galadiners, an denen ich teilnehmen mußte, meine Tischnachbarn waren, hörten mir anfangs mit einer gewissen Neugier zu. Doch irgendwann merkte ich, daß sie versuchten, das Thema zu wechseln. Anfangs − ja, da hatte sie meine Geschichte interessiert, doch jetzt war sie für sie nicht mehr aktuell, und die Schauspielerin war viel interessanter, die von ihrem Freund, einem Sänger, getötet worden war, oder die junge Frau, die ein Buch über ihre Affären mit bekannten Politikern geschrieben hatte. Eines Tages, in Madrid, fiel mir auf, daß die Einladungen zu Abendessen und Veranstaltungen seltener geworden waren. Obwohl es mir guttat, über meine Gefühle zu reden, Esther zu beschuldigen oder in den Himmel zu heben, begriff ich, daß ich etwas Schlimmeres geworden war als ein betrogener Ehemann: Ich war ein langweiliger Mensch, den niemand mehr zum Tischnachbarn haben wollte.

Daraufhin beschloß ich, still zu leiden, und von da an überschwemmten die Einladungen wieder meinen Briefkasten.

Aber der Zahir, an den ich anfangs voller Zärtlichkeit oder Zorn gedacht hatte, wuchs in meiner Seele immer weiter. Ich begann Esther in jeder Frau zu suchen, der ich begegnete. Ich sah sie in allen Bars, Kinos, an allen Bushaltestellen. Mehr als einmal ließ ich den Taxichauffeur mitten auf der Straße anhalten oder jemandem folgen, bis ich mich davon überzeugt hatte, daß es nicht Esther war.

Gegen den Zahir, der meine Gedanken ganz einzunehmen begann, brauchte ich ein Gegengift, etwas, was mich davor bewahrte, zu verzweifeln.

Und es gab nur eine mögliche Lösung: eine Freundin zu finden.

Ich traf mehrere Frauen, die ich attraktiv fand. Am Ende interessierte ich mich für Marie, eine fünfunddreißigjährige französische Schauspielerin. Sie war die einzige, die nicht diesen Unsinn der Sorte ›Ich mag Sie als Mann und nicht, weil Sie jemand sind, den alle kennenlernen wollen‹ oder ›Mir wäre lieber, Sie wären nicht berühmt‹ oder, noch schlimmer, ›Geld interessiert mich nicht‹ von sich gab. Sie war auch die einzige, die sich ehrlich über meinen Erfolg freute, denn auch sie war berühmt und wußte, daß Berühmtheit zählt. Berühmtheit ist ein Aphrodisiakum. Mit einem berühmten Mann zusammenzusein und dabei zu wissen, daß er sie erwählt hatte, obwohl er viele andere hätte haben können, tat ihrem Ego gut.

Wir wurden häufig auf Festen und Empfängen zusammen gesehen: Es gab Spekulationen über unsere Beziehung, doch weder Marie noch ich bestätigten oder dementierten, so daß den Zeitschriften nichts anderes übrigblieb, als auf das berühmte Kußfoto zu warten − das nie erschien, da wir beide diese Art öffentlicher Zurschaustellung vulgär fanden. Marie fuhr zu ihren Filmaufnahmen nach Mailand, ich hatte

meine Arbeit in Paris; wenn es sich einrichten ließ, reiste ich nach Mailand, wenn sie es einrichten konnte, traf sie mich in Paris, wir fühlten uns einander nahe, aber wir waren nicht voneinander abhängig.

Marie tat so, als wisse sie nicht, was in meiner Seele vorging, ich tat so, als wisse ich nicht, was in ihrer vorging − eine unglückliche Liebe zu ihrem verheirateten Mann, ausgerechnet sie, eine Frau, die, wenn sie nur wollte, absolut jeden Mann haben konnte. Wir waren Freunde, Gefährten, wir amüsierten uns über dieselben Fernsehsendungen. Ich ging sogar so weit, zu sagen, es gebe Raum für eine bestimmte Art von Liebe − die anders war als das, was ich für Esther empfand oder Marie für ihren Mailänder.

Ich hielt wieder meine Signierstunden ab, nahm Einladungen für Vorträge, Wohltätigkeitsdiners, Fernsehsendungen, Projekte mit Nachwuchsautoren an. Ich tat alles mögliche, nur das nicht, was ich tun sollte: ein Buch schreiben.

Doch es war mir gleichgültig, im Grund meines Herzens hielt ich meine Karriere als Schriftsteller für beendet, denn die, die mich dazu angestoßen hatte, war nicht mehr bei mir. Ich hatte meinen Traum, solange er währte, intensiv gelebt, war an einen Punkt gelangt, den zu erreichen wenige das Glück hatten, und würde nun den Rest meines Lebens damit verbringen können, mich zu amüsieren.

Das dachte ich jeden Morgen. Nachmittags jedoch spürte ich deutlich, daß das einzige, was ich wirklich gern tat, schreiben war. Wenn es Nacht wurde, redete ich mir dann ein, ich hätte meinen Traum bereits verwirklicht und sollte etwas Neues ausprobieren.

Das nächste Jahr war ein Heiliges Jahr für Santiago de Compostela. Ein Ano santo ist immer dann, wenn der fünfundzwanzigste Juli auf einen Sonntag fällt. Eine bestimmte Tür der Kathedrale bleibt dreihundertfünfundsechzig Tage lang geöffnet; es heißt, daß jeder, der diese Tür durchschreitet, besonders gesegnet sein wird.

In Spanien wurden verschiedene Gedenkfeiern abgehalten, und als dankbarer Jakobspilger beschloß ich, zumindest an einer Veranstaltung teilzunehmen: einer Serie von Vorträgen, die im Januar im Baskenland stattfinden sollten. Um der Routine zu entgehen − versuchen, ein Buch zu schreiben − zu einem Fest gehen − Flughafen − Marie in Mailand besuchen − zu einem Abendessen gehen − Hotel − Flughafen − Internet − Flughafen − Interview − Flughafen −, beschließe ich, die tausendvierhundert Kilometer allein im Wagen zurückzulegen.

Jeder Ort − auch die Orte, an denen ich noch nie gewesen bin −

erinnert mich an meinen Zahir. Überall muß ich denken, daß Esther hingerissen wäre, hier zu sein, es genießen würde, in diesem Restaurant zu essen, an jenem Flußufer spazierenzugehen. Ich übernachte in Bayonne, und bevor ich die Augen schließe, schalte ich den Fernseher ein und erfahre, daß wegen eines unerwarteten Schneesturms an die fünftausend Lastwagen an der französisch-spanischen Grenze festsitzen.

Beim Aufwachen überlege ich, nach Paris zurückzukehren: Ich habe eine ausgezeichnete Entschuldigung, den Vortrag abzusagen. Die Organisatoren werden mich vollkommen verstehen − der Verkehr ist zusammengebrochen, die Straßen vereist, sowohl die spanische als auch die französische Regierung raten wegen akuter Unfallgefahr davon ab, an diesem Wochenende das Haus zu verlassen. Die Lage hat sich gegenüber gestern abend noch verschlechtert. Die Morgenzeitung bringt die Nachricht, an einer anderen Stelle säßen siebzehntausend Menschen fest und der Zivilschutz sei ausgerückt, um ihnen mit Nahrungsmitteln und improvisierten Unterkünften beizustehen, da bei vielen Wagen das Benzin ausgegangen ist und die Heizungen nicht mehr laufen.

Im Hotel erklären sie mir, wenn ich denn unbedingt fahren müsse, wenn es für mich eine Frage von Leben oder Tod sei, könne ich einen Umweg über eine kleine Seitenstraße nehmen, der die Fahrzeit allerdings um zwei Stunden verlängern würde. Der Straßenzustand sei weiterhin prekär. Allein aus einem Gefühl heraus beschließe ich, die Reise fortzusetzen: Etwas treibt mich hinaus auf den rutschigen Asphalt, zu den kilometerlangen Staus.

Vielleicht ist es der Name der Stadt: Vitória, das bedeutet Sieg. Vielleicht ist es auch der Gedanke, daß ich, vom Komfort verwöhnt, die Fähigkeit verloren haben könnte, in Krisensituationen zu improvisieren. Vielleicht ist der Grund, daß ich trotz allem hinfahre, auch die Begeisterung der Vitórianer, die die mittelalterliche Kathedrale restaurieren wollen und, um ihr Projekt bekannt zu machen, einige Schriftsteller zu Vorträgen eingeladen haben. Oder vielleicht ist der Grund das, was die Eroberer Amerikas einst gesagt hatten: Seefahrt tut not, Leben tut nicht not. Oder vielleicht auch, weil für mich Unterwegssein alles ist.

Ich fahre los. Die Reise dauert lange und ist beschwerlich. Ich komme in Vitoria-Gasteiz an, wo mich Menschen erwarten, die noch erschöpfter sind als ich. Seit dreißig Jahren habe es nicht mehr so geschneit, sagen sie und danken mir dafür, daß ich den mühseligen Weg auf mich genommen habe. Doch alles hilft nichts, das offizielle Programm müsse durchgezogen werden, und dazu gehöre auch ein Besuch der Kathedrale Santa Maria.

Eine junge Frau mit einem besonderen Leuchten in den Augen beginnt, mir deren Geschichte zu erzählen. Anfangs habe hier nur die Stadtmauer gestanden. Dann wurde an der Mauer eine Kapelle errichtet und Jahrzehnte später zu einer Kirche umgebaut. Noch ein Jahrhundert, und aus der Kirche war eine gotische Kathedrale geworden. Die Kathedrale hat ruhmreiche Zeiten erlebt, dann gab es Probleme in der Bausubstanz, das Gotteshaus wurde eine Zeitlang aufgegeben, dann mehreren Umbauten unterzogen, die das Gebäude verunstalteten. Doch jede Generation glaubte, das Problem lösen zu können, und überarbeitete die ursprünglichen Baupläne. So wurde jahrhundertelang hier eine Wand errichtet, dort eine Strebe eingerissen; an einer Seite wurden Stützen eingezogen, Fenster geöffnet oder zugemauert.

Und die Kathedrale hielt alldem stand.

Ich gehe durch ihr Gerippe, sehe die jüngsten Umbauten: Diesmal, versichern die Architekten, hätten sie die beste Lösung gefunden. Überall sind Stützgerüste aus Metall eingezogen, wieder einmal werden großartige Theorien über künftige Verbesserungen entwickelt und kritische Bemerkungen zu früheren Veränderungen vorgebracht.

Im Mittelschiff wird mir plötzlich etwas Wichtiges bewußt: Ich gleiche dieser Kathedrale, wir alle gleichen ihr. Wir wachsen, verändern unsere Form, treffen manchmal auf Schwächen, die korrigiert werden müssen, und wählen nicht immer die beste Lösung, aber wir machen weiter, versuchen, aufrecht, korrekt zu sein, nicht um der Wände oder Türen oder Fenster willen, sondern wegen des leeren Raums im Innern, in dem wir anbeten und verehren, was uns teuer und wichtig ist.

Ja, wir sind wie eine Kathedrale, da gibt es keinen Zweifel. Aber was ist im leeren Raum meiner inneren Kathedrale?

Esther, der Zahir.

Sie hat alles angefüllt. Sie ist der einzige Grund, weshalb ich am Leben bin. Ich blicke um mich, bereite mich innerlich auf den Vortrag vor und begreife, warum ich mich dem Schnee, den Staus, den vereisten Straßen ausgesetzt habe: um mich daran zu erinnern, daß ich mich jeden Tag wieder neu bauen muß, und um erstmals in meinem Leben zu akzeptieren, daß ich einen Menschen mehr liebe als mich selbst.

Den Rückweg nach Paris − bei sehr viel besseren Witterungsverhältnissen − lege ich wie in einer Art Trance zurück: Ich denke an nichts, achte nur auf den Verkehr. Als ich zu Hause ankomme, bitte ich die Hausangestellte, niemanden hereinzulassen und in den nächsten Tagen hier zu übernachten und auch für mich zu

kochen. Ich zertrete den kleinen Apparat, der mir erlaubt, ins Internet zu gehen. Reiße das Telefonkabel aus der Wand. Stecke mein Handy in ein Päckchen, das ich meinem Verleger schicke mit der Bitte, es mir erst wiederzugeben, wenn ich es persönlich abholen komme.

Eine Woche lang gehe ich morgens am Seineufer spazieren und schließe mich dann im Arbeitszimmer ein. Als würde ich die Stimme eines Engels hören, schreibe ich ein Buch oder vielmehr einen langen Brief an die Frau meiner Träume, an die Frau, die ich liebe und immer lieben werde. Wer weiß, vielleicht gelangt dieses Buch ja in ihre Hände, und selbst wenn nicht, habe ich dadurch zumindest zu meinem inneren Frieden gefunden. Ich kämpfe nicht mehr gegen meinen verletzten Stolz an, suche Esther nicht mehr in allen Ecken, in allen Bars, Kinos, bei allen Abendessen, in Marie, in jeder Zeitungsmeldung.

Im Gegenteil, ich bin zufrieden damit, daß es den Zahir gibt − er hat mir gezeigt, daß ich zu einer Liebe fähig bin, die ich nicht kannte, und das empfinde ich als Gnade.

Ich nehme den Zahir an, ich werde zulassen, daß er mich entweder zur Heiligkeit oder in den Wahnsinn führt.

Das Buch mit dem Titel ›Zerreißen hat seine Zeit, Zunähen hat seine Zeit‹, das einen Vers aus dem Prediger Salomo aufgreift, wurde Ende April veröffentlicht. In der zweiten Maiwoche stand es bereits auf den Beststellerlisten.

Die Literaturbeilagen, die noch nie freundlich zu mir gewesen waren, attackierten mich diesmal doppelt hart. Die markantesten Sätze habe ich ausgeschnitten und in mein Pressedossier geklebt. Im Grunde war der Tenor bei allen Büchern immer der gleiche:

»... wieder einmal will uns der Autor in unseren bewegten Zeiten mit einer Geschichte über die Liebe zur Realitätsflucht verleiten.« (Als könnte der Mensch ohne Liebe leben.)

»... kurze Sätze, simpler Stil.« (Als wären lange Sätze automatisch tiefsinnig.)

»... Der Autor hat den Schlüssel zum Erfolg entdeckt − Marketing.« (Als käme ich aus einem Land, in dem viel gelesen wird, und als hätte ich ein Vermögen in die Werbung meines ersten Buchs investiert.)

»... obwohl er weiterhin gut verkauft, beweist das nur, daß die Menschen nicht bereit sind, sich ihrem Unglück zu stellen.« (Haben die eine Ahnung, was es bedeutet, bereit zu sein!)

Einige Kritiker hingegen gingen noch weiter und verstiegen sich zu der Behauptung, ich nutze den Wirbel in der Presse um das

Verschwinden meiner Frau aus, um noch mehr Geld zu scheffeln. Doch auch diesmal erreichte die negative Kritik nur, daß mein Buch noch mehr Verbreitung fand: Meine treuen Leser kauften es sowieso, und diejenigen, die meinen Fall bereits vergessen hatten, erinnerten sich wieder daran und kauften das Buch, weil sie auf meine Version von Esthers Verschwinden gespannt waren. (Da das Buch nicht davon handelte, sondern eine Hymne an die Liebe war, würden sie bestimmt enttäuscht sein und den Kritikern zustimmen.) Die Rechte wurden sofort in alle Länder verkauft.

Marie, der ich den Text gab, bevor ich ihn an den Verlag schickte, reagierte so, wie ich es erwartet hatte: Anstatt neidisch zu sein oder zu sagen, ich solle meine Seele nicht derart entblößen, ermutigte sie mich weiterzumachen und freute sich über meinen Erfolg.

In jener Phase ihres Lebens las sie die Lehren eines praktisch in Vergessenheit geratenen Mystikers, den sie in unseren Unterhaltungen oft zitierte.

»Wenn wir gelobt werden, sollten wir auf unser Verhalten achten.«

»Die Kritik hat mich nie gelobt.«

»Ich rede von den Lesern: Du hast mehr Briefe bekommen als je zuvor, am Ende wirst du noch glauben, du seiest besser, als du denkst. Womöglich läßt du dich noch von einem falschen Gefühl der Sicherheit beherrschen, das sehr gefährlich sein kann.«

»Ehrlich gesagt, glaube ich tatsächlich, daß ich besser bin, als ich dachte, und das hat mehr mit meinem Besuch in der Kathedrale zu tun als mit den Leserbriefen. Ich habe die Liebe entdeckt, so unwahrscheinlich das auch klingen mag.«

»Das freut mich. Was mir übrigens an dem Buch am besten gefällt, ist, daß du deiner Exfrau nie die Schuld zuweist. Und dir selber auch nicht.«

»Ich habe gelernt, meine Zeit nicht mit so etwas zu vergeuden.«

»Das ist sehr gut, denn das Universum übernimmt es, unsere Fehler zu korrigieren.«

»Willst du damit sagen, Esthers Verschwinden sei eine Art ›Korrektur‹?«

»Ich glaube nicht an die heilende Kraft des Leidens und des Unglücks. Leid und Unglück gehören zum Leben, aber sie sollten nicht als Strafe gesehen werden. Meistens zeigt uns das Universum, daß wir auf dem falschen Weg sind, indem es uns wegnimmt, was uns am wichtigsten ist: unsere Freunde. Und das ist auch dir passiert, wenn ich mich nicht irre.«

»Ich habe kürzlich etwas herausgefunden: Die wahren Freunde sind

diejenigen, die bei uns sind, wenn etwas Gutes geschieht. Sie drücken uns die Daumen, freuen sich über unsere Siege. Die falschen Freunde sind diejenigen, die nur in schwierigen Zeiten auftauchen, mit diesem solidarischtraurigen Gesicht, weil ihnen unser Leid in ihrem eigenen Elend als Trost dient. Während meiner Krise im vergangenen Jahr sind verschiedene Leute, die ich nie zuvor gesehen habe, bei mir erschienen, um mich zu ›trösten‹. Ich hasse das.«

»Ich bin aber doch auch eine von diesen Personen.«

»Und ich bin dankbar, daß du in mein Leben getreten bist, Marie.«

»Danke mir nicht zu früh, unsere Beziehung ist noch nicht stark genug. Allerdings überlege ich manchmal, ob ich nicht nach Paris ziehen oder dich bitten soll, nach Mailand zu übersiedeln: In deinem wie in meinem Fall wäre das für die Arbeit unerheblich. Du arbeitest immer zu Hause und ich in ständig wechselnden Städten. Möchtest du das Thema wechseln, oder sollen wir weiter über diese Idee reden?«

»Ich möchte das Thema wechseln.«

»Also gut. Dein Buch ist sehr mutig. Mich überrascht allerdings, daß du den Jungen niemals erwähnst.«

»Er interessiert mich nicht.«

»Aber natürlich interessiert er dich. Natürlich fragst du dich immer wieder: Warum hat sie sich für ihn entschieden?«

»Das frage ich mich nicht.«

»Du lügst. Ich zum Beispiel würde gern wissen, warum mein Geliebter sich nicht von seiner langweiligen Frau scheiden läßt, die immer lächelt, sich unablässig um den Haushalt, die Kinder, die Rechnungen kümmert. Wenn ich mich so etwas frage, dann fragst du dich das auch.«

»Willst du von mir hören, daß ich ihn hasse, weil er mir die Frau weggenommen hat?«

»Nein. Ich möchte hören, daß du ihm verziehen hast.«

»Das kann ich nicht.«

»Zugegeben, es ist sehr schwierig. Aber du hast keine andere Wahl: Denn wenn du ihm nicht verzeihst, wirst du ewig an das Leid denken, das er dir zugefügt hat, und der Schmerz hört nie auf.

Ich sage ja nicht, daß du ihn lieben sollst. Ich sage auch nicht, daß du zu ihm gehen oder in ihm einen Engel sehen sollst. Wie heißt er noch? Irgend etwas Russisches, nicht wahr?«

»Sein Name interessiert mich nicht.«

»Siehst du? Nicht einmal seinen Namen möchtest du aussprechen. Kommt da etwa Aberglaube mit ins Spiel?«

»Also gut. Mikhail. Damit ist der Name heraus.«

»Die Energie des Hasses wird dich nirgendwohin führen. Aber der Energie der Vergebung, die sich durch die Liebe offenbart, wird es gelingen, dein Leben positiv zu verändern.«

»Jetzt redest du wie eine tibetische Meisterin. Du erzählst etwas von Dingen, die sich in der Theorie schön anhören, aber in der Praxis nicht umzusetzen sind. Vergiß nicht, daß ich häufig verletzt wurde.«

»Du trägst noch immer den kleinen Jungen in dir, der weinte, wenn seine Eltern es nicht sahen, der in der Schule der körperlich Schwächste war. Du trägst noch die Spuren des mageren Jungen in dir, der keine Freundin fand und in Sport eine Niete war. Du trägst noch immer die Narben der Ungerechtigkeiten, die dir in deinem Leben zugefügt wurden. Nur, was hast du davon?«

»Wer hat dir gesagt, daß es so war?«

»Ich weiß es. Ich lese es in deinen Augen. Doch was hast du davon? Nichts als Selbstmitleid, weil du dich als ewig Unterlegenen, als Opfer fühlst. Oder du verfällst ins Gegenteil, führst dich auf wie ein Rächer, bereit, es denjenigen, die dich verletzt haben, doppelt heimzuzahlen. Findest du nicht, daß du deine Zeit vergeudest?«

»Ich finde, daß dies menschlich ist.«

»Es ist zweifellos menschlich. Aber es ist weder intelligent noch vernünftig. Du solltest deine Zeit hier auf Erden nutzen, im Bewußtsein: Gott hat mir immer vergeben, darum will auch ich vergeben.«

Als ich auf die Menge schaute, die sich in einem dieser ›Mega-Stores‹ auf den Champs-Elysees zu einer Signierstunde versammelt hatte, dachte ich: Wie viele dieser Menschen haben wohl das gleiche erlebt wie ich mit meiner Frau? − Sehr wenige. Vielleicht ein oder zwei. Aber dennoch würde sich die Mehrzahl mit dem identifizieren, was im Buch stand.

Schreiben ist die einsamste Tätigkeit der Welt. Alle zwei Jahre setze ich mich vor den Computer, schaue auf das unbekannte Meer meiner Seele, sehe, daß es dort ein paar Insein gibt − Gedanken, die soweit gereift sind, daß sie erforscht werden können. Dann besteige ich mein Boot namens Sprache und halte Kurs auf die nächstgelegene Insel. Unterwegs gelange ich in Strömungen, Winde, Stürme, aber ich rudere immer weiter, bis zur Erschöpfung, bis ich merke, daß ich von meinem Kurs abgekommen bin und daß die Insel, zu der ich unterwegs war, am Horizont nicht mehr zu sehen ist.

Aber zurück kann ich nicht, ich muß irgendwie weiterrudern − in

diesem Augenblick gehen mir grauenhafte Szenen durch den Kopf, zum Beispiel die, daß ich den Rest meines Lebens damit zubringen könnte, über frühere Erfolge zu sprechen, oder daß ich junge Schriftsteller erbittert kritisiere, nur weil ich selber nicht mehr den Mut aufbringe, eigene neue Bücher zu publizieren. War es nicht mein Traum, Schriftsteller zu werden? Also muß ich weiterhin Absätze, Kapitel schaffen, bis an mein Lebensende schreiben, ohne mich vom Erfolg, von Niederlagen, von Versagensängsten lähmen zu lassen. Denn was hätte mein Leben sonst für einen Sinn?

Eine Mühle im Süden Frankreichs kaufen und gärtnern? Vorträge halten, weil reden einfacher ist als schreiben? Mich kalkuliert-mysteriös aus der Welt zurückziehen, zur lebenden Legende werden und auf viele Freuden verzichten?

Diese Schreckensvisionen geben mir Kraft und auch Mut, die ich in mir nicht erwartet hätte: Sie helfen mir, mich auf die unbekannte Seite meiner Seele zu wagen. Ich lasse mich mit der Strömung treiben und gehe am Ende mit meinem Boot an der Insel, zu der es mich hingeführt hat, vor Anker. Ich verbringe Tage und Nächte damit, zu beschreiben, was ich sehe, frage mich, warum ich das tue, sage mir ununterbrochen, daß es die Mühe nicht lohnt, daß ich niemandem etwas beweisen muß, da ich bereits erreicht habe, was ich wollte − sogar mehr, als ich mir erträumt hatte.

Ich merke, jedesmal wenn ich ein Buch schreibe, wiederholt sich derselbe Prozeß: Morgens wache ich um neun auf, bereit, mich gleich nach dem Frühstückskaffee an den Computer zu setzen; ich lese die Zeitungen, mache einen Spaziergang, gehe in die nächste Bar, um mit den Leuten zu reden, kehre nach Hause zurück, starre den Computer an. Nun ist es bereits Mittagszeit, eigentlich hätte ich seit elf schreiben sollen, aber jetzt brauche ich etwas Schlaf, wache um fünf Uhr nachmittags auf, schalte endlich den Computer ein, will meine E-Mails durchsehen, da fällt mir ein, daß ich ja mein Modem zerstört habe und mir darum nichts anderes übrigbleibt, als in den nächsten Ort und dort ins Internetcafe zu gehen. Aber sollte ich nicht, nur um mein Gewissen zu beruhigen, vorher mindestens eine halbe Stunde lang schreiben?

Ich beginne aus Pflichtgefühl − aber plötzlich übernimmt ›es‹ mich, und ich kann nicht mehr aufhören. Die Hausangestellte ruft mich zum Abendessen, ich bitte sie, mich nicht zu unterbrechen, eine Stunde später ruft sie mich wieder, ich habe zwar Hunger, aber eine Zeile, einen Satz, eine Seite muß ich noch schreiben. Als ich mich an den Tisch setze, sind die Speisen kalt, ich schlinge sie hinunter und eile zurück an den Computer − jetzt bin nicht ich es mehr, der alles kontrolliert, die Insel enthüllt sich mir, ich gehe ihre Wege entlang, als schöbe mich etwas an, ich begegne Dingen, an die ich nie zuvor

gedacht habe, die ich mir nie hätte träumen lassen. Ich trinke eine Tasse Kaffee und noch eine, und erst um zwei Uhr morgens, als mir vor Müdigkeit die Augen zufallen, höre ich mit dem Schreiben auf.

Ich gehe zu Bett, mache mir noch eine Stunde lang Notizen zu den Dingen, die ich im nächsten Absatz benutzen will, die sich aber immer wieder als vollkommen nutzlos erweisen − das Notieren dient nur dazu, meinen Kopf zu leeren, bis der Schlaf kommt. Ich gebe mir selber das Versprechen, am nächsten Tag schon um elf anzufangen. Doch der nächste Tag verläuft wie der Tag zuvor: Spaziergang, Plausch in der Bar, Mittagessen, Schlafen, schlechtes Gewissen, Wut, weil ich das Modem kaputtgemacht habe. Ich zwinge mich zur ersten Seite, und so weiter und so fort.

Plötzlich sind zwei, drei, vier, elf Wochen vergangen, ich weiß, daß das Ende kurz bevorsteht. Ein Gefühl von Leere überkommt mich, das Gefühl, etwas in Worte gefaßt zu haben, was ich hätte für mich behalten sollen. Aber jetzt muß ich bis zum letzten Satz durchhalten − und ich schaffe es.

Früher, als ich noch Schriftstellerbiographien las, fand ich, daß sie mit Aussagen wie »das Buch schreibt sich selber« oder »der Schriftsteller ist nur jemand, der auf der Schreibmaschine schreibt« ihre Arbeit kleinredeten. Heute weiß ich, daß es stimmt. Niemand weiß, warum die Strömung einen zu einer anderen Insel treibt als zu der, die wir zu erreichen träumten. Nun fange ich an, wie ein Besessener zu überarbeiten, zu kürzen, und wenn ich es nicht mehr ertrage, immer dieselben Worte zu lesen, schicke ich dem Verleger das Manuskript, der es noch einmal überarbeitet und dann publiziert.

Und jedesmal wieder stelle ich überrascht fest, daß andere Menschen zugleich mit mir auf der Suche nach derselben Insel sind und sie im Buch finden. Einer erzählt es dem anderen, die geheimnisvolle Kette wird immer länger, und aus dem, was für den Schriftsteller einsame Arbeit war, wird eine Brücke, ein Schiff, ein Mittel, über das die Seelen miteinander kommunizieren.

Jetzt bin ich nicht mehr einer, der sich im Sturm verirrt hat: Ich begegne mir selber durch meine Leser, begreife selbst erst richtig, was ich geschrieben habe, wenn ich sehe, daß und wie es die anderen auch verstehen − nicht vorher. Bei einigen wenigen Anlässen wie dieser Signierstunde, die jetzt gleich beginnen wird, kann ich in ihre Augen blicken und erfahren, daß meine Seele tatsächlich nicht allein ist.

Zur festgesetzten Zeit beginne ich mit dem Signieren der Bücher. Ein schneller Blickkontakt, doch dabei immer ein Gefühl von Gemeinsamkeit, Freude, gegenseitiger Achtung. Hände werden

gedrückt, ich erhalte ein paar Briefe, Geschenke, ein paar Worte werden gewechselt. Neunzig Minuten lang, dann bitte ich um zehn Minuten Pause. Niemand protestiert, mein Verleger läßt (wie es bei meinen Signierstunden in Frankreich schon Tradition ist) allen, die in der Schlange stehen, ein Glas Champagner bringen. (Ich habe versucht, diese Tradition auch in anderen Ländern einzuführen, aber dort heißt es immer, französischer Champagner sei zu teuer, und dann wird Mineralwasser gereicht, was immerhin auch Achtung für die Wartenden ausdrückt.) Ich kehre an den Tisch zurück. Eigentlich müßte ich nach zwei Stunden völlig erschöpft sein, doch ich bin überhaupt nicht müde, stecke voller Energie und könnte bis spät in die Nacht so weitermachen. Aber die Buchhandlung hat ihre Türen bereits geschlossen, die Schlange wird immer kürzer, es sind noch vierzig, dann nur noch dreißig, zwanzig, elf, fünf, vier, drei, zwei ... und plötzlich treffen sich unsere Blicke.

»Ich habe bis zum Schluß gewartet. Ich wollte der letzte sein, weil ich eine Botschaft habe.«

Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich schaue zur Seite, Verleger, Handelsvertreter und Buchhändler, die sich angeregt unterhalten. Wir wollen gleich zum Abendessen gehen, etwas trinken, noch einmal über den Nachmittag reden und darüber, was alles an Ungewöhnlichem passiert ist, während ich signierte.

Ich habe ihn nie zuvor gesehen, weiß aber, wer er ist. Ich nehme das Buch aus seiner Hand entgegen und schreibe:

»Für Mikhail in Zuneigung.«

Ich sage nichts. Ich darf ihn nicht verlieren − ein Wort, ein Satz, eine plötzliche Bewegung könnten dazu führen, daß er geht und nie wieder kommt. Im Bruchteil einer Sekunde begreife ich, daß er und nur er mich vom Segen − oder vom Fluch − des Zahirs befreien kann, weil er der einzige ist, der weiß, wo der Zahir ist, und ich ihm endlich die Fragen werde stellen können, die ich mir schon so lange immer wieder selber stelle.

»Ich wollte Ihnen nur sagen, es geht ihr gut. Und möglicherweise hat sie Ihr Buch sogar gelesen.«

Die Verleger, die Vertreter, die Buchhändler kommen, umarmen mich, sagen, es sei ein ganz besonderer Nachmittag gewesen. Nun wollen wir uns entspannen, trinken, über den Abend reden.

»Ich möchte diesen Leser gern einladen«, sage ich. »Er war der letzte in der Reihe und wird stellvertretend für alle Leser mitkommen, die heute hier waren.«

»Ich kann nicht. Ich habe schon etwas vor.«

Und, zu mir gewandt, etwas erschrocken.

»Ich bin nur hier, um eine Botschaft zu überbringen.«

»Was für eine Botschaft?« fragt einer der Vertreter.

»Er lädt sonst nie jemanden ein!« sagt mein Verleger. »Kommen Sie, gehen wir zusammen essen.«

»Herzlichen Dank, aber ich habe donnerstagabends eine feste Verabredung.«

»Um wieviel Uhr?«

»In zwei Stunden.«

»Und wo?«

»In einem armenischen Restaurant.«

Mein Fahrer, der zufällig Armenier ist, fragt nach, in welchem genau, und sagt dann, es liege nur fünfzehn Minuten von dem Restaurant entfernt, in dem wir essen werden. Alle wollen mir zu Gefallen sein: Sie wundern sich, daß er ablehnt, weil sie glauben, er müßte sich freuen und sich geehrt fühlen und dafür alles andere absagen.

»Wie heißen Sie?« fragt Marie.

»Mikhail«

»Mikhail.« Und ich sehe, Marie hat alles verstanden. »Kommen Sie doch auf eine Stunde mit uns. Das Restaurant, in das wir gehen, liegt ganz in der Nähe. Anschließend kann der Fahrer Sie hinbringen. Doch wenn es Ihnen lieber ist, sagen wir unsere Reservierung ab und essen alle in dem armenischen Restaurant − so haben Sie kein Problem.«

Ich werde nicht müde, ihn anzusehen. Er sieht weder besonders gut aus, noch ist er besonderes häßlich. Ist weder groß noch klein. Er ist schwarz gekleidet, einfach und elegant − und unter Eleganz verstehe ich das Fehlen von Markennamen oder Logos.

Marie nimmt Mikhail beim Arm und geht zum Ausgang. Der Buchhändler hat noch einen Stapel Bücher von Lesern, die nicht kommen konnten. Ich verspreche, die Bücher morgen zu signieren. Meine Beine zittern, ich habe Herzrasen, und dennoch tue ich so, als wäre alles in Ordnung, als wäre ich zufrieden mit dem heutigen Nachmittag, als hörte ich interessiert zu. Wir überqueren die Champs-Elysées, die Sonne geht hinter dem Arc de Triomphe unter, und ich nehme das als Zeichen, als gutes Omen.

Hauptsache, ich werde mit der Situation fertig.

Warum will ich ihn sprechen? Die Leute vom Verlag reden weiter auf mich ein, ich antworte automatisch, niemand merkt, daß ich in Gedanken ganz woanders bin und nicht recht begreife, warum ich jemanden eingeladen habe, den ich doch hassen müßte. Möchte ich herausfinden, wo Esther sich befindet? Möchte ich mich an diesem

Jungen rächen, der so unsicher wirkt, so verloren, und der es dennoch geschafft hat, den Menschen, den ich liebe, von mir zu entfernen? Möchte ich ihn bestechen, ihn dazu bringen, meine Frau dazu zu überreden, daß sie zurückkommt?

Ich habe keine Antwort auf all diese Fragen, aber das ist jetzt auch völlig unwichtig. Bislang war der einzige Satz, den ich gesagt habe: »Ich würde mich freuen, wenn Sie mit uns zu Abend essen würden.« Die Szene hatte ich mir schon häufig vorgestellt: Wir begegnen uns, ich packe ihn am Kragen, versetze ihm einen Faustschlag, erniedrige ihn vor Esther; oder ich selber werde geschlagen, und sie muß zusehen, wie ich kämpfe, ihretwegen leide. Ich habe mir diese Szenen von Aggression oder gespielter Gleichgültigkeit, von öffentlichem Skandal immer wieder vorgestellt. Der Satz aber »Ich würde mich freuen, wenn Sie mit uns zu Abend essen würden« war mir nie in den Sinn gekommen.

Nicht fragen, was ich hinterher tun werde. Einstweilen muß ich Marie im Auge behalten, die ein paar Schritt vor mir geht, bei Mikhail eingehakt, als wäre sie seine Freundin. Sie darf ihn nicht weggehen lassen, und zugleich frage ich mich, warum sie mir hilft − wo sie doch weiß, daß die Begegnung mit diesem Jungen auch bedeuten kann, daß ich erfahre, wo meine Frau sich aufhält.

Wir betreten das Restaurant. Mikhail nimmt möglichst weit von mir entfernt Platz, vielleicht möchte er ein privates Gespräch vermeiden. Fröhlichkeit, Champagner, Wodka und Kaviar − ich blicke auf die Menükarte und entdecke mit Entsetzen, daß der Buchhändler dabei ist, ein Vermögen auszugeben. Man redet über dies und das, Mikhail wird gefragt, wie er den Nachmittag gefunden habe; er sagt, es habe ihm gefallen; sie fragen ihn nach dem Buch, er sagt, es habe ihm sehr gefallen. Daraufhin vergessen sie ihn, und die Aufmerksamkeit wendet sich wieder mir zu − ob ich zufrieden sei, ob die Besucherschlange so organisiert gewesen sei, wie ich es wollte, ob die Sicherheitsmannschaft gut funktioniert habe. Mein Herz klopft noch immer wild, aber es gelingt mir, nach außen ruhig zu wirken, mich herzlich für die perfekte Planung und Durchführung der Veranstaltung zu bedanken.

Auf das Geplauder folgen viele Wodkas, und Mikhail ist sichtlich entspannt. Er steht nicht im Mittelpunkt des Interesses, muß nichts sagen, braucht nur noch etwas durchzuhalten und kann schon bald gehen. Ich weiß, daß das mit dem armenischen Restaurant keine Finte ist, ich habe nun eine Spur. Meine Frau ist noch in Paris! Ich muß freundlich sein, ich muß versuchen, sein Vertrauen zu gewinnen; die anfängliche Anspannung legt sich.

Eine Stunde vergeht. Mikhail schaut auf die Uhr, und mir ist klar,

daß er gleich aufbrechen wird. Ich muß etwas tun − und zwar sofort. Jedesmal, wenn ich ihn ansehe, schrumpfe ich noch mehr zusammen, fühle ich mich noch bedeutungsloser, und gleichzeitig verstehe ich immer weniger, wie Esther mich gegen jemanden eintauschen konnte, der so außerhalb der Realität zu stehen scheint (sie hatte erwähnt, er habe »magische« Kräfte). Auch wenn es mir schwerfällt, so zu tun, als sei ich entspannt, während ich mit jemandem rede, der mein Feind ist − es hilft nichts, ich muß etwas tun.

»Es wäre doch schön, wenn wir noch etwas über unseren Leser erfahren könnten«, werfe ich in die Runde, die augenblicklich schweigt. »Gleich wird er gehen, und wir haben fast gar nichts über sein Leben erfahren. − Was tun Sie so?«

Mikhail wird trotz der Wodkas, die er getrunken hat, sofort wieder nüchtern.

»Ich organisiere Treffen im armenischen Restaurant.«

»Was soll ich mir darunter vorstellen?«

»Ich erzähle Geschichten auf einer Bühne. Und lasse Leute aus dem Publikum ihre Geschichten erzählen.«

»Das gleiche mache ich in meinen Büchern.«

»Ich weiß. Das hat auch dazu geführt, daß ich ...«

Er wird sagen, wer er ist!

»Sind Sie hier geboren?« fragt Marie und unterbricht so Mikhails Satz, der sonst möglicherweise mit ›... mich Ihrer Frau genähert habe‹ geendet hätte.

»Ich bin in der Steppe von Kasachstan geboren.«

Kasachstan. Wer wird den Mut aufbringen, zu fragen, wo Kasachstan liegt?

»Wo liegt Kasachstan?« fragt der Vertreter.

Selig sind die, die nicht fürchten, zu zeigen, daß sie etwas nicht wissen.

»Ich hatte schon auf diese Frage gehofft.« Nun liegt Freude in Mikhails Blick. »Immer, wenn ich sage, daß ich dort geboren bin, sagt zehn Minuten später jemand, ich sei aus Pakistan oder Afghanistan. Meine Heimat liegt in Zentralasien. Vierzehn Millionen Einwohner leben dort auf einer Fläche, die um ein Vielfaches größer ist als Frankreich mit seinen sechzig Millionen.«

»Oder anders gesagt, ein Land, in dem sich niemand über Raummangel beschwert«, bemerkt lachend mein Verleger.

»Ein Ort, an dem Sich-Beschweren den Menschen im zwanzigsten Jahrhundert jahrelang verboten war. Weil das kommunistische Regime

das Privateigentum abgeschafft hatte, wurde das Vieh auf der Steppe sich selbst überlassen, und 48,6 % der Einwohner verhungerten. Verstehen Sie? Fast die Hälfte meines Volkes ist zwischen 1932 und 1933 verhungert.«

Schweigen breitet sich am Tisch aus. Dann will einer der Anwesenden das Thema wechseln, weil traurige Geschichten die Feierlaune trüben. Aber ich bestehe darauf, daß der »Leser« mehr über sein Land erzählt.

»Wie ist die Steppe?« frage ich.

»Es sind riesige, fast vegetationslose Ebenen, wie Sie wissen dürften.«

Ich weiß es, aber ich hätte etwas fragen müssen, um das Gespräch am Laufen zu halten.

»Ich erinnere mich da an etwas über Kasachstan«, sagt mein Verleger. »Vor einiger Zeit habe ich ein Manuskript eines Autors erhalten, der dort lebt und über die Atomtests schreibt, die in der Steppe durchgeführt wurden.«

»Der Boden unseres Landes ist mit Blut getränkt und seine Seele voller Leid. Wir werden generationenlang dafür bezahlen. Wir haben es geschafft, ein ganzes Meer verschwinden zu lassen.«

Nun mischt sich Marie ein.

»Niemand läßt ein Meer verschwinden.«

»Ich bin erst fünfundzwanzig Jahre alt, aber es hat nur eine Generation gedauert, bis das Wasser, das dort seit Jahrtausenden war, sich in Staub verwandelte. Die Regierenden des kommunistischen Regimes hatten beschlossen, die Läufe des Amu-Dary und des Syr-Darya umzuleiten, um so einige Baumwollplantagen zu bewässern. Es hat nicht geklappt. Doch jetzt läßt es sich nicht mehr rückgängig machen − das Meer gibt es nicht mehr, und das Ackerland ist zu Wüste geworden. Der Wassermangel hat das Klima dort grundlegend verändert. Heute verteilen ungeheure Sandstürme jedes Jahr hundertfünfzigtausend Tonnen Salz und Staub. Fünfzig Millionen Menschen in fünf Ländern sind von dieser unverantwortlichen und unumkehrbaren Entscheidung der sowjetischen Bürokraten betroffen. Das wenige Wasser, das noch übrig ist, wurde verseucht.«

Ich machte mir im Geiste Notizen. Es könnte für einen meiner Vorträge interessant sein. Mikhail fuhr in einer Art und Weise fort, die nichts ökologisch Eiferndes hatte, sondern nur Trauer ausdrückte:

»Mein Großvater erzählte, daß der Aral-See wegen der Farbe seines Wassers einst das Blaue Meer genannt wurde. Heute ist es nicht mehr da, und dennoch wollen die Menschen ihre Häuser nicht aufgeben

und woandershin ziehen. Sie träumen noch immer von den Wellen, den Fischen, haben noch immer ihre Angelruten und reden über Schiffe und Köder.«

»Aber das mit den Atomversuchen, stimmt das wirklich?« läßt mein Verleger nicht locker.

»Da jeder Kasache innig mit seiner Heimaterde verbunden ist, sind diese Versuche ein Angriff auf jeden einzelnen von uns. Vierzig Jahre lang wurden die Ebenen von nuklearen oder thermonuklearen Bomben erschüttert, bis 1989 waren es insgesamt vierhundertsechsundfünfzig. Hundertsechzehn dieser Explosionen wurden an der Erdoberfläche gezündet und hatten zusammen eine Sprengkraft, die zweieinhalbtausendmal so stark war wie die der Bombe, die im Zweiten Weltkrieg auf Hiroshima geworfen wurde. Als Folge davon wurden Tausende von Menschen radioaktiv verseucht, bekamen Lungenkrebs. Zugleich wurden Tausende von Kindern motorisch oder geistig behindert oder ohne Gliedmaßen geboren.«

Mikhail schaut auf die Uhr.

»Wenn Sie erlauben, ich muß jetzt los.«

Die einen finden es schade, daß er geht, denn die Unterhaltung wurde gerade interessant. Die anderen sind froh, sie es unangebracht finden, an einem so fröhlichen Abend über tragische Dinge zu sprechen.

Mikhail verabschiedet sich mit einem Nicken und umarmt mich. Nicht etwa, weil er besonders innige Gefühle für mich hegt, sondern nur, um mir zuzuflüstern:

»Wie ich schon sagte, es geht ihr gut. Machen Sie sich keine Sorgen.«

›Machen Sie sich keine Sorgens hat er zu mir gesagt! Warum sollte ich mir Sorgen machen: Wegen einer Frau, die mich verlassen hat? Die schuld daran war, daß ich verhaftet wurde, auf der Titelseite von Zeitungen und Skandalblättern erschien, tage- und nächtelang litt, fast meine Freunde verlor, und daß ...

»... ›Zerreißen hat seine Zeit, Zunähen hat seine Zeit‹ geschrieben wurde. Ich bitte dich, wir sind erwachsene, reife Menschen, machen wir uns doch nichts vor: Selbstverständlich würdest du gern wissen, wie es ihr geht. Und ich gehe sogar noch weiter: Du würdest sie gern wiedersehen.«

»Wenn du das weißt, wieso hast du dann meine Begegnung mit ihm erleichtert? Jetzt habe ich eine Spur: Er tritt jeden Donnerstag in dem armenischen Restaurant auf.«

»Sehr gut. Weiter.«

»Liebst du mich?«

»Mehr als gestern und weniger als morgen, wie es auf den Grußpostkarten heißt, die man im Papierladen kaufen kann. Ja, ich liebe dich. Um die Wahrheit zu sagen, ich bin hoffnungslos in dich verliebt, überlege sogar, hierherzuziehen, in diese riesige, einsame Wohnung − und wenn ich das Thema anspreche, bist immer du es, der das Thema wechselt. Dennoch schlucke ich meinen Stolz herunter und lasse durchblicken, wie wichtig es wäre, daß wir beide zusammenleben − und muß mir anhören, daß es dafür noch zu früh ist. Ich denke dann, du meinst, du könntest mich verlieren, so wie du Esther verloren hast, oder daß du noch immer auf ihre Rückkehr wartest, oder daß du deine Freiheit verlieren würdest, oder daß du Angst davor hast, allein zu sein, und zugleich Angst davor, mit jemandem zusammenzusein − kurz, daß unsere ganze Beziehung ein Wahnsinn ist. Aber da du mich gefragt hast, bekommst du eine Antwort: Ich liebe dich sehr.«

»Warum hast du es dann getan?«

»Weil ich nicht ewig mit dem Gespenst einer Frau leben kann, die ohne Erklärung weggegangen ist. Ich habe dein Buch gelesen. Ich glaube, erst wenn du sie triffst, wenn du dieses Problem löst, kann dein Herz wirklich mir gehören.

Genau dies ist mit meinem Mailänder passiert: Ich war ihm nahe genug, um zu sehen, wie feige er war, wie er nie für unsere Beziehung geradestand und für seine Wünsche, weil er es zu gefährlich fand. Du hast immer wieder gesagt, die vollkommene Freiheit gebe es nicht: Es gebe die Freiheit, etwas zu wählen, doch wenn man seine Wahl getroffen habe, müsse man zu seiner Entscheidung stehen. Je besser ich meinen Freund kennenlernte, um so mehr habe ich dich bewundert: einen Mann, der beschloß, die Frau, die ihn verlassen hatte, die nichts mehr von ihm wissen wollte, weiter zu lieben. Der dies nicht nur akzeptierte, sondern sogar noch entschied, es öffentlich kundzutun. Eine Passage aus deinem Buch kenne ich auswendig:

›Als ich nichts mehr zu verlieren hatte, habe ich alles empfangen - Als ich aufhörte, der zu sein, der ich war, habe ich mich selber gefunden. Als ich Erniedrigung erfuhr und dennoch meinen Weg weiterging, habe ich begriffen, daß ich frei war, mein Schicksal zu wählen. Ich weiß nicht, ob ich krank bin, ob meine Ehe ein Traum war, den ich nicht verstehen konnte, solange er andauerte. Ich weiß, daß ich ohne sie leben kann, aber ich würde sie gern wiedersehen, um ihr zu sagen, was ich ihr nie gesagt habe, als wir zusammen waren: Ich liebe dich mehr als mich selbst. Wenn ich dies sagen kann, dann kann ich in Frieden weiterziehen − denn diese Liebe hat mich befreit und erlöste«

»Mikhail sagte, Esther habe das Buch wahrscheinlich gelesen. Das ist

genug.«

»Trotzdem, damit du ganz mir gehörst, mußt du sie treffen und ihr dies von Angesicht zu Angesicht sagen. Vielleicht ist es unmöglich, weil sie dich nicht mehr sehen will − aber dann hast du es wenigstens versucht. Ich wäre von dieser ›idealen Frau‹ und du wärst von deinem allgegenwärtigen Zahir befreit.«

»Du bist mutig.«

»Nein, ich habe Angst. Aber ich habe keine andere Wahl.«

Am nächsten Morgen schwor ich mir, daß ich nicht versuchen würde, herauszubekommen, wo Esther sich aufhielt.

Es war mir nicht bewußt gewesen, aber ich hatte zwei Jahre lang lieber glauben wollen, sie sei gezwungen worden zu gehen, sie sei von einer Terroristengruppe entführt und erpreßt worden. Aber jetzt, wo ich wußte, daß sie lebte, daß es ihr (wie der junge Mann gesagt hatte) gutging, warum sollte ich nun darauf bestehen, sie wiederzusehen? Meine Exfrau hatte ein Recht darauf, ihr Glück zu suchen. Ihren Entschluß mußte ich respektieren.

Dies dachte ich allerdings nur vier Stunden lang: Am Abend ging ich in eine Kirche, entzündete eine Kerze und tat erneut ein Gelöbnis, dieses Mal in heiliger, ritueller Form: Ich würde versuchen, sie wiederzusehen. Marie hatte recht, ich war erwachsen genug, um mir nicht weiter etwas vorzumachen, um nicht weiter so zu tun, als interessiere es mich nicht. Ich respektierte ihren Entschluß, zu gehen, doch der Mensch, der mir so sehr geholfen hatte, mein Leben aufzubauen, hatte mich fast zerstört. Sie war immer mutig gewesen: Warum aber hatte sie sich nun wie ein Dieb mitten in der Nacht weggestohlen, ohne ihrem Ehemann den Grund dafür ins Gesicht zu sagen? Wir waren erwachsen genug, um die Konsequenzen unseres Handelns zu tragen: Das Verhalten meiner Frau (ich korrigiere mich: meiner Exfrau) paßte nicht zu ihr, und ich mußte den Grund dafür herausfinden.

Eine Woche noch − eine Ewigkeit − bis zur Veranstaltung im armenischen Restaurant. Bis dahin sagte ich Interviews zu, die ich sonst nie gegeben hätte, schrieb ein paar Zeitungskolumnen, machte Yoga, meditierte, las ein Buch über einen russischen Maler, ein weiteres über Nepal, schrieb zwei Vorworte und vier Buchempfehlungen für Verleger, denen ich bisher immer einen Korb gegeben hatte.

Doch selbst danach war immer noch Zeit übrig, die ich dazu nutzte, etliche Einzahlungen auf der ›Gefälligkeitsbank‹ zu tätigen: Ich nahm

Einladungen zu Abendessen an, hielt einige kurze Vorträge an Schulen, auf die Kinder von Freunden gingen, besuchte einen Golfclub, hielt in der Buchhandlung eines Freundes in der Avenue de Suffren eine improvisierte Signierstunde ab (die erst drei Tage vorher mit einem Plakat im Schaufenster angekündigt wurde und zu der höchstens zwanzig Leute kamen). Meine Sekretärin war der Meinung, ich müsse sehr zufrieden sein, da sie mich schon lange nicht mehr so aktiv erlebt habe. Ich gab zurück, die Tatsache, daß mein Buch auf der Bestsellerliste stehe, beflügle mich beim Arbeiten.

Nur zwei Dinge machte ich in jener Woche nicht: Erstens las ich auch jetzt keine fremden Manuskripte. Meine Anwälte hatten mich angewiesen, diese umgehend wieder zurückzuschicken, da ich sonst Gefahr liefe, von jemandem des Plagiats bezichtigt zu werden. (Ich habe nie verstanden, warum mir Leute ihre Manuskripte schicken.)

Zweitens sah ich nicht im Atlas nach, wo Kasachstan liegt, obwohl ich wußte, daß ich mehr über Mikhails Heimat erfahren mußte, wenn ich sein Vertrauen gewinnen wollte.

Die Leute warten geduldig darauf, daß die Tür zum Saal im hinteren Teil des Restaurants geöffnet wird. Hier herrscht nicht der Charme der Bars von Saint-Germain-des-Prés, der Kaffee wird nicht mit einem kleinen Glas Wasser serviert, und es verkehren hier auch keine gutgekleideten, wortgewandten Menschen. Keine Theaterfoyer-Eleganz, keine Magie der Shows, wie sie überall sonst in Paris in kleinen Bistros stattfinden und in denen die Künstler ihr Bestes geben in der Hoffnung, ein berühmter Impresario sitze im Publikum, gebe sich am Ende der Show zu erkennen, um ihnen zu sagen, sie seien einfach großartig und sie sollten doch in irgendeinem wichtigen Kulturzentrum vorsprechen.

Mir ist schleierhaft, wieso der Raum so voll ist: In keinem der einschlägigen Pariser Veranstaltungskalender habe ich je irgendeinen Hinweis darauf gefunden.

Während ich warte, unterhalte ich mich mit dem Besitzer − und erfahre, daß er demnächst das ganze Restaurant für die Vorstellung nutzen will.

»Das Publikum wächst von Woche zu Woche«, sagt er. »Anfangs habe ich nur eingewilligt, weil eine Journalistin mich darum gebeten hatte und mir im Gegenzug versprach, in ihrer Zeitschrift etwas über mein Restaurant zu schreiben. Ich sagte ja, weil der Saal donnerstags nur selten voll ist. Jetzt nutzen viele die Wartezeit, um hier zu Abend zu essen, und seither ist der Donnerstag unser umsatzstärkster Tag. Ich hatte nur eine Befürchtung: daß es sich bei den Leuten um eine

Sekte handeln könnte. Wie Sie wissen, sind die Gesetze hier sehr streng.«

Damit kannte ich mich aus − hatten doch Kritiker angedeutet, auch meine Bücher reflektierten eine gefährliche Geistesströmung, eine religiöse Lehre, die von den heute gültigen Wertevorstellungen abweiche. Frankreich war, so liberal es auch sein mochte, in dieser Beziehung irgendwie paranoid. Erst kürzlich erschien ein ausführlicher Bericht über die »Gehirnwäsche«, die bestimmte Gruppen angeblich bei leichtgläubigen Menschen durchführten. Als könnten Menschen zwar Schulen, Universitäten, Zahnpasten, Autos, Filme, Ehemänner und -frauen, Geliebte wählen, seien aber in Glaubensfragen leicht manipulierbar.

»Und wie wird dafür Reklame gemacht?« frage ich nach.

»Keine Ahnung. Wenn ich wüßte, wer dahintersteckt, würde ich diese Person beauftragen, Reklame für mein Restaurant zu machen.«

Und um auch jeden Zweifel zu zerstreuen, denn er hat keine Ahnung, wer ich bin:

»Aber es ist keine Sekte, das kann ich Ihnen versichern. Es sind Künstler.«

Die Tür zum Saal wird nun geöffnet, die Menge strömt hinein. Am Eingang legt jeder fünf Euro in ein kleines Körbchen. Drinnen stehen zwei junge Männer und zwei junge Frauen unbeweglich auf einer behelfsmäßigen Bühne. Sie tragen alle steif abstehende weite weiße Röcke. Neben den vieren bemerke ich noch einen älteren Mann mit einer Trommel in der Hand sowie eine Frau mit einem riesigen verzierten Bronzeteller − einer Art Gong −, und wenn sie zufällig gegen ihr Instrument stößt, klingt es wie metallischer Regen.

Einer der jungen Männer ist Mikhail, der jetzt ganz anders ist als der junge Mann, dem ich nach meiner Signierstunde begegnet bin: Er hat den leuchtenden Blick fest auf einen Punkt im Raum gerichtet.

Die Leute nehmen auf den im Raum verteilten Stühlen Platz. Junge Männer und Frauen, die ich, träfe ich sie auf der Straße, für Junkies halten würde. Außerdem leitende Angestellte und Beamte mittleren Alters mit ihren Ehefrauen. Zwei oder drei Kinder im Alter von neun bis zehn, die wahrscheinlich in Begleitung ihrer Eltern gekommen sind. Ein paar ältere Leute, für die das Kommen gewiß beschwerlich war, denn die nächste Metrostation liegt fast fünf Blocks entfernt.

Es wird getrunken, geraucht, laut geredet, als wären die Personen auf der Bühne nicht vorhanden. Die Gespräche werden lauter, es wird viel gelacht, die Stimmung ist fröhlich wie bei einem Fest. Eine Sekte ist das ganz bestimmt nicht. Allenfalls eine Bruderschaft von

Rauchern.

Ich blicke angespannt um mich, glaube, in jeder anwesenden Frau Esther zu sehen, aber immer, wenn ich genauer hinsehe, ist es jemand anderes − oft auch eine Person, die meiner Frau überhaupt nicht ähnlich sieht. (Warum bloß kann ich mich nicht daran gewöhnen, meine ›Exfrau‹ zu sagen?)

Ich frage eine gutgekleidete Frau, worum es hier geht. Sie scheint keine Lust zu haben, mir zu antworten, schaut mich an wie einen Anfänger, der erst noch hinter die Geheimnisse des Lebens kommen muß.

»Liebesgeschichten«, sagt sie dann. »Geschichten und Energie.«

Geschichten und Energie. Besser nicht nachfragen, obwohl die Frau vollkommen normal aussieht. Ich überlege noch, ob ich jemand anderen fragen soll, entscheide mich dagegen, ich werde es bald schon selber herausfinden. Ein Herr neben mir schaut mich an und lächelt.

»Ich habe Ihre Bücher gelesen. Ich weiß natürlich, warum Sie hier sind.«

Ich bekomme einen Schreck: Weiß er womöglich etwas über die Beziehung von Mikhail und meiner Frau − ich muß mich erneut berichtigen − die Beziehung zwischen einer der Personen auf der Bühne und meiner Exfrau?

»Ein Autor wie Sie kennt natürlich die Tengri. Sie stehen in direkter Beziehung zu dem, was Sie ›Krieger des Lichts‹ nennen.«

»Selbstverständlich«, antworte ich erleichtert. Und denke: Davon habe ich noch nie etwas gehört.

Zwanzig Minuten später, als die Luft im Saal wegen des Rauchs zum Schneiden ist, erklingt der Gong. Sofort verstummen die Gespräche, die ausgelassene Stimmung bekommt eine religiöse Aura: Sowohl auf der Bühne wie auch im Publikum herrscht Schweigen, man hört nur den Lärm aus dem Restaurant nebenan.

Mikhail, der weiterhin wie in Trance auf einen festen Punkt starrt, beginnt:

»Dies sagt der mongolische Mythos über die Entstehung der Welt:

»Ein wilder Hund erschien, der blau und grau war,
Sein Schicksal war vom Himmel bestimmt,
Seine Frau war eine Hirschkuh.«

Seine Stimme klingt anders, weiblicher, sicherer.

»So beginnt eine weitere Liebesgeschichte. Der Jäger und die Beute

begegnen einander und lieben sich. Den Gesetzen der Natur zufolge müßte einer den anderen zerstören − aber in der Liebe gibt es weder Gut noch Böse, gibt es weder Aufbau noch Zerstörung, es gibt nur Bewegung. Und die Liebe hebt die Naturgesetze auf.«

Er macht eine Handbewegung, und die vier auf der Bühne drehen sich um sich selber.

»In den Steppen, aus denen ich stamme, ist der wilde Hund ein weibliches Tier. Empfindsam, imstande zu jagen weil er seinen Instinkt entwickelt hat, doch er ist zugleich schüchtern. Er wendet keine rohe Gewalt an, handelt strategisch. Er ist mutig und vorsichtig, schnell. In Sekundenschnelle kann er aus völliger Entspannung zum Sprung auf seine Beute ansetzen.«

Und die Hirschkuh? denke ich als alter Geschichtenschreiber. Mikhail, der Geschichtenerzähler, spürte die Frage, die in der Luft lag:

»Die Hirschkuh hat männliche Eigenschaften: Sie ist schnell, weiß alles über die Erde. Beide bewegen sich in ihren symbolischen Welten, zwei Möglichkeiten begegnen einander, und da sie ihre Natur und ihre Schranken überwinden, ermöglichen sie die Welt. Das will der mongolische Mythos sagen: Aus unterschiedlichem Wesen erwächst die Liebe. Aus dem Widerspruch schöpft sie Kraft. Konfrontation und Veränderung erhalten die Liebe.

Die Menschheit hat einen hohen Preis dafür bezahlt, um dahin zu gelangen, wo sie heute steht. Wir haben unser Leben. Wir richten uns ein, so gut es geht. Ideal ist es nicht, aber wir können miteinander leben. Allerdings fehlt etwas − immer fehlt etwas, und aus diesem Grunde sind wir heute abend hier zusammengekommen: Damit jeder einzelne dem anderen hilft, ein wenig über den Sinn seines Lebens nachzudenken. Indem er Geschichten erzählt, die keinen Sinn ergeben, Fakten sucht, die in der Wahrnehmung der Allgemeinheit keinen Platz haben, bis wir irgendwann einmal, vielleicht in einer oder zwei Generationen, einen anderen Weg entdecken können.

Als der italienische Dichter Dante die ›Göttliche Komödie‹ schrieb, sagte er: An dem Tag, an dem der Mensch der wahren Liebe erlaubt, sich zu zeigen, werden die wohlgeordneten Dinge heillos durcheinandergeraten und alles aus dem Gleichgewicht bringen, was wir für sicher, für wahr gehalten haben.

Die Welt wird wahr sein, wenn der Mensch zu lieben vermag − bis dahin werden wir in dem Glauben leben, wir würden die Liebe kennen. Wir bringen jedoch nicht den Mut auf, uns der Liebe als dem zu stellen, was sie ist.

Die Liebe ist etwas Wildes. Wenn wir versuchen, sie unter Kontrolle zu halten, zerstört sie uns. Wenn wir versuchen, sie einzusperren,

macht sie uns zu Sklaven. Wenn wir versuchen, sie zu begreifen, stehen wir verloren und verwirrt da.

Diese Kraft ist auf Erden, um uns Freude zu geben und uns Gott und den anderen Menschen näherzubringen. Und dennoch, so wie wir heute lieben, kommt auf eine Minute Frieden eine Stunde Angst.«

Mikhail macht eine Pause. Der merkwürdige Gong ertönt wieder.

»Wie auch an den anderen Donnerstagen werden wir keine Liebesgeschichten erzählen. Wir werden Geschichten von Nicht-Liebe erzählen. Werden sehen, was an der Oberfläche ist, und begreifen, was darunter liegt: die Schicht, in der sich unsere Gewohnheiten, unsere Werte befinden. Wenn es uns gelingt, diese Schicht zu durchdringen, entdecken wir uns selber. Wer fängt an?«

Mehrere Leute heben die Hand. Mikhail zeigt auf ein arabisch aussehendes Mädchen. Sie wendet sich zu einem Mann, der allein am anderen Ende des Saales sitzt.

»Ist es Ihnen schon einmal passiert, daß Sie im Bett mit einer Frau impotent waren?«

Alle lachen. Der Mann gibt keine direkte Antwort.

»Fragen Sie mich das, weil Ihr Freund impotent ist?«

Alle lachen erneut. Während Mikhail spricht, beschleicht mich das Gefühl, daß sich hier vielleicht doch eine neue Sekte bildet, aber ich sage mir, daß bei Versammlungen von Sekten niemand raucht, trinkt oder peinliche Fragen über die sexuellen Aktivitäten des anderen stellt.

»Nein«, sagt das Mädchen mit fester Stimme. »Aber ihm ist es schon mal passiert. Und ich weiß, daß Sie mir, wenn Sie meine Frage ernst genommen hätten, sagen würden: ›Das ist mir schon mal passiert.‹ Alle Männer in allen Kulturkreisen auf der Welt haben schon einmal erlebt, daß sie impotent waren, unabhängig von Liebe oder sexueller Anziehung. Häufig sogar bei dem Menschen, den sie am meisten begehren. Das ist normal.«

Ja, das ist normal, und ich hatte die Frage einmal einem Psychiater gestellt, als ich fand, ich hätte ein Problem.

Das Mädchen fährt fort:

»Allerdings wird uns immer erzählt, die Männer könnten jederzeit eine Erektion haben. Wenn es nicht klappt, glauben sie, sie seien Versager, und die Frauen glauben von sich, sie seien nicht attraktiv genug. Da Impotenz ein Tabu ist, spricht der Mann darüber nicht mit seinen Freunden. Zur Frau sagt er den berühmten Satz: ›Das passiert mir zum ersten Mal.‹ Er schämt sich und entfernt sich von jemandem, mit dem er eine großartige Beziehung haben könnte, würde er einen

zweiten, dritten oder vierten Versuch zulassen. Würde er der Zuneigung seiner Freunde mehr vertrauen und die Wahrheit sagen, fände er heraus, daß er mit dem Problem nicht allein dasteht. Würde er der Liebe der Frau vertrauen, hätte er nicht das Gefühl der Demütigung.«

Beifall. Viele, Männer wie Frauen, stecken sich wie erleichtert eine Zigarette an.

Mikhail zeigt auf einen Herrn, der wie der Manager eines multinationalen Unternehmens aussieht.

»Ich bin Rechtsanwalt, auf strittige Scheidungen spezialisiert.«

»Was bedeutet ›strittig‹?« fragt jemand aus dem Publikum.

»Wenn eine der Personen nicht einverstanden ist«, antwortet der Rechtsanwalt ärgerlich, weil er unterbrochen wurde, und nach seinem Gesichtsausdruck zu schließen, kann er es nicht fassen, daß jemand ein so einfaches Wort nicht kannte.

»Fahren Sie fort«, sagt Mikhail mit einer Autorität, die ich dem jungen Mann, den ich bei meiner Signierstunde getroffen habe, nicht zugetraut hätte.

Der Anwalt gehorcht.

»Ich habe gestern einen Bericht der Firma Human and Legal Resources erhalten, die ihren Sitz in London hat. Darin steht folgendes:

›Zwei Drittel der Angestellten einer Firma haben eine wie auch immer geartete gefühlsmäßige Beziehung.‹ Stellen Sie sich das vor! In einem Büro mit drei Personen, werden zwei am Ende irgendeinen engeren Kontakt haben.

›Zehn Prozent geben ihre Anstellung am Ende aus diesem Grunde auf, vierzig haben Beziehungen, die länger als drei Monate dauern, und bei Berufen, die eine längere Abwesenheit von zu Hause verlangen, haben mindestens acht von zehn Menschen etwas miteinander.‹ Ist das nicht unglaublich?«

»Wenn das die Statistik sagt, müssen wir das respektieren«, meint einer der jungen Leute, die angezogen sind, als gehörten sie zu einer gefährlichen Räuberbande. »Wir glauben doch alle an Statistiken! Das heißt, im Prinzip müßte meine Mutter in diesem Augenblick meinen Vater betrügen, und schuld daran ist die Statistik!«

Ich denke an mich, an die vielen Male, die ich meine Frau betrogen habe. Letztlich ist das eine Frage der Statistik, wir können nichts dafür.

Andere Geschichten werden erzählt − von Eifersucht, Verlassenwerden, Depressionen. Ich habe das Gefühl, in einer Gruppentherapie zu sitzen, höre aber nicht mehr richtig zu. Mein Zahir ist mit ganzer Intensität zurückgekehrt − ich befinde mich im

selben Raum wie der Mann, der mir die Frau weggenommen hat. Der Mann neben mir, der mich erkannt hat, fragt mich, wie ich es finde, und ich bin froh, antworten zu können.

»Ich weiß nicht, worauf das Ganze hinauslaufen soll. Ich komme mir vor wie in einer Selbsthilfegruppe, bei den Anonymen Alkoholikern oder in einer Eheberatung.«

»Aber was Sie da hören, ist das nicht Wirklichkeit?«

»Kann sein. Aber ich frage nochmals: Worauf soll das hinauslaufen?«

»Das ist heute abend nicht das Wichtigste − es ist nur eine Möglichkeit, damit wir uns nicht allein fühlen. Indem wir uns gegenseitig unser Leben erzählen, finden wir heraus, daß die meisten Menschen das gleiche erlebt haben.«

»Mit welchem Ergebnis?«

»Wenn wir nicht allein sind, haben wir mehr Kraft: Wir merken, wo wir auf dem falschen Weg sind und eine andere Richtung einschlagen müssen. Aber wie gesagt, dies geschieht nur, um von dem, was der junge Mann eingangs gesagt hat, zu dem Augenblick, in dem die Energie angerufen wird, eine Brücke zu schlagen.«

»Wer ist der junge Mann?«

Das Gespräch wird vom Lärm des Gongs unterbrochen. Diesmal spricht der Alte, der an der Trommel sitzt.

»Der Teil, der mit dem Verstand zu tun hat, ist nun abgeschlossen. Laßt uns nun zum Ritual übergehen, zum Gefühl, das alles krönt und alles verwandelt. Für diejenigen, die heute das erste Mal hier sind, sei gesagt, daß der nun folgende Tanz unsere Fähigkeit entwickelt, die Liebe zuzulassen. Allein die Liebe kann Intelligenz und Kreativität beflügeln, sie reinigt und befreit.«

Zigaretten werden ausgedrückt, das Gläserklirren verstummt. Eine eigenartige Stille legt sich wieder über den Saal, eine der jungen Frauen betet.

»Herrin, wir tanzen dir zu Ehren. Möge uns unser Tanz bis in die Höhe fliegen lassen.«

Sie hat ›Herrin‹ gesagt, oder habe ich mich etwa verhört?

Ganz sicher hat sie ›Herrin‹ gesagt.

Die andere junge Frau zündet in vier Leuchtern Kerzen an, das Licht wird ausgemacht. Die vier weißgekleideten Figuren mit ihren weiten Röcken sind von der Bühne heruntergestiegen und haben sich unter das Publikum gemischt. Der zweite junge Mann stimmt mit einer Stimme, die aus seinem Bauch zu kommen scheint, einen fast halbstündigen Gesang an, der mich mit seiner Monotonie jedoch seltsamerweise den Zahir etwas vergessen läßt, mich entspannt, in

eine Art Schläfrigkeit versetzt. Sogar die Kinder, die in dem ersten Teil der Veranstaltung, in dem es um das »Wiedererzählen von Liebe« ging, hin und her gelaufen waren, schauen jetzt still zur Bühne. Einige der Anwesenden halten die Augen geschlossen, andere blicken zu Boden oder auf einen festen, unsichtbaren Punkt, so wie es Mikhail getan hat.

Als der andere junge Mann aufhört zu singen, beginnen die Schlaginstrumente − der Metallteller mit den Ornamenten und die Trommel −, einen Rhythmus zu spielen, der mich an die ursprünglich afrikanischen religiösen Zeremonien meines Heimatlandes erinnert.

Die weißgekleideten Gestalten drehen sich um sich selber − und das Publikum macht ihnen in diesem vollen Raum Platz, damit die weiten Röcke schwingen können. Der Rhythmus der Instrumente steigert sich, die vier drehen sich immer schneller, stoßen Laute aus, die keiner bekannten Sprache angehören − als redeten sie direkt mit den Engeln oder mit der »Herrin«, wie sie genannt worden war.

Mein Nachbar erhebt sich und beginnt ebenfalls, zu tanzen und unverständliche Sätze zu murmeln. Ein Dutzend Leute aus dem Publikum tun es ihm gleich, während die anderen mit einer Mischung aus Ehrerbietung und Bewunderung zuschauen.

Ich weiß nicht, wie lange dieser Tanz gedauert hat, aber der Klang der Instrumente scheint meinem Herzschlag zu folgen, und ich habe ein fast unbezwingbares Bedürfnis, mich hinzugeben, merkwürdige Dinge zu sagen, meinen Körper zu bewegen − nur meine Selbstbeherrschung und meine Angst, mich lächerlich zu machen, können mich davon abhalten, mich ebenfalls wie ein Verrückter um mich selber zu drehen. Dabei ist mir plötzlich so, als würde Esther, mein Zahir, vor mir stehen, als würde sie mich anlächeln, mich bitten, die ›Herrin‹ zu loben.

Ich kämpfe, um mich nicht auf dieses unbekannte Ritual einzulassen, wünsche mir, es möge schnell vorbeigehen. Ich versuche, mich auf mein Vorhaben zu konzentrieren, heute abend mit Mikhail zu reden und ihn dazu zu bringen, mich zu meinem Zahir zu führen − aber ich kann nicht stillsitzen. Ich erhebe mich von meinem Stuhl, und als ich vorsichtig und schüchtern die ersten Schritte versuche, verstummt die Musik unvermittelt.

In dem von Kerzenlicht erhellten Saal ist nur das schwere Atmen derjenigen, die getanzt hatten, zu hören. Ganz allmählich beruhigt sich ihr Atem, und das Licht geht wieder an, alles scheint wieder zur Normalität zurückzukehren. Die Leute schenken sich Bier, Wein, Wasser, Erfrischungsgetränke ein, die Kinder beginnen wieder, herumzulaufen und laut zu reden, und bald unterhalten sich alle wieder − als wäre nichts, absolut gar nichts passiert.

»Es ist Zeit, unser Treffen zu beenden«, sagt die junge Frau, die die Kerzen angezündet hat. »Alma übernimmt die Geschichte zum Abschluß.«

Alma ist die Frau mit dem Gong. Sie spricht mit dem Akzent von jemandem, der lange im Orient gelebt hat.

»Der Meister hatte einen Büffel. Dessen auseinanderstehende Hörner brachten ihn auf einen Gedanken: Wenn es ihm gelänge, sich zwischen diese Hörner zu setzen, würde er wie auf einem Thron sitzen. Eines Tages, als das Tier nicht aufpaßte und sich zum Ausruhen hingelegt hatte, ging er zu ihm hin und tat, wovon er immer geträumt hatte. Sofort erhob sich der Büffel und warf ihn ab.

Die Frau des Meisters, die dabeistand, brach in Tränen aus, als sie das sah.

›Weine nicht‹, sagte der Meister, sobald er sich wieder erholt hatte. ›Ich habe gelitten, aber ich habe mir auch meinen Wunsch erfüllt.‹«

Die Leute beginnen, aus dem Saal zu strömen. Ich frage meinen Nachbarn, was er gefühlt habe.

»Sie wissen es. Sie schreiben ja in Ihren Büchern darüber.«

Ich wußte es nicht, aber mußte so tun als ob.

»Vielleicht weiß ich es ja, aber ich möchte sichergehen.«

Er schaut mich an, als wüßte ich es doch nicht, und scheint plötzlich daran zu zweifeln, ob ich wirklich der Schriftsteller bin, den er zu kennen glaubt.

»Wir standen in Verbindung mit der Energie des Universums«, antwortet er. »Gott ging durch meine Seele.«

Damit verläßt er den Raum − um nicht erklären zu müssen, was er gerade gesagt hat.

Im leeren Saal bleiben nur die vier Akteure, die beiden Musiker und ich zurück. Die Frauen verschwinden in der Damentoilette des Restaurants, wahrscheinlich um sich umzuziehen. Die Männer entledigen sich der weißen Kleider im Saal und ziehen ihre normale Kleidung wieder an. Anschließend verstauen sie die Leuchter und die Instrumente in zwei großen Koffern.

Der ältere Mann, der während der Zeremonie getrommelt hat, beginnt, das Geld zu zählen, und teilt es in sechs gleiche Haufen auf. Ich glaube, Mikhail bemerkt mich erst in diesem Augenblick.

»Ich hatte schon erwartet, Sie hier zu sehen.«

»Und ich denke, Sie können sich vorstellen, weshalb.«

»Seit ich zugelassen habe, daß die göttliche Energie durch meinen Körper geht, kenne ich den Grund von allem. Ich kenne den Grund für die Liebe und den Krieg. Kenne den Grund, weshalb ein Mann die Frau sucht, die er liebt.«

Ich spüre erneut, daß ich auf Messers Schneide wandele. Wenn er weiß, daß ich wegen meines Zahirs hier bin, dann weiß er auch, daß dies eine Bedrohung für seine Beziehung ist.

»Können wir wie zwei Ehrenmänner miteinander reden, die um etwas kämpfen, um das zu kämpfen sich lohnt?«

Mikhail scheint einen Augenblick lang zu schwanken. Ich fahre fort.

»Ich weiß, daß ich daraus verletzt hervorgehen werde wie der Meister, der sich zwischen die Hörner des Büffels setzte. Doch ich finde, ich habe es verdient. Ich habe es wegen der Schmerzen verdient, die ich ihr bereitet habe, auch wenn ich dies nicht absichtlich tat. Ich glaube nicht, daß Esther weggegangen wäre, wenn ich ihre Liebe geachtet hätte.«

»Sie verstehen überhaupt nichts«, sagt Mikhail.

Dieser Satz ärgert mich. Wie kommt ein Fünfundzwanzigjähriger dazu, einem lebenserfahrenen, leidgeprüften Mann zu sagen, er verstehe überhaupt nichts? − Doch ich muß mich in der Gewalt haben,

mich so kleinmachen wie irgend möglich. Ich darf nicht weiter mit Gespenstern leben, darf nicht zulassen, daß mein ganzes Universum weiter vom Zahir bestimmt wird.

»Mag sein, daß ich es wirklich nicht verstehe: Aus ebendiesem Grund bin ich hier. Um es zu verstehen. Um mich zu befreien, indem ich verstehe, was geschehen ist.«

»Sie haben es sehr gut verstanden, und plötzlich verstehen Sie es nicht mehr. So zumindest hat es mir Esther erzählt. Wie alle Ehemänner haben auch Sie irgendwann Ihre Frau als Teil des Mobiliars und Hausrats betrachtet.«

Ich bin versucht zu sagen: ›Es wäre gut gewesen, wenn sie es mir gesagt hätte. Mir die Gelegenheit gegeben hätte, meine Fehler zu korrigieren, wenn sie mich nicht wegen eines jungen Mannes Mitte Zwanzig verlassen hätte, der sich schon bald genauso verhalten würde wie ich. Aber aus meinem Mund kommt ein vorsichtigerer Satz:

»Ich glaube nicht, daß es so war. Sie haben mein Buch gelesen, waren bei der Signierstunde, weil Sie wußten, was ich fühle. Sie wollten mich beruhigen. Mein Herz ist noch immer zerstört. Haben Sie schon einmal vom Zahir gehört?«

»Ich bin mit dem Islam groß geworden. Ich kenne die Vorstellung vom Zahir.«

»Nun, Esther nimmt allen Raum in meinem Leben ein. Ich dachte, ich würde mich von ihr befreien, indem ich aufschrieb, was ich fühlte. Heute liebe ich sie auf eine stillere Weise, aber ich kann an nichts und niemand anderen denken. Ich möchte Sie um eines bitten, Mikhail: Ich werde tun, was Sie wollen, doch Sie müssen mir erklären, warum Esther auf diese Weise verschwunden ist. Sie sagen ja selber, ich hätte nichts verstanden.«

Es ist hart, dazustehen und den Liebhaber seiner Frau anzuflehen, er möge einem helfen zu verstehen, was geschehen ist. Wäre Mikhail nicht zu der Signierstunde erschienen, hätte vielleicht jener Augenblick in der Kathedrale in Vitória ausgereicht. Ich hätte meine Liebe akzeptiert und einfach nur mein Buch ›Zerreißen hat seine Zeit, Zunähen hat seine Zeit‹ geschrieben. Doch das Schicksal hat andere Pläne mit mir − und allein die Aussicht, ich könnte meine Frau noch einmal treffen, bringt alles wieder aus dem Gleichgewicht.

»Lassen Sie uns zusammen Mittag essen«, sagte Mikhail nach einer geraumen Weile. »Sie verstehen wirklich überhaupt nichts. Aber die göttliche Energie, die heute durch meinen Körper ging, meint es gut mit Ihnen.«

Wir verabreden uns für den nächsten Tag. Auf dem Nachhauseweg erinnere ich mich an ein Gespräch mit Esther, das wir drei Monate vor

ihrem Verschwinden geführt hatten.

Ein Gespräch über die göttliche Energie, die durch den Körper geht.

»Ihr Blick ist wirklich anders. Es gibt die Angst vor dem Tod, ja, aber neben der Angst vor dem Tod gibt es die Vorstellung des Opfers. Ihr Leben hat einen Sinn, weil sie bereit sind, es für eine Sache hinzugeben.«

»Meinst du die Soldaten?«

»Ich meine die Soldaten. Und ich meine etwas, was ich nur schwer akzeptieren kann. Aber ich kann nicht so tun, als sähe ich es nicht. Der Krieg ist ein Ritual. Ein Blut- und zugleich ein Liebesritual.«

»Du hast den Verstand verloren.«

»Mag sein. Ich habe andere Kriegskorrespondenten kennengelernt. Sie ziehen von einem Land zum nächsten, als sei die Routine des Todes Teil ihres Lebens. Sie fürchten sich vor nichts, stellen sich der Gefahr wie ein Soldat. Alles wegen einer Nachricht? Ich glaube nicht. Sie können schon nicht mehr ohne die Gefahr, ohne das Abenteuer, ohne den Adrenalinkick leben. Einer von ihnen, verheiratet und Vater von drei Kindern, sagte mir einmal, obwohl er seine Familie über alles liebe und die ganze Zeit von seiner Frau und seinen Kindern redete, fühle er sich auf dem Schlachtfeld am wohlsten.«

»Das ist schwer zu verstehen. Esther, ich möchte dir nicht in dein Leben reinreden, aber ich habe das Gefühl, diese Erfahrung tut dir nicht gut.«

»Ein Leben zu leben, das keinen Sinn hat, das tut mir nicht gut. Im Krieg wissen alle, daß sie etwas Wesentliches erleben.«

»Einen historischen Augenblick?«

»Nein, das wäre zuwenig, um sein Leben aufs Spiel zu setzen. Sie erfahren ... das wahre Wesen des Menschen.«

»Den Krieg?«

»Nein, die Liebe.«

»Du bist schon wie sie.«

»Ich glaube ja.«

»Sag deiner Nachrichtenagentur, es reicht jetzt.«

»Das schaffe ich nicht. Es ist wie eine Droge. Wenn ich auf dem Schlachtfeld bin, hat mein Leben einen Sinn. Ich nehme tagelang kein Bad, ernähre mich von Notrationen, schlafe drei Stunden pro Nacht, wache vom Lärm der Schüsse auf, weiß, daß jeden Augenblick jemand eine Handgranate an die Stelle werfen kann, an der ich mich befinde, und das macht... daß ich lebe, verstehst du? Leben, lieben, jede

einzelne Sekunde. Es gibt keinen Raum für Traurigkeit, Zweifel, für nichts weiter: Übrig bleibt nur eine große Liebe zum Leben. − Hörst du überhaupt zu?«

»Ganz und gar.«

»Das ist so ... als wäre da ... ein göttliches Licht, inmitten der Schlacht, inmitten des Allerschlimmsten. Die Angst ist vorher und nachher da, aber nicht in dem Augenblick, in dem geschossen wird. Denn in diesem Räderwerk erlebst du den Menschen, der an seine Grenzen stößt: imstande, die heldenhaftesten und die unmenschlichsten Taten zu begehen. Er rennt hinaus in den Kugelhagel, um einen Kameraden zu retten, und zugleich schießt er auf alles, was sich bewegt − Kinder, Frauen, wer immer sich in der Schußlinie befindet, wird sterben. Menschen, die in ihrer kleinen öden Provinzstadt immer eine ehrliche Existenz geführt haben, in der nichts passiert, zerstören Dinge, die Jahrhunderten widerstanden haben, und rauben, was sie nicht brauchen. Sie machen Fotos von den Greueln, die sie selbst begangen haben, und sind noch stolz darauf, anstatt zu versuchen, sie zu verheimlichen. Es ist eine verrückte Welt.

Menschen, die vorher keine Loyalität kannten und ihre Freunde verrieten, fühlen plötzlich so etwas wie Kameradschaft und Einvernehmen, sind unfähig, etwas Unrechtes zu tun. Oder anders gesagt, alles funktioniert genau umgekehrt.«

»Hat dir das geholfen, eine Antwort auf die Frage zu finden, die Hans in jener Bar in Tokio Fritz gestellt hat, wie in der Geschichte, die du mir erzählt hast?«

»Ja. Die Antwort liegt in einem Satz des Jesuiten Teilhard de Chardin, der auch gesagt hat, unsere Welt sei von einer Schicht Liebe umhüllt: ›Wir beherrschen bereits die Energie des Windes, der Meere und der Sonne. Doch dem Tag, an dem der Mensch die Energie der Liebe zu beherrschen weiß, wird dies so wichtig sein wie die Entdekkung des Feuers.‹«

»Und das hast du nur gelernt, weil du an die Front gegangen bist?«

»Ich weiß nicht. Aber ich habe gesehen, daß im Krieg, so paradox es klingen mag, die Menschen glücklich sind. Die Welt hat für sie einen Sinn. Wie ich schon gesagt habe, die vollkommene Macht oder die Aufopferung für eine Sache geben ihrem Leben einen Sinn. Sie sind fähig, grenzenlos zu lieben, denn sie haben nichts mehr zu verlieren. Ein tödlich verletzter Soldat bittet die Ärzte nie: ›Rettet mich doch!‹« Seine letzten Worte sind meistens: ›Sagen Sie meinem Sohn und meiner Frau, daß ich sie liebe.‹«

»Oder, anders gesagt, deiner Meinung nach findet der Mensch nur in Kriegszeiten einen Sinn im Leben.«

»Aber wir befinden uns letztlich immer im Krieg. Wir befinden uns ständig im Kampf gegen den Tod und wissen doch, daß der Tod am Ende siegen wird. Anders als im Alltag ist das bei bewaffneten Konflikten sichtbarer. Aber wir können uns nicht den Luxus leisten, die ganze Zeit unglücklich zu sein.«

»Und was soll ich deiner Meinung nach tun?«

»Ich brauche Hilfe. Und Hilfe heißt nicht: ›Geh und bitte um deine Entlassung‹, denn das bringt mich nur noch mehr durcheinander, als ich es schon bin. Wir müssen eine Möglichkeit finden, es zuzulassen, daß die Energie der reinen, absoluten Liebe durch unseren Körper geht und sich ringsum verteilt. Der einzige Mensch, der mich bis heute verstehen konnte, ist ein Dolmetscher, der mir erzählt hat, ihm habe sich diese Energie offenbart. Er kommt mir allerdings ein bißchen realitätsfern vor.«

»Du meinst doch nicht etwa die Liebe Gottes?«

»Wenn ein Mensch fähig ist, seinen Partner rückhaltlos, bedingungslos zu lieben, offenbart sich darin die Liebe Gottes. Wenn sich die Liebe Gottes offenbart, wird der Mensch auch seinen Nächsten lieben. Wenn er seinen Nächsten liebt, wird er sich selber lieben. Wenn er sich selber liebt, kehren die Dinge an ihren Platz zurück. Die Geschichte nimmt einen anderen Lauf.

Die Geschichte der Welt wird sich niemals wegen der Politik, wegen wissenschaftlicher Errungenschaften oder wegen Kriegen ändern − entscheidend verändern. Die Geschichte der Welt wird erst einen anderen Lauf nehmen, wenn wir lernen, die Energie der Liebe zu nutzen, so wie wir heute die Energie des Windes, der Meere, der Atome nutzen.«

»Glaubst du, daß wir beide die Welt retten können?«

»Ich glaube, es gibt viele Menschen, die genauso denken. Hilfst du mir?«

»Selbstverständlich, aber du mußt mir sagen, was ich tun soll.«

»Aber gerade das weiß ich doch nicht!«

Die sympathische Pizzeria, in die ich seit meinem ersten Besuch in Paris immer gehe, ist inzwischen schon Teil meiner Geschichte geworden: Zuletzt war ich dort, um die Verleihung der Medaille eines Chevalier des Arts et des Lettres zu feiern, die mir vom französischen Kulturministerium verliehen wurde − obwohl damals viele gemeint hatten, ein teureres und eleganteres Restaurant wäre einer solchen Feier angemessener. Aber Roberto, der Besitzer der Pizzeria, war eine Art Fetisch für mich. Immer, wenn ich in sein Restaurant gehe, passiert

etwas Gutes.

»Ich könnte mit Ihnen über alles mögliche plaudern, zum Beispiel über ›Zerreißen hat seine Zeit, Zunähen hat seine Zeit‹ oder über das Wechselbad der Gefühle, das Ihre Theateraufführung bei mir ausgelöst hat.«

»Das ist keine Theateraufführung. Das ist ein Treffen«, verbesserte er mich. »Wir erzählen Geschichten und tanzen für die Energie der Liebe.«

»Ich könnte irgend etwas sagen, damit Sie sich wohl fühlen. Aber wir beide wissen, warum wir hier sitzen.«

»Wir sind wegen Ihrer Frau hier«, sagte Mikhail mit der herausfordernden Art seiner Altersgenossen, die so gar nichts mehr von dem schüchternen jungen Mann bei der Signierstunde oder von dem spirituellen Führer bei diesem ›Treffen‹ hatte.

»Sagen Sie nicht Frau, sie ist meine Exfrau. Und ich möchte Sie um etwas bitten: Bringen Sie mich zu ihr. Sie soll mir sagen, warum sie gegangen ist, und mir dabei in die Augen sehen. Erst dann werde ich von meinem Zahir befreit sein. Andernfalls werde ich Tag für Tag und Nacht für Nacht an sie denken, unsere Geschichte hundert-, tausendmal an mir vorüberziehen lassen. Werde ich herauszufinden versuchen, in welchem entscheidenden Augenblick ich etwas falsch gemacht habe. In welchem Augenblick unsere Wege begonnen haben, sich voneinander zu entfernen.«

Er lachte.

»Eine gute Idee, die Geschichte noch einmal zu betrachten. Wenn man die Geschichte anders betrachtet, verändert sie sich auch.«

»Großartig. Aber ich möchte jetzt keine philosophischen Diskussionen führen. Ich weiß, daß Sie, wie jeder junge Mensch, die genaue Formel für die Verbesserung der Welt besitzen. Wenn Sie jedoch einmal so alt sind wie ich jetzt, werden Sie merken, daß es nicht so einfach ist, die Dinge zu verändern. Doch darüber möchte ich jetzt nicht reden... Können Sie mir den Gefallen tun, um den ich Sie gebeten habe?«

»Zuvor möchte ich wissen: Hat sie sich von Ihnen verabschiedet?«

»Nein.«

»Sie hat nicht gesagt, daß sie gehen wird?«

»Nein. Das wissen Sie doch.«

»Glauben Sie, daß Esther den Mann verlassen könnte, mit dem sie zehn Jahre lang zusammengelebt hat, ohne sich mit ihm auseinanderzusetzen und ihre Gründe darzulegen?«

»Das gerade ist es ja, was mich beschäftigt. Aber was wollen Sie

damit sagen?«

Das Gespräch wurde von Roberto unterbrochen, der fragte, was wir essen wollten. Mikhail bestellte eine Pizza Napoletana, während ich Roberto für mich wählen ließ. Nur eine Flasche Rotwein mußte schleunigst her. Als Roberto nach der Marke fragte, brummelte ich etwas, und er begriff, daß er sich zurückziehen und während des Essens keine weiteren Fragen stellen und alles selbst entscheiden sollte, damit ich mich ganz auf das Gespräch mit dem jungen Mann konzentrieren konnte.

Eine halbe Minute später stand der Wein auf dem Tisch. Ich schenkte uns ein.

»Was macht sie jetzt?«

»Wollen Sie das wirklich wissen?«

Daß meine Fragen immer mit einer Gegenfrage beantwortet wurden, machte mich nervös.

»Ja, das möchte ich.«

»Teppiche. Und sie gibt Französischunterricht.«

Teppiche! Meine Frau (Exfrau! Nun gewöhne dich doch bitte endlich daran!), der mehr Geld zur Verfügung stand, als sie zum Leben brauchte, die an der Universität Journalismus studiert hatte, die vier Sprachen sprach, war jetzt gezwungen, sich mit Teppichweben und Französischunterricht den Lebensunterhalt zu verdienen? Ich mußte mich beherrschen: Ich durfte ihn nicht in seinem männlichen Stolz kränken, obwohl ich es erbärmlich fand, daß er Esther nicht bieten konnte, was sie verdiente.

»Bitte verstehen Sie, was ich seit über einem Jahr durchmache. Ich bin keine Bedrohung für Esthers Beziehung mit Ihnen, ich brauche nur zwei Stunden, um mit ihr zu reden. Oder auch nur eine Stunde.«

Mikhail schien meine Worte zu genießen.

»Sie haben vergessen, meine Frage zu beantworten«, sagte er lächelnd. »Glauben Sie, daß Esther den Mann verlassen könnte, mit dem sie zehn Jahre zusammengelebt hat, ohne sich mit ihm auseinanderzusetzen und ihm ihre Gründe darzulegen?«

»Ich glaube nicht.«

»Wieso kommen Sie dann immer mit derselben Leier von wegen ›Sie hat mich verlassend Warum sagen Sie so etwas wie ›Ich bin keine Bedrohung für Esthers Beziehung mit Ihnen‹?«

Ich war verwirrt. Und fühlte so etwas wie Hoffnung aufkeimen − obwohl ich weder wußte, was ich hoffte, noch, woher diese Hoffnung kam.

»Sie wollen mir damit sagen ...«

»Genau. Ich sage Ihnen, daß sie Sie nicht verlassen hat. Und auch mich nicht verlassen hat. Sie ist nur verschwunden: für eine Zeitlang oder für den Rest ihres Lebens, aber wir beide müssen das respektieren.«

Es war so, als ginge ein Licht in dieser Pizzeria an, in der mir immer etwas Gutes passierte. Ich wollte unbedingt glauben, was der junge Mann da sagte, der Zahir füllte den Raum.

»Wissen Sie, wo sie ist?«

»Ich weiß es. Aber ich muß Esthers Willen respektieren, obwohl sie auch mir sehr fehlt. Auch für mich ist diese Situation sehr verwirrend: Entweder hat sie die alles umfassende Liebe gefunden, oder sie wartet darauf, daß einer von uns beiden zu ihr kommt. Oder aber sie hat einen neuen Mann gefunden. Oder sich aus der Welt zurückgezogen. Wie auch immer, wenn Sie zu ihr gehen wollen, kann ich Sie nicht daran hindern. Aber ich glaube, unterwegs müssen Sie lernen, daß Sie nicht nur auf ihren Körper, sondern auch auf ihre Seele zugehen müssen.«

Ich wollte lachen. Wollte ihn umarmen. Oder ihn töten − ein rasantes Wechselbad der Gefühle.

»Sie und Esther ...«

»Ob wir miteinander geschlafen haben? Das geht Sie nichts an. Doch ich habe in Esther die Gefährtin gefunden, nach der ich suchte, den Menschen, der mir geholfen hat, die Mission zu beginnen, die mir anvertraut worden war. Sie ist der Engel, der mir die Türen geöffnet und Wege gezeigt hat, die uns erlauben − wenn die Herrin es will − die Energie der Liebe wieder auf die Erde zurückzubringen − Esther und ich haben dieselbe Mission.

Und zu Ihrer Beruhigung: Ich habe die Freundin, das blonde Mädchen auf der Bühne. Sie heißt Lucrecia und ist Italienerin.«

»Ist das wahr?«

»Im Namen der Göttlichen Energie› es ist die Wahrheit.«

Damit zog Mikhail ein Stück dunklen Stoff aus der Tasche.

»Sehen Sie das? Eigentlich ist das Material grün, aber wegen des geronnenen Blutes sieht es schwarz aus. Bevor er starb, hat ein Soldat in irgendeinem Land der Welt Esther gebeten, ihm das Hemd auszuziehen, es in mehrere Stücke zu zerschneiden und denjenigen zu geben die die Botschaft dieses Todes verstehen könnten. Haben Sie auch ein Stück davon?«

»Esther hat mir nie davon erzählt.«

»Wenn sie jemandem begegnet, der die Botschaft erhalten soll, gibt

sie ihm auch ein bißchen vom Blut des Soldaten.«

»Wie lautet die Botschaft?«

»Wenn sie Ihnen kein Stück Stoff gegeben hat, sollte ich wohl auch nichts darüber sagen. Andererseits hat sie mich nicht ausdrücklich gebeten, darüber Stillschweigen zu bewahren.«

»Kennen Sie noch jemanden, der ein Stück von diesem Stoff besitzt?«

»Alle, die auf der Bühne waren. Wir sind zusammen, weil Esther uns zusammengeführt hat.«

Ich mußte geschickt vorgehen, eine Beziehung herstellen. Eine Einzahlung bei der ›Gefälligkeitsbank‹ machen.

Ich durfte ihn nicht verschrecken, keine Ungeduld zeigen. Ich mußte ihn über sich, seine Arbeit, sein Land ausfragen, über das er voller Stolz gesprochen hatte. Herausfinden, ob es stimmte, was er mir gesagt hatte, oder ob er irgendwelche Hintergedanken hegte. Mich vergewissern, daß er immer noch mit Esther in Kontakt stand. Oder sollte auch er ihre Spur verloren haben? Obwohl er aus einem so fernen Ort kam, wo vielleicht andere Werte galten, wußte ich, daß die ›Gefälligkeitsbank‹ überall arbeitete − sie war eine grenzüberschreitende Institution.

Einerseits wollte ich alles glauben, was er sagte. Andererseits hatte mein Herz schon tausend und eine Nacht gelitten und geblutet, in denen ich wach dagelegen und auf das Geräusch des Schlüssels im Schloß gehorcht und darauf gewartet hatte, daß Esther hereinkäme und sich wortlos neben mich legte. Für diesen Fall hatte ich mir gelobt, ihr keine Fragen zu stellen, sondern ihr nur einen Gutenachtkuß zu geben, und wenn wir am nächsten Tag Hand in Hand aufwachen würden, wäre es, als hätte es diesen Alptraum nie gegeben.

Roberto mit seinem sechsten Sinn kam genau in dem Augenblick mit den Pizzas, als ich Zeit gewinnen mußte, um nachzudenken. Ich wandte mich wieder Mikhail zu. Bleib ruhig, sagte ich mir, halte dein Herz im Zaum, sonst bekommst du einen Infarkt. Ich stürzte ein ganzes Glas Wein hinunter und sah, daß Mikhail dasselbe tat.

Warum war er nervös ?

»Ich glaube, was Sie mir sagen. Wir haben Zeit, um miteinander zu reden.«

»Sie werden mich wieder bitten, daß ich Sie zu ihr bringe.«

Er hatte meine Strategie durchschaut, und ich mußte von vorn beginnen.

»Ja, genau darum will ich Sie bitten. Und ich werde alles daransetzen, Sie davon zu überzeugen. Aber ich habe keine Eile. Wir haben jeder eine ganze Pizza vor uns. Ich möchte | mehr über Sie

erfahren.«

Mir fiel auf, daß seine Hände zitterten und daß er sich bemühte, das Zittern unter Kontrolle zu halten.

»Ich bin ein Mensch, der eine Mission hat. Bislang konnte 1 ich sie noch nicht erfüllen. Aber mir bleibt noch viel Zeit dafür.«

»Vielleicht kann ich Ihnen helfen.«

»Das können Sie tatsächlich. Jeder kann mithelfen, daß sich die Energie der Liebe auf der Welt verbreitet.«

»Ich kann mehr tun als das.«

Mehr wollte ich nicht sagen, um nicht den Eindruck zu erwecken, ich wollte seinen Beistand erkaufen. Vorsicht −jetzt hieß es vorsichtig sein. Er mochte die Wahrheit sprechen, aber er mochte auch lügen und im Gegenteil versuchen, mein Leid auszunutzen.

»Ich kenne nur eine Energie der Liebe«, fuhr ich fort.

»Diejenige, die ich für meine Frau empfinde, die gegangen ist oder, besser gesagt, sich entfernt hat und mich erwartet. Wenn ich sie noch einmal sehen könnte, wäre ich ein glücklicher Mann. Und die Welt wäre besser, weil meine Seele zufrieden wäre.«

Er schaute zur Decke, dann auf den Tisch, und ich schwieg, so lange es irgend ging.

»Ich höre eine Stimme«, sagte er schließlich, wollte mich dabei aber nicht ansehen.

Der große Vorteil dabei, in Büchern spirituelle Themen anzusprechen, liegt darin, daß man stets Kontakt zu Menschen bekommt, die irgendeine besondere Gabe haben. Manchmal handelt es sich um echte Gaben, aber oft sind sie auch erfunden, und einige dieser Menschen versuchen mich auszunutzen, während andere mich auf die Probe stellen. Ich hatte bereits so viel Erstaunliches erlebt, daß ich nicht den geringsten Zweifel daran hegte, daß Wunder geschehen können, daß alles möglich ist, daß der Mensch sich wieder auf das zurückbesinnt, was ihm einst zur Verfügung stand − seine inneren Kräfte.

Für solche Gedanken war allerdings jetzt nicht der richtige Augenblick. Mein einziges Interesse galt dem Zahir. Ich mußte alles dafür tun, daß der Zahir wieder Esther hieß.

»Mikhail ...«

»Mein richtiger Name ist nicht Mikhail. Ich heiße Oleg.«

»Oleg ...«

»Mikhail ist der Name, den ich wählte, als ich entschied, zu einem neuen Leben zu erwachen. Der kriegerische Erzengel mit seinem

Feuerschwert, der den Weg ebnet, damit die ... − wie nennen Sie sie noch? − die ›Krieger des Lichts‹ einander begegnen können. Das ist meine Mission.«

»Das ist auch meine Mission.«

»Wollen Sie nicht lieber über Esther sprechen?«

Wie bitte? Wollte er tatsächlich zu dem Thema zurückkehren, das mich interessierte?

»Ich fühle mich nicht besonders gut.« Sein Blick wurde unscharf, schweifte durch das Restaurant, als wäre ich nicht da. »Ich möchte nicht davon reden. Die Stimme ...«

Etwas Merkwürdiges, sehr Eigenartiges vollzog sich da. Wie weit würde er gehen, um mich zu beeindrucken? Würde er mich am Ende bitten, ein Buch über sein Leben und seine Kräfte zu schreiben? Viele Menschen hatten mich schon um so etwas gebeten.

Wenn ich ein deutliches Ziel vor mir habe, tue ich alles, um es zu erreichen − zumindest sagte ich das in meinen Büchern, und ich konnte meine eigenen Worte doch nicht Lügen strafen. Ich hatte jetzt ein Ziel: dem Zahir noch einmal in die Augen zu blicken. Mikhail hatte mir einige neue Informationen geliefert: Er war nicht Esthers Liebhaber, sie hatte mich nicht verlassen, und sie wieder zurückzuholen war nur eine Frage der Zeit. Es bestand aber auch die Möglichkeit, daß das Treffen in der Pizzeria nur eine Farce war. Ein arbeitsloser junger Mann nutzte nur den Schmerz eines anderen Menschen aus, um an Geld zu kommen.

Ich goß noch ein Glas Wein hinunter − Mikhail ebenfalls.

»Ja, ich möchte von Esther reden. Aber ich möchte auch mehr über Sie erfahren.«

»Das stimmt nicht. Sie wollen mich doch nur dazu bringen, jetzt Dinge zu tun, die ich im Prinzip sowieso vorhatte. Dennoch läßt Ihr Schmerz es nicht deutlich erkennen: Sie glauben, ich könnte lügen, ich wollte Sie ausnutzen.«

Mikhail hatte meine Gedanken erraten. Er redete jetzt ungebührlich laut, und die Leute begannen, sich nach uns umzudrehen.

»Sie wollen mich beeindrucken, dabei wissen Sie nicht, daß Ihre Bücher mein Leben geprägt haben, daß ich viel daraus gelernt habe. Ihr Schmerz hat Sie blind, kleinmütig gemacht und besessen: vom Zahir. Nicht die Liebe, die Sie für Esther empfinden, hat mich dazu gebracht, Ihre Einladung zum Mittagessen anzunehmen. Ihre Liebe überzeugt mich nicht, ich fürchte, dabei handelt es sich nur um verletzten Stolz. Der Grund, warum ich hier bin ...«

Seine Stimme wurde noch lauter. Er blickte wild um sich, als hätte er

die Kontrolle über sich verloren.

»Die Lichter ...«

»Was ist los?«

»Was mich hierhergeführt hat, ist die Liebe, die Esther für Sie empfindet.«

»Ist alles in Ordnung?« fragte Roberto. Er war an unseren Tisch getreten, legte dem jungen Mann lächelnd die Hand auf die Schulter. »Sieht so aus, als wäre die Pizza eine Katastrophe. Sie brauchen nichts zu bezahlen, Sie können gehen.«

Solch ein Abgang fehlte gerade noch! Aber immer noch besser als das traurige Schauspiel von jemandem, der so tut, als empfange er mitten in einer Pizzeria einen Geist. Und das alles nur, um mich zu beeindrucken oder mir einen peinlichen Moment zu bescheren − obwohl ich fand, daß es hier um Ernsteres ging als um bloße Schauspielerei.

»Haben Sie diesen Luftzug auch gespürt?«

Da war ich mir sicher, daß er nicht schauspielerte. Ganz im Gegenteil, er machte große Anstrengungen, um sich in der Gewalt zu behalten. Panik schien ihn zu erfassen.

»Die Lichter, die Lichter erscheinen! Bitte ...«

Seine Hand, die das Glas hielt, wurde von Zuckungen geschüttelt. Jetzt war es zu spät, noch irgend etwas zu überspielen. Die anderen Gäste waren von ihren Tischen aufgestanden.

»In Kasachstan ...«

Ich konnte den Satz nicht beenden. Er schob den Tisch weg − Pizza, Gläser, Besteck, alles flog durch die Gegend, traf die Leute an den Nachbartischen. Mikhails Gesichtsausdruck hatte sich vollkommen gewandelt, und er zitterte am ganzen Körper. Seine Augen verdrehten sich nach oben. Sein Kopf wurde heftig zurückgeworfen, ich hörte ein Knirschen. Ein Herr erhob sich von seinem Tisch. Roberto hielt Mikhail fest, bevor er zu Boden fiel, während der Herr einen Löffel aufhob und ihn Mikhail in den Mund steckte.

Die Szene mochte nur ein paar Sekunden gedauert haben, doch mir kam sie wie eine Ewigkeit vor. Ich stellte mir schon die Schlagzeilen in der Sensationspresse vor: Berühmter Schriftsteller und (trotz Protesten der Literaturkritik) Kandidat für einen wichtigen Literaturpreis provoziert in einer Pizzeria eine spiritistische Seance, nur um auf sein neues Buch aufmerksam zu machen. Meine Paranoia trieb die wildesten Blüten: Man würde herausfinden, daß es sich bei dem Medium ausgerechnet um den Mann handelte, der mit meiner Frau verschwunden war. Alles würde von neuem beginnen, nur daß ich

kein zweites Mal den nötigen Mut und die Energie aufbringen würde, mich der Prüfung zu stellen.

Selbstverständlich saßen Bekannte von mir an den Nebentischen, aber wer von ihnen war wirklich mein Freund? Wer würde über das Schweigen bewahren, was er hier erlebte?

Mikhails Körper hörte auf zu zittern, entspannte sich. Roberto hielt ihn auf dem Stuhl fest. Der Herr fühlte Mikhail den Puls und hob seine Augenlider an. Dann wandte er sich zu mir:

»Das dürfte nicht das erste Mal gewesen sein. Wie lange kennen Sie ihn schon?«

»Die beiden sind häufig hier«, antwortete Roberto, der bemerkte, daß ich kein Wort herausbrachte. »Aber es ist das erste Mal, daß es ihm hier passiert. Abgesehen davon haben wir hier im Restaurant schon ähnliche Fälle erlebt.«

»Das habe ich bemerkt«, meinte der Herr. »Sie haben sehr besonnen reagiert.«

Dieser Kommentar galt mir, der ich blaß danebenstand. Der Herr kehrte an seinen Tisch zurück, während Roberto mich zu beruhigen versuchte:

»Er ist der Arzt einer sehr berühmten Schauspielerin«, sagte er. »Und ich glaube, Sie brauchen mehr Fürsorge als Ihr Gast.«

Mikhail − oder Oleg oder wie auch immer der Mensch hieß, der vor mir saß, wachte auf. Er blickte um sich. Statt sich zu schämen, lächelte er schüchtern.

»Verzeihen Sie«, sagte er. »Ich habe versucht, es zu kontrollieren.«

Ich versuchte, Haltung zu bewahren. Roberto kam mir wieder zu Hilfe.

»Machen Sie sich keine Sorgen«, sagte er zu Mikhail, »unser Schriftsteller hier hat genug Geld, um die zerbrochenen Teller zu bezahlen.«

Und zu mir gewandt:

»Epilepsie. Nur ein epileptischer Anfall, weiter nichts.«

Wir verließen das Restaurant. Mikhail stieg sofort in ein Taxi.

»Aber wir haben doch noch nicht miteinander geredet! Wohin fahren Sie?«

»Ich kann jetzt nicht mehr reden. Und Sie wissen, wo Sie mich finden.«

Es gibt zwei Arten von Welten: die geträumte und die wirkliche Welt.

In der geträumten Welt hatte Mikhail die Wahrheit gesagt, alles war nur ein schwieriger Augenblick in meinem Leben, ein Mißverständnis, wie es in jeder Liebesbeziehung vorkommen kann. Esther wartete geduldig auf mich, hoffte, ich werde herausfinden, was in unserer Beziehung falsch gelaufen war, und dann zu ihr kommen, sie um Verzeihung bitten, und gemeinsam würden wir ein neues Leben beginnen ...

In der geträumten Welt redeten Mikhail und ich ruhig miteinander, verließen die Pizzeria, nahmen ein Taxi, klingelten dort, wo meine Exfrau (oder Frau? Jetzt kehrte sich der Zweifel um) morgens Teppiche knüpfte, nachmittags Französischunterricht gab und nachts allein schlief. Sie wartete wie ich, sie wartete darauf, daß es klingelte, der Ehemann mit einem Blumenstrauß hereinkam und sie zu einer heißen Schokolade in ein Hotel in der Nähe der Champs-Elysées ausführte.

In der wirklichen Welt würde jedes Treffen mit Mikhail angespannt sein − aus Furcht davor, daß sich das, was in der Pizzeria geschehen war, wiederholen könnte; alles, was er gesagt hatte, war erfunden, und auch er wußte nicht, wo sich Esther aufhielt. In der wirklichen Welt stand ich um 11 Uhr 45 an der Gare de l'Est und wartete auf den Zug aus Straßburg, um einen wichtigen amerikanischen Schauspieler und Filmproduzenten abzuholen, der von dem Gedanken besessen war, eines meiner Bücher zu verfilmen.

Bisher hatte ich, wenn von einer Adaption für den Film die Rede gewesen war, immer geantwortet: ›Kein Interesse.‹ Ich glaube, bei jedem läuft beim Lesen innerlich ein Film ab. Als Leser verleiht man den Figuren ein Gesicht, baut Szenarien, hört die Stimmen, nimmt Gerüche wahr. Bisher bin ich bei jeder Literaturverfilmung mit dem Gefühl aus dem Kino gekommen: ›Das Buch war besser als der Film.‹

Doch diesmal hatte meine Literaturagentin nicht lockergelassen. Sie sagte, dieser Schauspieler und Filmproduzent ›sei einer von uns‹, was ihm vorschwebe, unterscheide sich vollkommen von allen Vorschlägen, die man mir bisher unterbreitet habe. Das Treffen war zwei Monate zuvor verabredet worden, wir sollten zusammen zu Abend essen und die Einzelheiten besprechen, sehen, inwieweit unsere Art zu denken übereinstimmte.

Allerdings hatte sich in den letzten zwei Wochen mein Terminkalender vollkommen verändert: Es war Donnerstag, und ich mußte in ein armenisches Restaurant gehen, wieder Kontakt zu einem jungen Epileptiker aufnehmen der behauptete, Stimmen zu hören, und der einzige Mensch war, der Esthers Aufenthaltsort kannte. Ich deutete dies als Zeichen, die Rechte am Titel nicht zu verkaufen, und versuchte, das Treffen mit dem Schauspieler abzusagen. Der ließ sich

jedoch nicht abwimmeln und schlug vor, statt zu Abend am folgenden Tag zusammen zu Mittag zu essen. ›Niemand ist traurig, wenn er eine Nacht allein in Paris verbringen darf‹, war sein Kommentar gewesen, der mich endgültig kapitulieren ließ.

In der geträumten Welt war Esther noch meine Lebensgefährtin, und ihre Liebe gab mir Kraft, voranzuschreiten, all meine Grenzen auszuloten.

In der wirklichen Welt war ich von ihr besessen. Sie saugte alle Energie aus mir heraus, nahm den gesamten Raum ein, zwang mich, ungeheure Anstrengungen zu unternehmen, um mit meinem Leben, meiner Arbeit, meinen Treffen mit Produzenten, meinen Interviews fortfahren zu können.

Wieso hatte ich sie auch nach mehr als zwei Jahren noch nicht vergessen können? Ich ertrug es nicht, immer weiter darüber nachdenken zu müssen, alle Möglichkeiten zu analysieren. Ich versuchte, zu fliehen, mich in mein Schicksal zu fügen, ein Buch zu schreiben, Yoga zu praktizieren, mich karitativ zu betätigen, Freunde zu besuchen, Frauen zu verführen, zu Abendessen, ins Theater, Ballett, zu Fußballspielen und ins Kino zu gehen (wobei ich selbstverständlich Literaturverfilmungen mied und immer Filme nach Originaldrehbüchern aussuchte). Dennoch gewann der Zahir stets die Oberhand, blieb allgegenwärtig, und ich dachte immer nur: ›Ich hätte sie so gern hier bei mir.‹

Ich schaute auf die Bahnhofsuhr − es fehlten noch fünfzehn Minuten. In der geträumten Welt war Mikhail ein Verbündeter. In der wirklichen Welt hatte ich keine konkreten Beweise. Es gab nur meinen dringenden Wunsch, zu glauben, was er sagte. Wer weiß, vielleicht war er ja trotzdem mein Feind.

Ich kehrte zu den immer gleichen Fragen zurück: Warum hatte sie mir nichts gesagt? Sollte es wegen der Frage gewesen sein, die Hans gestellt hatte, ob das, was man uns immer erzählt hatte, die Wahrheit war? Sollte sie beschlossen haben, die Welt zu retten, wie sie es in unserem Gespräch über die Liebe und den Krieg angedeutet hatte, und war sie jetzt dabei, mich »darauf vorzubereiten«, sie auf dieser Mission zu begleiten?

Ich starrte auf die Schienen. Esther und ich liefen parallel nebeneinander her, ohne uns je wieder zu berühren. Zwei Schicksale, die ...

Schienen.

Wie weit liegen sie auseinander?

Um meinen Zahir zu vergessen, erkundigte ich mich bei einem der zwei Schaffner, die sich auf dem Bahnsteig befanden.

»Ihr Abstand beträgt hundertdreiundvierzigeinhalb Zentimeter oder vier Fuß und achteinhalb Zoll«, lautete die Antwort.

Der Schaffner war ein Mann, der mit seinem Leben im reinen und stolz auf seinen Beruf war; er vermittelte so gar nichts von der Traurigkeit, die Esther bei jedem vermute Aber seine Antwort ergab nicht den geringsten Sinn: hundertdreiundvierzigeinhalb Zentimeter oder vier Fuß und achteinhalb Zoll?

Das war doch verrückt. Logisch wären hundertfünfzig Zentimeter. Oder fünf Fuß. Irgendeine runde Zahl natürlich, die die Konstrukteure der Waggons und die Bahnangestellten gut behalten können.

»Und warum?« will ich vom Schaffner wissen.

»Weil die Achsen der Waggons diese Länge haben.«

»Aber die Achsen der Waggons richten sich doch nach dem Schienenabstand, oder etwa nicht?«

»Glauben Sie etwa, nur weil ich auf einem Bahnhof arbeite, wüßte ich alles über die Züge? Die Dinge sind nun mal so, wie sie sind.«

Und schon war er kein glücklicher Mensch mehr, der mit seiner Arbeit im reinen war. Eine Frage konnte er beantworten, mehr nicht. Ich entschuldigte mich, starrte den Rest der Wartezeit auf die Schienen und spürte, daß sie mir etwas sagen wollten. Mir war, als sagten sie mir etwas über meine Ehe − über alle Ehen.

Der Schauspieler kam an. Er war sympathischer, als ich erwartet hatte − trotz seines Ruhms. Ich setzte ihn in meinem Lieblingshotel ab und fuhr nach Hause. Zu meiner Überraschung erwartete mich dort Marie. Aufgrund der Wetterlage waren ihre Dreharbeiten um eine Woche verschoben worden.

»Heute ist Donnerstag, ich nehme an, du gehst ins Restaurant.«

»Möchtest du mitkommen?«

»Ja. Gern. Oder möchtest du allein hingehen?«

»Eigentlich schon.«

»Trotzdem − ich habe beschlossen hinzugehen. Der Mann, der mir sagt, wohin ich gehen darf oder nicht, ist noch nicht geboren.«

»Weißt du, warum die Eisenbahnschienen einen Abstand von hundertdreiundvierzigeinhalb Zentimetern haben?«

»Ich kann versuchen, das im Internet herauszufinden. Ist es wichtig?«

»Ja, sehr.«

»Lassen wir das mit den Eisenbahnschienen einen Augenblick. Ich habe mit ein paar Freunden gesprochen, die Fans von dir sind. Sie finden, daß jemand, der Bücher wie ›Zerreißen hat seine Zeit, Zunähen

hat seine Zeit‹ oder die Geschichte vom Schafhirten oder das ›Tagebuch einer Pilgerreise nach Santiago de Compostela‹ schreibt, ein weiser Mann sein muß, der auf alles eine Antwort hat.«

»Das ist keineswegs der Fall, wie du weißt.«

»Was stimmt dann? Wie kannst du deinen Lesern Dinge vermitteln, die jenseits deines Wissens liegen?«

»Sie liegen nicht jenseits meines Wissens. Alles, was ich geschrieben habe, ist Teil meiner Seele, es sind Lektionen, die ich im Laufe des Lebens gelernt habe, und ich versuche, sie auf mich selber anzuwenden. Ich bin Leser meiner eigenen Bücher. Sie zeigen etwas, was mir bereits bekannt war, wenn auch unbewußt.«

»Und der Leser?«

»Ich glaube, mit ihm verhält es sich genauso. Das Buch − aber wir können auch von irgend etwas anderem sprechen, von einem Film, einem Musikstück, einem Garten, dem Blick auf einen Berg − offenbart etwas. Mit offenbaren meine ich: einen Schleier wegziehen und wieder über etwas legen. Den Schleier von etwas wegziehen, was bereits existiert, ist etwas anderes, als das Geheimnis zu lehren, man besser leben kann.

Wie du weißt, leide ich zur Zeit aus Liebe. Dieses Leiden kann ein Abstieg in die Hölle sein − aber auch eine Offenbarung. Erst als ich ›Zerreißen hat seine Zeit, Zunähen hat seine Zeit‹ geschrieben habe, entdeckte ich meine eigene Liebesfähigkeit. Beim Tippen der Wörter und Sätze wurde mir dies klar.«

»Aber die spirituelle Seite? Das, was auf jeder Seite deiner Bücher gegenwärtig zu sein scheint?«

»Ich beginne, mich mit dem Gedanken anzufreunden, daß du heute abend mit mir in das armenische Restaurant kommst, denn du wirst drei wichtige Dinge herausfinden − oder, besser gesagt, du wirst dir ihrer bewußt werden. Erstens: In dem Augenblick, in dem Menschen beschließen sich einem Problem zu stellen, bemerken sie, daß sie zu viel mehr fähig sind, als sie dachten. Zweitens: Jede Art von Energie, jede Art von Wissen entstammen derselben Quelle, die wir gemeinhin Gott nennen. Seit ich begonnen habe, meinem Weg zu folgen, versuche ich, diese Energie zu respektieren, tagtäglich mit ihr in Kontakt zu treten, mich von den Zeichen führen zu lassen. Ich lerne, indem ich handle − und nicht, indem ich mir nur vornehme zu handeln.

Drittens: Niemand ist allein. Weder im Glück noch im Unglück. Es gibt immer jemanden, der genauso denkt, sich freut oder genauso leidet, und das gibt uns Kraft, die Herausforderungen, die vor uns liegen, besser anzugehen.«

»Schließt das mit ein, aus Liebe zu leiden?«

»Das schließt alles mit ein. Leid sollte man besser akzeptieren, denn es verschwindet nicht einfach, wenn man es ignoriert. Auch Freude sollte man lieber akzeptieren, selbst wenn man fürchtet, sie könne eines Tages enden. Es gibt Menschen, denen es nur gelingt, sich durch Opfer und Entsagung mit dem Leben zu verbinden. Es gibt Menschen, denen es nur gelingt, sich als Teil der Menschheit zu fühlen, wenn sie sich ›glücklich‹ wähnen. Warum fragst du mich dies alles?«

»Weil ich verliebt bin, weil ich Angst habe zu leiden.« »Hab keine Angst. Leid läßt sich nur vermeiden, wenn man überhaupt nicht liebt.«

»Ich weiß, daß Esther gegenwärtig ist. Außer vom epileptischen Anfall des Jungen hast du mir vom Treffen in der Pizzeria nichts weiter erzählt. Für mich ist das ein schlechtes Zeichen, auch wenn es für dich ein gutes Zeichen sein mag.«

»Es kann auch für mich ein schlechtes Zeichen sein.« »Weißt du, was ich dich schon lange fragen wollte? Ich wüßte gern, ob du mich liebst, so wie ich dich liebe. Aber ich habe mich nie getraut. Warum nur enden so viele meiner Beziehungen unglücklich?

Weil ich immer glaube, nicht ohne eine Beziehung leben zu können − und mich daher genötigt fühle, phantastisch, intelligent, sensibel, außergewöhnlich zu sein. Wenn ich jemanden verführen will, bin ich gezwungen, das Beste zu geben, und das hat etwas für sich. Andererseits fällt es mir schwer, mit mir selber gut auszukommen. Aber ich weiß nicht, ob mir das guttut.«

»Du möchtest wissen, ob ich die Frau, die mich ohne Erklärung verlassen hat, noch immer lieben kann.«

»Ich habe dein Buch gelesen. Ich weiß, daß du es kannst.« »Du möchtest mich fragen, ob ich trotz meiner Liebe Esther auch dich lieben kann?«

»Ich wage nicht, diese Frage zu stellen, weil die Antwort mein Leben zerstören könnte.«

»Du möchtest wissen, ob das Herz eines Mannes oder einer Frau groß genug ist, um mehr als einen Menschen auf einmal zu lieben?«

»Da diese Frage nicht so direkt ist wie die letzte, wüßte ich gern die Antwort.«

»Ich denke, ja. Außer, einer dieser Menschen wird zu einem ...«

»... Zahir. Aber ich werde um dich kämpfen, ich finde, es lohnt sich. Ein Mann, der imstande ist, eine Frau so zu lieben, wie du Esther geliebt hast − oder liebst −, ist es wert. Um dir zu zeigen, wie sehr ich mir wünsche, dich an meiner Seite zu haben, wie wichtig du in meinem Leben bist, werde ich einstweilen tun, worum du mich gebeten hast, auch wenn es verrückt scheint. Ich werde herausfinden,

warum die Eisenbahnschienen einen Abstand von vier Fuß und achteinhalb Zoll haben.«

Der Besitzer des armenischen Restaurants hatte seine Ankündigung wahr gemacht. Jetzt war das ganze Restaurant für die Veranstaltung reserviert statt nur der Salon im hinteren Teil. Marie schaute sich neugierig um und machte hin und wieder Bemerkungen darüber, wie verschieden doch die Menschen seien.

Um Punkt neun Uhr betraten die sechs Akteure die Bühne − die zwei Musiker in ihren orientalischen Gewändern und die vier jungen Leute mit ihren weißen Hemden und den weiten Röcken. Sofort wurde nicht mehr an den Tischen bedient. Alle Gäste verstummten.

»Im mongolischen Mythos von der Erschaffung der Welt begegnen sich der Wildhund und die Hirschkuh«, sagte Mikhail mit einer Stimme, die wieder nicht die seine war. »Zwei Wesen, von unterschiedlichster Natur. In der Natur tötet der Wildhund die Hirschkuh, um sie zu fressen. Im mongolischen Mythos ist den beiden klar, daß sie die Eigenschaften des jeweils anderen brauchen, um in einer feindlichen Umwelt zu überleben, und daß sie sich verbinden müssen.

Dazu müssen sie zuerst lernen zu lieben. Und um zu lieben, müssen sie aufhören, die zu sein, die sie sind, sonst können sie nicht zusammenleben. Im Laufe der Zeit lernt der Wildhund zu akzeptieren, daß sein stets auf den Überlebenskampf gerichteter Instinkt nun einem höheren Ziel dient: jemanden zu finden, mit dem er die Welt neu erbauen kann.«

Nach einer Pause fuhr er fort:

»Wenn wir tanzen, kreisen wir um dieselbe Energie, die bis zur Herrin aufsteigt, so wie das Wasser der Flüsse verdunstet, sich in Wolken verwandelt und als Regen wieder niedergeht. Heute handelt meine Geschichte vom Kreislauf der Liebe: Eines Morgens klopfte ein Bauer kräftig an das Tor eines Klosters. Als ihm der Bruder Pförtner öffnete, reichte er ihm eine wunderschöne Weintraube.

›Lieber Bruder Pförtner, dies sind die besten Trauben, die mein Weinberg hervorgebracht hat. Und ich komme, um sie Euch zu schenken.‹

›Herzlichen Dank! Ich werde sie sogleich zum Abt bringen, der sich über dieses Geschenk freuen wird.‹

›Nein, nein, ich habe sie Euch gebracht.‹

›Mir? Ich verdiene kein so schönes Geschenk der Natur.‹

›Ihr habt mir immer geöffnet, wenn ich an das Tor geklopft habe. Als ich Hilfe brauchte, weil die Ernte durch die Trockenheit zerstört war,

habt Ihr mir täglich ein Stück Brot und ein Glas Wein gegeben. Ich möchte, daß diese Trauben Euch ein wenig von der Liebe der Sonne, der Schönheit des Regens und des Wunders Gottes bringen.‹

Der Bruder Pförtner legte die Trauben vor sich hin und betrachtete sie den ganzen Morgen lang voller Bewunderung: Sie waren wirklich schön. Und deshalb beschloß er, sie dem Abt zu schenken, der ihn stets mit weisen Worten ermutigt hatte.

Der Abt freute sich sehr über die Trauben. Ihm fiel jedoch ein, daß es im Kloster einen kranken Bruder gab, und er dachte: Ich werde ihm die Trauben schenken. Sie werden ihm Freude machen.

Doch die Trauben blieben nicht lange in der Zelle des kranken Bruders, denn dieser überlegte: Der Bruder Küchenmeister sorgt für mich, ernährt mich mit allerbesten Speisen. Ich bin sicher, diese Trauben würden ihn sehr glücklich machen. Als der Bruder Küchenmeister zur Mittagsstunde erschien und das Essen brachte, übergab er ihm die Trauben.

›Sie sind für Euch. Da Ihr immer mit den Früchten der Natur umgeht, werdet Ihr etwas mit diesem Werk Gottes anzufangen wissen.‹

Der Bruder Küchenmeister war von der Schönheit der Trauben hingerissen und zeigte sie seinem Gehilfen. Sie waren so vollkommen, daß niemand sie mehr schätzen würde als der Bruder Sakristan, dem das Heilige Sakrament anvertraut war und den viele im Kloster für einen heiligen Mann hielten.

Der Bruder Sakristan schenkte die Trauben seinerseits dem jüngsten Novizen, damit dieser sehen möge, daß Gottes Werk sich in den kleinsten Dingen der Schöpfung offenbarte. Als der Novize die Trauben erhielt, fühlte sein Herz den Ruhm Gottes, weil er noch nie schönere Weintrauben gesehen hatte. Und er erinnerte sich daran, wie er zum ersten Mal ins Kloster gekommen war, und an den Menschen, der ihm das Tor geöffnet hatte. Das Öffnen des Tors hatte es möglich gemacht, daß er heute in dieser Gemeinschaft von Menschen lebte, die Wunder zu schätzen wußten.

Also trug er, kurz bevor es dunkel wurde, die Trauben zum Bruder Pförtner.

›Laßt sie Euch gut schmecken. Denn Ihr verbringt die meiste Zeit allein, und diese Trauben werden Euch guttun.‹

Der Bruder Pförtner begriff, daß die Trauben tatsächlich für ihn bestimmt waren. Er genoß jede einzelne Beere und schlief glücklich ein. So wurde der Kreis geschlossen. Ein Kreis des Glücks und der Freude, der sich immer um den legt, der mit der Energie der Liebe in Kontakt steht.« Alma schlug auf den mit Ornamenten verzierten Gong.

Mikhail fuhr fort:

»Wie jeden Donnerstag folgen auf eine Geschichte über die Liebe Geschichten über Nicht-Liebe. Wir werden sehen was an der Oberfläche ist, und begreifen, was darunter liegt: die Schicht, in der sich unsere Gewohnheiten, unsere Werte befinden. Und wenn es uns gelingt, diese Schicht zu durchdringen, entdecken wir uns selber. − Wer fängt an?«

Mehrere Hände hoben sich − zu Maries Überraschung auch meine. Die Gäste rutschten unruhig auf ihren Stühlen. hin und her. Mikhail wies auf eine schöne, große Frau mit blauen Augen.

»Letzte Woche habe ich einen Freund besucht, der allein in den Bergen an der Grenze zu Spanien lebt. Jemand, der das Leben genießt und sagt, die Lebensweisheit bestehe darin, jeden Augenblick voll auszukosten.

Mein Mann war von Anfang an gegen diesen Besuch: Er meinte zu wissen, was das für einer war − ein notorischer Jäger und Frauenverführer. Aber ich mußte unbedingt mit diesem Freund reden. Ich machte gerade eine Krise durch, und nur er konnte mir helfen. Mein Mann schlug mir vor» zum Psychologen zu gehen, zu verreisen. Wir diskutierten, stritten, aber trotz all seiner Einwände reiste ich zu meinem Freund. Er holte mich am Flughafen ab, wir redeten den ganzen Nachmittag lang, aßen zu Abend, tranken, redeten noch ein wenig, und dann ging ich schlafen. Am nächsten Morgen machten wir einen Spaziergang, und dann brachte er mich wieder zum Flughafen.

Kaum war ich zu Hause angekommen, da ging es mit den Fragen los. War mein Freund allein? −Ja. − Keine Freundin bei ihm? − Nein. − Habt ihr getrunken? −Ja. − Warum willst du nicht darüber reden? − Aber ich rede doch darüber! − Ihr wart allein in dem Haus mit dem phantastischen Blick auf die Berge! Was für eine romantische Kulisse, nicht wahr? − Ja. Und trotzdem haben wir nur geredet. − Denkst du etwa, ich nehme dir das ab? − Warum solltest du es nicht glauben? − Weil es wider die Natur ist: ein Mann und eine Frau, wenn sie zusammensitzen, zusammen trinken, sich intime Dinge erzählen, landen doch immer im Bett!

Mein Mann hatte recht, es entsprach überhaupt nicht dem, was man uns beigebracht hatte. Er würde nie glauben, was ich ihm erzählt hatte, aber es war die reine Wahrheit. Seither ist unser Leben die Hölle. Es wird wieder besser werden, aber unser Leiden ist unnötig, ein Leiden wegen etwas, was man uns erzählt hat: nämlich daß ein Mann und eine Frau, die einander bewundern, wenn die Umstände es erlauben, am Ende im Bett landen.«

Beifall. Zigaretten werden angezündet. Klirren von Flaschen und

Gläsern.

»Was ist denn hier los?« fragt Marie leise. »Eine Gruppentherapie in Ehefragen?«

»Das ist Teil der ›Begegnung‹. Niemand sagt, er habe recht oder er irre sich, alle erzählen nur Geschichten.«

»Und warum tun sie das öffentlich, so unverblümt, während andere trinken und rauchen?«

»Vielleicht weil es leichter ist. Und warum soll man es sich nicht etwas leichter machen?«

»Leichter? Vor allen möglichen Leuten, die meine Geschichte morgen ihrem Ehemann erzählen könnten?«

Jemand anders hatte zu sprechen begonnen, und ich konnte Marie nicht mehr sagen, daß dies nicht der Punkt sei weil nämlich alle hier seien, um über Nicht-Liebe zu sprechen, die als Liebe daherkam.

»Ich bin der Ehemann der Frau, die gerade ihre Geschichte erzählt hat«, sagte ein Mann, der mindestens zwanzig Jahre älter wirkte als die blonde, hübsche Frau. Was sie gesagt hat, stimmt. Doch es gibt da etwas, was sie nicht weiß, und ich hatte bisher nicht den Mut, es ihr gegenüber anzusprechen. Ich werde es jetzt tun.

Als sie in den Bergen war, konnte ich nachts nicht schlafen und fing an, mir in allen Details auszumalen, was gerade passierte: Sie kommt an, im Kamin knistert ein Feuer, sie zieht die Jacke aus, dann den Pullover, unter dem dünnen T-Shirt trägt sie keinen BH, und er kann die Konturen ihrer Brüste genau erkennen.

Sie tut so, als bemerke sie seine Blicke nicht. Geht unter dem Vorwand, noch eine Flasche Champagner holen zu wollen, in die Küche. Sie trägt sehr enge Jeans, geht langsam und weiß auch so, ohne sich umdrehen zu müssen, daß er sie von Kopf bis Fuß betrachtet. Sie kommt zurück, sie besprechen wirklich intime Dinge, und das gibt ihnen ein Gefühl von Vertrautheit.

Das Gespräch ist zu Ende. Das Handy klingelt. Ich bin dran und erkundige mich, ob alles in Ordnung ist. Sie geht zu ihm, hält ihm das Telefon ans Ohr, sie hören beide, was ich sage. Es ist ein schwieriges Gespräch, weil ich weiß, daß es zu spät ist, irgendwelchen Druck auszuüben. Besser so tun, als sei ich ganz unbesorgt, und ihr raten, die Zeit in den Bergen nur ja zu genießen, da sie schon am nächsten Tag nach Paris zurückfliegt.

Ich lege auf, weiß, daß er das Gespräch mitverfolgt hat. Jetzt setzen sich die beiden, die vorher jeder für sich auf einem Sofa gesessen haben, dicht nebeneinander.

An diesem Punkt hörte ich auf, mir vorzustellen, was dort in den

Bergen geschah. Ich stand auf, ging hinüber ins Kinderzimmer, wo ich mich ans Fenster stellte und auf Paris hinaussah. Wissen Sie, was mir da auffiel? Daß der Gedanke mich erregt hatte. Wirklich sehr erregt hatte. Die Vorstellung, meine Frau könnte in diesem Augenblick einen Mann küssen, mit ihm schlafen.

Ich fühlte mich entsetzlich. Wie konnte mich das nur so erregen? Am nächsten Tag habe ich zwei Freunde darauf angesprochen. Ich fragte sie, ob sie schon einmal einen anderen Mann dabei ertappt hätten, wie er heimlich in das Dekollete ihrer Frau gelinst habe. Ob sie das sexuell erregend gefunden hätten. Selbstverständlich sagte ich nicht, warum ich sie das fragte. Beide gaben mir ausweichende Antworten − ich hatte ein Tabu angesprochen. Beide meinten, es sei ein prickelndes Gefühl, wenn die eigene Frau von einem anderen Mann begehrt würde. Weiter ließen sie sich nicht auf das Thema ein. Sollte dies ein von allen Männern in ihrem Herzen gehütetes Geheimnis sein? Ich weiß es nicht. Unsere Woche war die Hölle, weil ich nicht verstehe, was ich fühle. Und da ich es nicht verstehe, schiebe ich meiner Frau die Schuld dafür zu, daß sie etwas in mir geweckt hat, was meine Welt aus dem Gleichgewicht bringt.«

Diesmal wurden sehr viele Zigaretten angesteckt, Applaus gab es indes nicht. Als wäre das Thema auch hier tabu.

Während ich noch meine Hand hob, fragte ich mich, ob ich eigentlich nachvollziehen konnte, was der Mann gerade gesagt hatte. Ja, ich konnte es sehr wohl nachvollziehen: Ich hatte mir schon öfter solche Szenen zwischen Esther und Soldaten an der Front vorgestellt, doch nicht einmal gewagt, es mir einzugestehen.

Mikhail sah her und machte mir ein Zeichen.

Ich weiß nicht, wie ich es schaffte, mich inmitten all dieser Leute zu erheben. Sie waren von der Geschichte des Mannes sichtlich schockiert, den es erregte, sich vorzustellen, daß seine Frau mit einem anderen schlief. Niemand schien auf mich zu achten, aber das machte es mir leichter, zu beginnen.

»Tut mir leid, wenn ich nicht so direkt sein kann wie die beiden, die vor mir gesprochen haben, aber auch mir liegt etwas auf der Seele. Heute war ich an der Gare de l'Est und habe mir sagen lassen, daß der Abstand zwischen den Schienen hundertdreiundvierzigeinhalb Zentimeter oder vier Fuß und achteinhalb Zoll beträgt. Warum dieses unsinnige Maß? Ich habe meine Freundin gebeten, den Grund dafür herauszufinden, und hier ist er:

Weil beim Bau der ersten Eisenbahnwagen die gleichen Werkzeuge verwendet wurden wie für den Bau von Kutschen.

Aber warum war dies der Abstand der Kutschenräder? Weil die

alten Straßen für dieses Maß gebaut waren und nur so der Kutschenverkehr möglich war.

Wer aber hat beschlossen, daß Straßen nur mit diesen Maßen gebaut werden durften? Und da geraten wir plötzlich in eine ferne Vergangenheit: Festgelegt haben das nämlich die Römer, die ersten großen Straßenbauer. Aus welchem Grund? Die Kriegswagen wurden von zwei Pferden gezogen − und stellt man zwei der Rassetiere nebeneinander, die damals benutzt wurden, dann nahmen sie hundertdreiundvierzigeinhalb Zentimeter ein.

Und so kommt es, daß der Abstand zwischen den Schienen, die ich heute gesehen habe und die von modernen Hochgeschwindigkeitszügen befahren werden, von den Römern bestimmt wurde. Als in den USA Einwanderer aus Europa dort Eisenbahnen bauten, fragten sie nicht, ob es besser wäre, die Spurweite zu verändern, sondern bauten nach denselben Vorgaben weiter. Dies hat sogar die Konstruktion der Spaceshuttles beeinflußt. Eigentlich waren die amerikanischen Ingenieure der Meinung, daß die Brennstofftanks breiter sein müßten, aber da diese in Utah gebaut wurden, mußten sie mit der Bahn bis zum Space Center in Florida transportiert werden und hätten, wären sie breiter gewesen, nicht durch die Tunnel gepaßt. Schlußfolgerung: Sie mußten sich dem beugen, was die Römer einst als ideales Maß festgelegt hatten.

Und was hat das nun mit der Ehe zu tun?«

Ich machte eine Pause. Einige Leute waren überhaupt nicht an Eisenbahnschienen interessiert und fingen an, miteinander zu reden. Andere, unter ihnen Marie und Mikhail, hörten mir ganz aufmerksam zu.

»Das hat alles mit der Ehe und den beiden Geschichten zu tun, die wir gerade gehört haben. Irgendwann ist jemand gekommen und hat gesagt: Wenn ihr heiratet, müßt ihr beide unverändert bleiben, wie tiefgefroren. Ihr werdet nebeneinanderher laufen wie zwei Schienen und genau dieser Norm gehorchen. Selbst wenn einer das Bedürfnis hat, sich mal etwas zu nähern, mal etwas zu entfernen, so verstößt das schon gegen die Regeln. Die Regeln lauten: Seid vernünftig, denkt an die Zukunft, an die Kinder. Ihr dürft euch nicht mehr verändern, müßt sein wie die Schienen: Der Abstand zwischen euch muß beim Ausgangsbahnhof, unterwegs und am Zielbahnhof immer gleich groß sein.

Ihr dürft nicht zulassen, daß sich eure Liebe verändert, auch nicht, daß sie am Anfang zunimmt und unterwegs oder am Zielbahnhof abnimmt − das wäre höchst riskant. Also müßt ihr, wenn die Begeisterung der ersten Jahre verflogen ist, immer denselben Abstand einhalten, immer gleich solide bleiben, immer gleich gut funktionieren.

Ihr seid dazu da, daß sich der Zug des Überlebens der Gattung in die Zukunft bewegt. Eure Kinder werden nur glücklich sein, wenn ihr bleibt, wie ihr immer wart − in einem gleichbleibenden Abstand von hundertdreiundvierzigeinhalb Zentimetern zueinander. Wenn ihr unzufrieden wegen etwas seid, das sich nie verändert, dann müßt ihr an die Kinder denken, die ihr auf die Welt gebracht habt.

Denkt an die Nachbarn. Zeigt ihnen, daß ihr glücklich seid, sonntags grillt, daß ihr fernseht, der Gemeinschaft helft. Denkt an die Gesellschaft! Zieht euch so an, daß alle sehen können, es gibt keine Konflikte zwischen euch. Schaut nicht rechts und nicht links, es könnte euch jemand ansehen, und das wäre dann eine Versuchung, könnte Scheidung, Krisen, Depressionen bedeuten.

Lächelt auf den Fotos. Stellt die Fotos im Wohnzimmer auf, damit alle sie sehen können. Mäht den Rasen, macht Sport, vor allem Sport, damit ihr in der Zeit konserviert werdet. Wenn der Sport nichts mehr bringt, laßt eine Schönheitsoperation machen. Aber vergeßt nie: Irgendwann einmal wurden diese Regeln aufgestellt, und ihr müßt sie befolgen. Wer diese Regeln aufgestellt hat? Das ist egal. Stellt niemals solche Fragen, denn die Regeln werden immer gültig sein, auch wenn ihr nicht mit ihnen einverstanden seid.«

Ich setzte mich. Teilweise begeisterter Beifall, aber auch Gleichgültigkeit, und ich wußte nicht, ob ich zu weit gegangen war. Marie schaute mich halb bewundernd, halb überrascht an.

Alma schlug wieder den Gong.

Ich bat Marie, drinnen zu bleiben, während ich hinausging, um eine Zigarette zu rauchen.

»Jetzt werden sie im Namen der Liebe, der ›Herrin‹, tanzen.«

»Du kannst doch auch hier rauchen.«

»Ich muß allein sein.«

Obwohl der Frühling schon begonnen hatte, war es noch sehr kühl, aber ich brauchte frische Luft. Warum hatte ich diese Geschichte erzählt? Meine Ehe mit Esther war nie so gewesen: zwei Schienen, immer nebeneinander, immer korrekt, gerade, ordentlich.

Wir hatten Höhen und Tiefen durchlebt, oft hatte einer von uns beiden gedroht, den anderen zu verlassen, doch wir waren immer zusammengeblieben.

Bis vor zwei Jahren.

Oder bis zu dem Augenblick, an dem sie wissen wollte, warum sie unglücklich war.

Niemand darf sich das fragen: Warum bin ich Unglücklich? Diese

Frage trägt den alles zerstörenden Virus in sich, weil wir dann herausfinden wollen, was uns glücklich macht. Wenn aber das, was uns glücklich macht, nicht unserem gegenwärtigen Leben entspricht, dann ändern wir uns entweder umgehend, oder wir werden noch unglücklicher.

Und in genau dieser Lage befand ich mich jetzt: Ich hatte eine großartige Freundin, wurde beruflich immer erfolgreicher, und es bestand die große Chance, daß mein Leben an Maries Seite wieder ins Lot geraten würde. Es war besser, sich damit zufriedenzugeben. Zu akzeptieren, was mir das Leben bot, nicht Esthers Beispiel zu folgen, nicht nach rechts und links zu schauen, sondern Maries Worte zu beherzigen und ein neues Leben an ihrer Seite zu beginnen.

Nein, so darf ich nicht denken. Wenn ich so reagiere, wie es die Leute von mir erwarten, dann mache ich mich zu ihrem Sklaven. Es bedarf einer ungeheuren Selbstbeherrschung, um dies zu vermeiden, denn man hat immer den Hang, jemandem gefallen zu wollen − vor allem sich selber. Doch wenn ich dies tue, werde ich nicht nur Esther, sondern auch Marie, meine Arbeit, meine Zukunft, meine Selbstachtung verlieren und die Achtung vor allem, was ich je gesagt und geschrieben habe.

Ich ging wieder hinein, als ich die Leute herausströmen sah. Mikhail erschien. Er hatte sich bereits umgezogen.

»Was im Restaurant geschehen ist ...«

»Machen Sie sich keine Sorgen«, antwortete ich. »Lassen Sie uns am Seineufer Spazierengehen.«

Marie verstand den Wink und sagte, sie müsse früh ins Bett. Ich bat sie, uns im Taxi bis zur Brücke beim Eiffelturm mitzunehmen, von da aus würde ich zu Fuß nach Hause gehen können. Ich hatte noch überlegt, Mikhail nach seiner Adresse zu fragen, fand dann aber, daß er die Frage als Versuch mißverstehen könnte, ihn auszuspionieren, um herauszufinden, ob Esther etwa immer noch bei ihm lebte.

Unterwegs versuchte Marie immer wieder, Mikhail über die ›Begegnung‹ auszufragen. Er antwortete immer dasselbe: Sie sei eine Möglichkeit, die Liebe wiederzufinden. Und fügte spontan hinzu, daß ihm meine Geschichte über die Eisenbahnschienen gefallen habe.

»So ist die Liebe verlorengegangen«, sagte er. »Als wir genaue Regeln dafür festgelegt haben, wie sie sich zu zeigen hat.«

»Und wann war das?« fragte Marie.

»Das weiß ich nicht. Aber ich weiß, daß man etwas tun kann, damit die Liebe wiederkehrt. Ich weiß es, denn wenn ich tanze oder wenn ich

die Stimme höre, redet die Liebe mit mir.«

Marie erfuhr nicht mehr, was ›die Stimme hören‹ bedeutete, denn wir waren bei der Brücke angelangt. Mikhail und ich stiegen aus dem Taxi und machten uns auf in eine kühle Pariser Frühlingsnacht.

»Was Sie neulich im Restaurant erlebt haben, hat Sie erschreckt. Das ist mir klar. Die größte Gefahr dabei ist, daß sich die Zunge nach hinten rollt und man erstickt. Der Wirt hat richtig reagiert, was zeigt, daß so etwas in seiner Pizzeria sicher nicht zum ersten Mal passiert ist. Es kommt übrigens auch sonst nicht so selten vor. Nur stimmt seine Diagnose nicht. Ich bin kein Epileptiker. Das ist der Kontakt mit der Energie.«

Selbstverständlich war er Epileptiker, aber es brachte nichts, das Gegenteil zu behaupten. Ich versuchte, mir nichts anmerken zu lassen. Es war wichtig, die Situation unter Kontrolle zu halten. Allerdings wunderte ich mich, wie einfach es gewesen war, ihn zu diesem zweiten Treffen zu bewegen.

»Ich brauche Sie. Sie müssen über die Liebe schreiben und darüber, wie wichtig sie ist«, sagte Mikhail.

»Jeder weiß, wie wichtig die Liebe ist. Fast alle Bücher, die je geschrieben wurden, handeln davon.«

»Dann werde ich meine Bitte eben anders formulieren. Ich möchte, daß Sie etwas über die neue Renaissance schreiben.«

»Und worin besteht diese neue Renaissance?«

»Es ist eine Zeitströmung, ähnlich der, die im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert in Italien aufkam, als Genies wie da Vinci, Michelangelo, Erasmus sich von der Gegenwart und ihren Beschränkungen, der Unterdrückung durch die Konventionen ab- und der Vergangenheit zuwandten. So wie die Menschen damals entdecken wir heute erneut die magische Sprache, die Alchimie, die Vorstellung von einer Muttergottheit und nehmen uns die Freiheit, nicht den Geboten der Kirche oder den Weisungen der Regierungen zu folgen, sondern dem, was wir glauben. Wie die Menschen in Florenz um 1500 entdecken wir heute, daß die Vergangenheit bereits die Antworten auf die Fragen der Zukunft in sich birgt.

Nehmen wir nur die Geschichte mit den Eisenbahnschienen, die Sie erzählt haben: Wie oft gehorchen wir nicht auch in anderer Beziehung Normen, die wir nicht verstehen? Die Menschen lesen doch Ihre Bücher, könnten Sie nicht über dieses Thema schreiben?«

»Ich habe mir noch nie reinreden lassen, wenn es um eines meiner Bücher ging«, gab ich zurück. Mir war klar, daß es hier um mein

Selbstverständnis ging. »Ich kann nur über das schreiben, was meine Seele wirklich berührt«, sagte ich noch einmal. »Nur wenn die Strömungen mein Schiff namens Sprache zu dieser Insel tragen, schreibe ich vielleicht darüber. Aber das hat nichts mit meiner Suche nach Esther zu tun.«

»Das weiß ich, und ich möchte hier auch keine Bedingungen stellen, nur etwas vorschlagen, was ich für wichtig halte.«

»Hat sie Ihnen einmal etwas über die ›Gefälligkeitsbank‹ erzählt?«

»Ja. Aber es geht hier nicht um die ›Gefälligkeitsbank‹. Es geht um eine Mission, die ich nicht allein erfüllen kann.«

»Ist Ihre Mission das, was Sie im armenischen Restaurant machen?«

»Das ist nur ein kleiner Teil davon. Jeden Freitag machen wir das gleiche mit Bettlern. Mittwochs arbeiten wir mit den neuen Nomaden.«

Neue Nomaden? Es empfahl sich, ihn jetzt nicht zu unterbrechen; der Mikhail, der jetzt mit mir redete, besaß weder die Arroganz, die er in der Pizzeria, noch die Unsicherheit, die er bei der Signierstunde an den Tag gelegt hatte. Er war ein Mensch wie jeder andere, ein Kumpel, einer, mit dem man, wenn die Nacht lang wird, über die Probleme der Welt redet.

»Würden Sie gern mitkommen und mit den Bettlern reden?«

Mir fiel Esthers Bemerkung über die falsche Traurigkeit in den Augen jener wieder ein, von denen anzunehmen war, daß sie von allen am schlimmsten dran waren.

»Ich werde es mir überlegen.«

Wir waren fast am Louvre, als er unvermittelt stehenblieb und sich über die Mauer zum Fluß beugte. Wir sahen den vorbeifahrenden Touristenschiffen, den bateaux-mouches, zu, deren Scheinwerfer uns blendeten.

»Schauen Sie sich diese Leute auf den Schiffen an«, sagte ich, denn ich mußte irgend etwas sagen, weil ich fürchtete, er könnte das Interesse verlieren und einfach nach Hause gehen. »Sie sehen nur das, was vom Licht angestrahlt wird. Wenn sie wieder zu Hause sind, werden sie sagen, sie kennen Paris. Morgen werden sie sich bestimmt die Mona Lisa ansehen und danach behaupten, sie kennen den Louvre. Aber sie kennen Paris nicht und waren auch nicht im Louvre, sie haben nur eine Bootsfahrt gemacht und ein Bild angesehen, ein einziges Bild. Was ist der Unterschied zwischen einem Pornofilm und körperlicher Liebe? Es ist der gleiche Unterschied wie zwischen dem Blick auf eine Stadt und dem Versuch, zu erfahren, was in ihr passiert: indem man die Bars besucht, durch die Straßen geht, die nicht in den

Reiseführern stehen, und sich in ihnen verläuft und verliert, um sich selber zu finden.«

»Ich bewundere Ihre Selbstbeherrschung. Sie reden über die Seineschiffe und warten auf den richtigen Augenblick, um die Frage zu stellen, die Sie zu mir geführt hat. Sie können mit mir völlig offen über alles sprechen, was Sie wissen wollen.«

Seine Stimme war kein bißchen aggressiv, und ich beschloß, mich vorzuwagen:

»Wo ist Esther?«

»Körperlich sehr weit weg, in Zentralasien. Spirituell ist sie sehr nah. Ihr Lächeln begleitet mich Tag und Nacht, ebenso wie die Erinnerung an ihre Worte und ihre Begeisterung. Sie hat mich hierher gebracht, einen mittellosen Einundzwanzigjährigen ohne Zukunft, den die Leute aus seinem Dorf für anormal, krank oder für einen Zauberer hielten, der einen Pakt mit dem Teufel geschlossen hatte. Und in dem die Leute aus der Stadt einen einfachen Landarbeiter auf der Suche nach Arbeit sahen.

Den Rest meiner Geschichte werde ich Ihnen ein andermal erzählen. Tatsache ist, ich konnte Englisch und war Esthers Dolmetscher. Wir waren an der Grenze zu einem Land, in das sie unbedingt wollte: Die Amerikaner bauten dort gerade viele Militärbasen, bereiteten sich auf den Krieg in Afghanistan vor. Es war unmöglich, ein Visum zu erhalten. Ich habe ihr geholfen, illegal durch die Berge zu kommen. Die Woche, die wir zusammen verbracht haben, hat mir gezeigt, daß ich nicht allein war, daß Esther mich verstand.

Ich habe sie gefragt, was sie so weit weg von zu Hause wolle. Nach ein paar ausweichenden Antworten erzählte sie mir schließlich, was sie Ihnen auch erzählt haben wird: Sie sei auf der Suche nach dem Ort, an dem das Glück verborgen ist. Ich erzählte ihr von meiner Mission, von der Wiederverbreitung der Energie der Liebe auf Erden. Im Grunde waren wir beide auf der Suche nach ein und demselben.

Esther ist zur französischen Botschaft gegangen und hat ein Visum für mich bekommen − als Dolmetscher für die kasachische Sprache, obwohl tatsächlich die meisten meiner Landsleute nur Russisch sprechen. Ich bin nach Paris gezogen. Wir haben uns immer getroffen, wenn sie von ihren Auslandsaufträgen zurückkehrte. Zweimal sind wir zusammen nach Kasachstan gereist. Sie war sehr an der Tengri-Kultur interessiert, und an einem Nomaden, den sie kennengelernt hatte − und von dem sie glaubte, er habe die Antwort auf alles.«

Ich hätte gern gewußt, was Tengri war, aber die Frage konnte warten. Mikhail redete weiter, in seinem Blick lag die Sehnsucht, die auch ich nach Esther empfand.

»Wir haben hier in Paris eine gemeinsame Arbeit begonnen. Esther hat mich auf die Idee gebracht, einmal in der Woche Versammlungen abzuhalten. Sie sagte: »In jeder Beziehung zwischen Menschen ist das Wichtigste das Gespräch. Doch keiner führt mehr Gespräche, keiner setzt sich mit anderen zusammen, um zu reden und zuzuhören. Die Leute gehen ins Theater, ins Kino, sehen fern, lesen Bücher. Wenn wir die Welt verändern wollen, müssen wir die Zeit wieder aufleben lassen, in der sich die Krieger um das Feuer versammelten und Geschichten erzählten.«

Ich erinnerte mich daran, daß Esther gesagt hatte, die wichtigsten Dinge in unserem Leben hätten sich aus langen Gesprächen an einem Tisch in einer Bar ergeben oder bei Spaziergängen durch Straßen und Parks.

»Meine Idee war, solche Treffen am Donnerstag abzuhalten, weil dies die Tradition verlangt, mit der ich groß geworden bin. Esthers Idee war das mit den Spaziergängen durch das nächtliche Paris. Sie meinte, nur die Bettler täten nicht so, als seien sie zufrieden − sie würden im Gegenteil ihre Traurigkeit zeigen.

Esther hat mir Ihre Bücher zu lesen gegeben. Ich begriff, daß Sie − wenn auch vielleicht nur unbewußt − in Ihren Büchern von der gleichen Welt schrieben, wie wir sie uns erträumten. Ich begriff, daß ich nicht allein war, obwohl nur ich die Stimme hörte. Je mehr Menschen regelmäßig zu meinen Treffen kamen, desto mehr begann ich ganz allmählich, zu glauben, daß ich meine Mission erfüllen könnte, dazu beitragen, die Energie zurückzuholen. Allerdings mußte ich mich zu diesem Zweck in die Vergangenheit zurückbegeben, zu dem Augenblick, in dem sie gegangen war − oder sich versteckt hatte.«

»Warum hat Esther mich verlassen?«

Konnte ich das Thema nicht endlich vergessen? Meine Frage irritierte Mikhail.

»Aus Liebe. Sie haben heute das Beispiel mit den Schienen angeführt. Esther ist keine Schiene an Ihrer Seite. Sie folgt nicht den Regeln und Sie vermutlich ebensowenig. Ich hoffe, Sie wissen, daß auch Sie ihr fehlen.«

»Ja aber...«

»Falls Sie Esther treffen wollen, kann ich Ihnen sagen, wo sie sich befindet. Ich hätte es Ihnen schon längst gesagt, aber die Stimme meint, der Augenblick sei noch nicht gekommen. Niemand dürfe Esther bei ihrer Begegnung mit der Energie der Liebe stören. Ich gehorche der Stimme, die Stimme schützt uns: mich, Sie, Esther.«

»Wann wird der Augenblick kommen?«

»Vielleicht morgen, vielleicht in einem Jahr − oder nie. Und in diesem Fall müssen wir ihre Entscheidung respektieren. Die Stimme ist die Energie: Sie führt die Menschen zusammen, wenn beide wirklich für diesen Augenblick bereit sind. Dennoch versuchen wir alle, eine Sache zu forcieren − um dann den Satz zu hören, den wir niemals hören wollten: ›Geh weg!‹ Wer die Stimme nicht respektiert und früher oder später kommt, als er sollte, wird niemals erreichen, was er will.«

»Lieber höre ich von ihr ›Geh weg!‹, als Tag und Nacht mit dem Zahir zu verbringen. In dem Augenblick, in dem sie ›Geh weg!‹ sagt, hört sie auf, eine fixe Idee zu sein, sie wird zu einer Frau, die jetzt anders lebt und denkt.«

»Sie ist dann nicht mehr der Zahir, aber es wird ein großer Verlust sein. Wenn es einem Mann und einer Frau gelingt, diese Energie in sich zum Leben zu erwecken, dann helfen sie allen anderen auf der Welt.«

»Sie machen mir angst. Ich liebe Esther. Sie wissen, daß ich sie liebe, und Sie haben mir auch gesagt, daß Esther mich noch liebt. Ich weiß nicht, was es bedeutet, bereit zu sein. Ich kann nicht immer den Erwartungen der anderen entsprechen, nicht einmal denen Esthers.«

»Aus den Gesprächen mit ihr habe ich herausgehört, daß Sie sich irgendwann selbst verloren haben. Die Welt hat sich nur noch um Sie gedreht, ausschließlich um Sie.«

»Das stimmt nicht. Sie war frei, ihren eigenen Weg zu gehen. Sie hat beschlossen, Kriegskorrespondentin zu werden, sogar gegen meinen Willen. Sie meinte, sie müsse herausfinden, warum die Menschen unglücklich sind, auch wenn ich dagegenhielt, daß man dies nicht wissen könne. Möchte sie vielleicht, daß ich wieder eine Schiene an der Seite einer anderen Schiene bin, diesen dummen Abstand einhalte, nur weil es die Römer so bestimmt haben?«

»Ganz im Gegenteil.«

Mikhail setzte sich wieder in Bewegung, ich folgte ihm.

»Glauben Sie, daß ich eine Stimme höre?«

»Ehrlich gesagt, weiß ich es nicht. Und wo wir schon hier sind, möchte ich Ihnen etwas zeigen.«

»Alle glauben, es seien epileptische Anfälle, und ich lasse sie in dem Glauben: es ist einfacher so. Aber diese Stimme spricht seit meiner Kindheit zu mir, als ich die Frau gesehen habe.«

»Was für eine Frau?«

»Erzähle ich Ihnen später.«

»Immer, wenn ich Sie etwas frage, antworten Sie: ›Erzähle ich Ihnen

später.‹«

»Die Stimme sagt mir etwas. Ich weiß, daß Sie verwirrt oder erschrocken sind. In der Pizzeria, als ich den Luftzug spürte und die Lichter sah, wußte ich, daß dies die Symptome meiner Verbindung zur MACHT waren. Ich wußte, daß sie anwesend war, um uns beiden zu helfen.

Wenn Sie meinen, alles, was ich sage, seien nur die krankhaften Einbildungen eines jungen Epileptikers, der die Gefühle eines berühmten Schriftstellers ausnutzen will, dann gebe ich Ihnen morgen eine Karte von dem Ort, an dem sich Esther befindet, und Sie können zu ihr gehen. Aber die Stimme sagt uns etwas.«

»Darf ich erfahren, was sie sagt, oder erzählen Sie mir das auch später?«

»Ja, später: noch habe ich die Botschaft nicht ganz verstanden.«

»Versprechen Sie mir trotzdem, daß Sie mir die Adresse und die Karte geben?«

»Ich verspreche es. Im Namen der göttlichen Energie der Liebe. Und was wollten Sie mir zeigen?«

Ich wies auf eine vergoldete Statue − ein junges Mädchen auf einem Pferd.

»Das Standbild dort. Das Mädchen hörte Stimmen. Solange alle befolgten, was es sagte, ging alles gut. Als die Leute begannen, daran zu zweifeln, hat sich der Wind für sie gedreht.

Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans, die Heldin des Hundertjährigen Krieges, die mit siebzehn zur Anführerin der Truppen ernannt worden war, weil sie... Stimmen hörte. Und weil die Stimmen ihr die beste Strategie zum Sieg gegen die Engländer eingaben. Zwei Jahre später wurde sie der Zauberei angeklagt und zum Tod auf dem Scheiterhaufen verurteilt. In einem meiner Bücher habe ich einen Ausschnitt aus dem Verhörprotokoll verwendet, das vom 24. Februar 1431 datiert:

Sie wurde von Dr. Jean Beaupere befragt. Auf die Frage, ob sie eine Stimme gehört habe, antwortete sie:

›Dreimal habe ich sie gehört, gestern und heute. Morgens zur Vesperstunde und als zum Ave Maria geläutet wurde.‹

Auf die Frage, ob die Stimme sich im Zimmer befinde, antwortete sie, das wisse sie nicht, aber sie sei von ihr geweckt worden. Sie sei nicht im Zimmer, sondern in der Burg gewesen.

Sie habe die Stimme gefragt, was sie tun solle, und die Stimme habe sie gebeten, aufzustehen und die Handflächen aneinanderzulegen.

Dann sagte Jeanne d'Arc zum Bischof, der sie befragte: ›Ihr behauptet, Ihr seid mein Richter. Doch seid vorsichtig mit dem, was Ihr tut, denn ich bin von Gott geschickt, und Ihr seid in Gefahr. Die Stimme hat mir offenbart, was ich dem König sagen soll, aber nicht Euch. Diese Stimme, die ich [seit langem] höre, kommt von Gott, und ich habe mehr Angst, den Stimmen zu widersprechen als Euch.‹«

»Sie wollen damit doch nicht etwa sagen, daß ...«

»Daß Sie eine Reinkarnation von Jeanne d'Arc sind? Nein, das glaube ich nicht. Sie ist mit neunzehn Jahren gestorben, und Sie sind schon fünfundzwanzig. Sie hat das französische Heer befehligt, und wenn ich bedenke, was Sie mir gesagt haben, dann haben Sie nicht einmal Ihr eigenes Leben im Griff.«

Wir lehnten uns wieder über die Mauer am Seineufer.

»Ich glaube an Zeichen«, betonte ich. »Ich glaube an das Schicksal. Ich glaube, die Menschen bekommen immer heraus, welche die richtige Entscheidung ist. Ich glaube, ich habe versagt, weil ich irgendwann die Verbindung zu der Frau, die ich liebe, verloren habe. Und jetzt bleibt mir nur, diesen Kreis zu schließen. Daher möchte ich die Karte haben, möchte ich zu ihr gehen.«

Mikhail sah mich an, und sein Blick war der, den er in Trance auf der Bühne gehabt hatte. Ich fürchtete schon einen neuerlichen epileptischen Anfall − mitten in der Nacht, an einem praktisch menschenleeren Ort.

»Die Vision hat mir Macht gegeben. Diese Macht ist fast sichtbar, fühlbar. Ich kann mit ihr umgehen, sie jedoch nicht beherrschen.«

»Für diese Art Gespräch ist es schon spät. Ich bin müde und Sie auch. Ich hätte jetzt gern die Karte und den Ort.«

»Die Stimme ... ich werde Ihnen die Karte morgen abend geben. Wo kann ich sie hinterlegen?«

Ich gab ihm meine Adresse und wunderte mich, daß er nicht wußte, wo ich mit Esther gelebt hatte.

»Glauben Sie, daß ich mit Ihrer Frau geschlafen habe?«

»So etwas würde ich nie fragen, das geht mich nichts an.«

»Aber Sie haben danach gefragt, als wir in der Pizzeria waren.«

Das hatte ich vergessen. Natürlich ging mich das etwas an, aber jetzt interessierte mich seine Antwort nicht mehr.

Mikhails Blick veränderte sich. Ich suchte in meiner Tasche nach etwas, was ich ihm in den Mund schieben konnte, falls er einen Anfall bekommen sollte, aber er wirkte ruhig, hatte alles im Griff.

»In diesem Augenblick höre ich die Stimme. Morgen werde ich die Karte, die Wegbeschreibung und den Flugplan zu Ihnen bringen. Ich bin sicher, Esther erwartet Sie. Ich glaube, die Welt wird glücklicher sein, wenn zwei Menschen, nur zwei Menschen, glücklicher sind. Doch die Stimme sagt mir, daß wir uns morgen nicht werden sehen können.«

»Ich habe nur ein Mittagessen mit einem Schauspieler, der aus den Vereinigten Staaten gekommen ist. Das kann ich nicht absagen. Ich werde den Rest des Tages auf Sie warten.«

»Aber ›die Stimme‹ sagt es.«

»Verbietet sie Ihnen, mir zu helfen, Esther wiederzufinden?«

»Das glaube ich nicht. Die Stimme hat mich dazu gebracht, zu Ihrer Signierstunde zu gehen. Von dem Augenblick an wußte ich mehr oder weniger, wie die Dinge sich entwickeln würden − denn ich hatte ›Zerreißen hat seine Zeit, Zunähen hat seine Zeit‹ gelesen.«

Ich verging vor Angst bei dem Gedanken, er könne es sich anders überlegen. »Na, dann bleibt's dabei. Ab zwei Uhr nachmittags bin ich frei.«

»Aber die Stimme sagt, der Augenblick sei noch nicht gekommen.«

»Sie haben es mir versprochen.«

»In Ordnung.«

Er reichte mir die Hand, sagte, er werde morgen abend bei mir vorbeischauen. Seine letzten Worte in dieser Nacht waren:

»Die Stimme sagt, sie werde nur erlauben, daß dies im rechten Augenblick passiert.«

Auf dem Weg zu meiner Wohnung war die einzige Stimme, die ich hörte, Esthers Stimme, die über Liebe sprach. Und während ich mir das Gespräch ins Gedächtnis rief, wurde mir klar, daß Esther unsere Ehe meinte.

»Mit fünfzehn war ich wild darauf herauszufinden, wie Sex ist. Doch Sex galt als Sünde, war verboten. Ich konnte einfach nicht begreifen, wieso es Sünde sein sollte. Begreifst du es? Du wirst mir sagen, daß in allen Religionen überall auf der Welt Sex als etwas Verbotenes angesehen wird − sogar in Naturreligionen.«

»Du kommst aber auch auf verrückte Ideen. Warum sollte Sex verboten sein?«

»Wegen der Ernährung.«

»Ernährung?«

»Vor Tausenden von Jahren zogen die Stämme umher, lebten in

freier Liebe miteinander, hatten Kinder, und je mehr Menschen zu einem Stamm gehörten, desto größer war die Wahrscheinlichkeit, daß er ausstarb − denn man kämpfte untereinander um die Nahrung, tötete die Kinder, tötete die Frauen, die schwächer waren als die Männer. Übrig blieben nur die Starken, doch das waren alles nur Männer. Und Männer ohne Frauen können die Spezies nicht erhalten.

Als dies ein Mann bei einem Nachbarstamm beobachtete, beschloß er, zu verhindern, daß dies auch seinem Stamm widerfuhr. Er erfand eine Geschichte: Die Götter haben verboten, daß die Männer mit allen Frauen schlafen. Das dürfen sie nur noch mit einer, höchstens mit zweien. Einige Männer sind impotent, einige Frauen unfruchtbar, ein Teil des Stammes hat aus natürlichen Gründen keine Kinder, doch niemand darf die Partner tauschen.

Alle glaubten ihm die Geschichte, denn derjenige, der dies im Namen der Götter sagte, mußte ein besonderer Mensch sein. Jemand, der sich von den anderen vielleicht durch sein Aussehen, durch eine Mißbildung oder durch eine Krankheit unterschied, die Anfälle hervorrief. Menschen wie er waren die ersten Anführer. In wenigen Jahren wurde der Stamm stärker − er bestand aus einer bestimmten Anzahl von Männern, die alle ernähren konnten, einer bestimmten Anzahl von Frauen, die Kinder bekamen, und einer bestimmten Anzahl von Kindern, die ganz allmählich die Anzahl der Jäger und Mütter erhöhten. Weißt du, was einer Frau in der Ehe am meisten Lust verschafft?«

»Sex.«

»Falsch − ernähren. Ihrem Mann beim Essen zuzusehen. Vielleicht ist diese Geschichte aus grauer Vorzeit der Grund dafür, daß sich für einige Frauen alles um das Essen dreht, das sie ihrem Mann zubereiten: die Erinnerung an Hunger, an die Angst, die Spezies könnte aussterben, die Sorge, das Überleben zu sichern.«

»Fehlt dir ein Kind?«

»Es hat sich nicht ergeben, nicht wahr? Wie kann mir etwas fehlen, was es nicht gibt?«

»Und meinst du, ein Kind hätte unsere Ehe verändert?«

»Wie soll ich das wissen? Ich kann meine Freundinnen und Freunde anschauen: Sind sie wegen der Kinder glücklicher? Einige ja, andere weniger. Mag sein, daß sie wegen ihrer Kinder glücklich sind, doch die Beziehung des Paares wird deswegen weder besser noch schlechter. Beide glauben weiterhin, den anderen kontrollieren zu dürfen. Beide glauben, daß sie am einmal gegebenen Versprechen festhalten müssen, miteinander ›für immer glücklich zu sein‹, selbst wenn das bedeutet, tagtäglich unglücklich zu sein.«

»Der Krieg tut dir nicht gut, Esther. Er wirft dich in eine Wirklichkeit, die ganz anders ist als unsere. Natürlich weiß ich auch, daß ich sterben werde; deshalb erlebe ich jeden Tag wie ein Wunder. Aber das bringt mich nicht dazu, ständig über Liebe, Glück, Sex, Ernährung, Ehe nachzudenken.«

»Der Krieg läßt mir keine Zeit zum Nachdenken. Ich lebe einfach − Punktum. Ich weiß, daß ich jederzeit von einem Querschläger durchbohrt werden kann, und sage mir: ›Wie gut, daß ich mir keine Sorgen um mein Kind zu machen brauchet Aber ich sage mir auch: ›Wie schade, vielleicht werde ich sterben, und nichts von mir wird bleiben.‹ Mein Leben zu verlieren, darauf kann ich es ankommen lassen. Aber selbst eines zur Welt bringen, das kann ich nicht.«

»Läuft irgend etwas bei uns falsch? Ich frage das, weil ich manchmal das Gefühl habe, du möchtest mir etwas sagen, aber dann redest du nicht darüber.«

»Ja, etwas läuft tatsächlich falsch. Wir sind verpflichtet, miteinander glücklich zu sein. Du glaubst, du verdankst mir alles, was du bist, und ich glaube, ich müßte mich glücklich schätzen, einen Mann wie dich an meiner Seite zu haben.«

»Ich habe die Frau, die ich liebe, und weiß es nicht immer zu schätzen, und dann frage ich mich manchmal: ›Was ist falsch an mir?‹«

»Wie gut, daß du das verstehst. Nichts an dir ist falsch, und nichts an mir ist falsch. Falsch ist die Art, wie wir uns unsere Liebe zeigen. Wenn wir akzeptieren würden, daß lieben Probleme schafft, könnten wir mit diesen Problemen leben und glücklich sein. Es wäre zwar ein ständiger Kampf, aber dieser Kampf würde dazu führen, daß wir aktiv, le- :| bendig, begeistert sind, noch viele Welten erobern können. Aber wir bewegen uns auf einen Punkt zu, an dem die Dinge bequem werden. Wo die Liebe aufhört, Probleme zu schaffen, wo sie nicht mehr Auseinandersetzung bedeutet, sondern schließlich nur noch eine Notlösung ist.«

»Und was ist daran falsch?«

»Alles. Ich spüre, wie die Energie der Liebe − auch Leidenschaft genannt − nicht mehr durch meinen Körper und meine Seele strömt.«

»Aber da ist doch noch etwas.«

»Tatsächlich? Muß eigentlich jede Ehe damit enden, daß an die Stelle der Leidenschaft die sogenannte ›reife Beziehung‹ tritt? Ich brauche dich. Ich sehne mich nach dir. Manchmal bin ich eifersüchtig. Es gefällt mir, zu überlegen, was du zu Abend essen wirst, obwohl du manchmal kaum darauf achtest, was du auf dem Teller hast. Aber es fehlt die Freude.«

»Die fehlt nicht. Wenn du weit weg bist, hätte ich dich gern in meiner

Nähe. Ich stelle mir dann die Gespräche vor, die wir führen werden, wenn ich von meinen Lesereisen zurückkomme oder du aus dem Ausland wieder nach Hause kommst. Ich rufe dich an, um zu erfahren, ob alles in Ordnung ist, ich muß jeden Tag deine Stimme hören. Ich kann dir versichern, daß ich noch immer in dich verliebt bin.«

»Mir geht es genauso, aber was ist, wenn wir nahe beieinander sind? Wir diskutieren, streiten um Nichtigkeiten, einer will den anderen verändern, ihm seine Sicht der Realität aufzwingen. Du verlangst unsinnige Dinge von mir und ich genauso von dir. Hin und wieder sagen wir uns insgeheim: ›Wie schön wäre es, frei zu sein, keine Verpflichtungen zu haben!‹«

»Du hast recht. Und in diesen Augenblicken fühle ich mich verloren, weil ich doch gleichzeitig weiß, daß ich mit der Frau zusammen bin, die ich liebe.«

»Und ich mit dem Mann, den ich immer an meiner Seite haben wollte.«

»Glaubst du, daß du das ändern kannst?«

»Je älter ich werde, desto seltener sehen sich die Männer nach mir um, und ich denke immer häufiger: ›Am besten läßt man alles so, wie es ist.‹ Vielleicht liege ich da auch ganz falsch. Allerdings sehe ich jedesmal, wenn ich in den Krieg gehe, daß es eine größere Liebe gibt. Eine Liebe, die stärker ist als der Haß, der die Menschen dazu bringt, sich gegenseitig zu töten. Und in diesen Augenblicken, aber nur in diesen Augenblicken, glaube ich, daß ich es ändern kann.«

»Aber du kannst doch nicht immer an Kriegsschauplätzen leben.«

»Ich kann aber auch nicht die ganze Zeit in dieser Art von Frieden leben, den ich an deiner Seite finde. Er zerstört das, was mir am wichtigsten ist: meine Beziehung zu dir. Obwohl die Intensität der Liebe nie nachgelassen hat.«

»Millionen von Menschen auf der ganzen Welt denken in diesem Augenblick genau wie wir, sie lassen sich nicht unterkriegen und warten, daß diese depressiven Momente vorübergehen. Sie stehen eine, zwei, drei Krisen durch und finden schließlich Ruhe.«

»Du weißt, daß das nicht stimmt. Sonst hättest du nicht die Bücher geschrieben, die du geschrieben hast.«

Ich hatte mich mit dem amerikanischen Schauspieler in Robertos Pizzeria zum Mittagessen verabredet. Es war mir ein Bedürfnis, den schlechten Eindruck wiedergutzumachen, den ich dort hinterlassen hatte. Bevor ich ging, wies ich meine Hausangestellte und den

Concierge an, falls ich nicht rechtzeitig zurück wäre, den mongolisch aussehenden jungen Mann, der mir gegen zwei Uhr etwas vorbeibringen wolle, in die Wohnung hoch und ins Wohnzimmer zu bitten und ihm etwas zu trinken anzubieten. Falls der junge Mann nicht warten könne, sollten sie ihn bitten, ihnen den Umschlag für mich auszuhändigen. Sie dürften ihn auf gar keinen Fall gehen lassen, bevor er den Umschlag dagelassen hätte.

Ich nahm ein Taxi bis zur Ecke Boulevard Saint-Germain/Rue des Saint-Peres. Es nieselte, doch es waren keine dreißig Meter zu Fuß bis zum Restaurant mit dem diskreten Schild und dem großzügigen Lächeln Robertos, der hin und wieder vor die Tür trat, um eine Zigarette zu rauchen. Eine Frau mit Kinderwagen kam mir auf dem engen Bürgersteig entgegen, und da er zu eng für uns beide war, stieg ich vom Bordstein hinunter auf die Straße, um sie vorbeizulassen.

In diesem Augenblick stellte sich die Welt in Zeitlupe auf den Kopf: Der Boden wurde Himmel, der Himmel Boden. Ich konnte ein paar Details am oberen Teil des Gebäudes an der Ecke erkennen − ich war schon so oft hier gewesen, hatte aber nie nach oben geschaut. Ich erinnere mich daran, wie überrascht ich über den starken Wind war, der in meinen Ohren pfiff, und daran, daß in der Ferne ein Hund bellte. Dann wurde alles dunkel. Ich wurde mit großer Geschwindigkeit in ein schwarzes Loch gestoßen, an dessen Ende ein Licht zu erkennen war. Bevor ich jedoch dort anlangte, holten mich unsichtbare Hände gewaltsam zurück. Als ich wieder zu mir kam, hörte ich Stimmen und Geschrei um mich herum. Dies alles konnte kaum mehr als ein paar Sekunden gedauert haben. Ich spürte den Geschmack von Blut im Mund, roch feuchten Asphalt, und erst da wurde mir klar, daß ich einen Unfall gehabt hatte. Ich war bei Bewußtsein und gleichzeitig bewußtlos. Vergeblich versuchte ich mich zu bewegen, sah neben mir eine andere Person auf J dem Boden liegen, nahm ihren Geruch wahr, ihr Parfüm, stellte mir vor, es sei die Frau, die mit dem Baby die Straße entlanggekommen war: mein Gott!

Jemand näherte sich, um mich hochzuheben, ich rief, man solle mich nicht anfassen, es sei riskant, meinen Körper zu bewegen. An einem sonst nicht weiter erwähnenswerten Abend hatte ich beiläufig erfahren, daß bei einem Genickbruch jede Bewegung zu bleibender Lähmung führen konnte.

Ich kämpfte darum, nicht das Bewußtsein zu verlieren, erwartete einen Schmerz, der nicht kam, versuchte erneut, mich zu bewegen, ließ es dann doch lieber bleiben − spürte eine Art Krampf, Benommenheit. Dann hörte ich in der Ferne eine Sirene und wußte, daß ich nun schlafen konnte nicht mehr um mein Leben bangen mußte, es war verloren oder gewonnen, das lag nicht mehr in meiner Hand, sondem

in der Hand der Ärzte, der Krankenpfleger, des Schicksals, des ›Es‹, in Gottes Hand.

Da hörte ich die Stimme eines Mädchens − das mir seinen Namen sagte, den ich aber nicht behalten konnte. Es bat mich stillzuhalten, versprach, daß ich nicht sterben würde. Ich wollte seinen Worten gern glauben, flehte es an, an meiner Seite zu bleiben, doch es verschwand unvermittelt. Ich spürte, wie man mir etwas aus Plastik um den Hals und eine Maske auf mein Gesicht legte, und danach schlief ich wieder, diesmal traumlos. Als ich wieder zu mir kam, war da nur ein gräßliches Summen in meinen Ohren. Davon abgesehen herrschte vollkommene Stille und vollkommene Dunkelheit. Unvermittelt setzte sich alles in Bewegung, und ich war sicher, daß mein Sarg getragen wurde, ich bei lebendigem Leibe begraben werden würde.

Ich versuchte an die Wände um mich herum zu klopfen, konnte aber keinen Muskel bewegen. Dann wurde ich endlos lange nach vorn geschoben. Da nahm ich all meine Kraft zusammen und stieß einen Schrei aus, der in diesem geschlossenen Raum widerhallte, zu meinen Ohren zurückkehrte und mich fast taub machte. Doch ich wußte, dieser Schrei hatte mich gerettet, denn jetzt erschien Licht bei meinen Füßen: Sie hatten erkannt, daß ich nicht gestorben war!

Das Licht − das segensreiche Licht, das mich vor der schlimmsten Qual, dem Ersticken, rettete, beschien allmählich meinen ganzen Körper. Der Deckel wurde von meinem Sarg gehoben. Kalter Schweiß bedeckte mich, ich verspürte sehr starke Schmerzen, doch ich war glücklich, erleichtert: Sie hatten ihren Irrtum bemerkt. Welche Freude, wieder in diese Welt zurückzukehren!

Das Licht erreichte schließlich meine Augen: Eine Hand berührte sanft die meine; eine engelsgleiche Gestalt wischte den Schweiß von meiner Stirn.

»Seien Sie ganz beruhigt«, sagte das engelsgleiche blonde, weißgekleidete Wesen. »Ich bin kein Engel, Sie sind nicht gestorben, dies ist kein Sarg, sondern ein Computertomograph, mit dem mögliche Verletzungen festgestellt werden sollen. Sie haben nichts Gravierendes, müssen aber noch zur Beobachtung hierbleiben.«

»Keine gebrochenen Knochen?«

»Nur Abschürfungen. Sie wären entsetzt, wenn ich Ihnen einen Spiegel geben würde. Aber in ein paar Tagen ist das wieder verheilt.«

Ich versuchte aufzustehen, was sie mir aber sanft verbot. Plötzlich spürte ich einen heftigen Kopfschmerz und stöhnte.

»Sie hatten einen Unfall, da sind Schmerzen normal, finden Sie nicht?«

»Ich habe das Gefühl, Sie verheimlichen mir etwas«, brachte ich

mühsam heraus, »ich bin ein erwachsener Mensch, habe mein Leben intensiv gelebt und kann schlechte Nachrichten verkraften, ohne in Panik zu geraten. Ein Blutgefäß in meinem Kopf wird gleich platzen.«

Zwei Krankenpfleger erschienen und packten mich auf eine fahrbare Liege. Ich stellte fest, daß ich eine orthopädische Manschette um den Hals trug.

»Jemand hat erzählt, daß Sie darum gebeten haben, nicht bewegt zu werden«, sagte der Engel. »Sehr klug von Ihnen Sie müssen diese Manschette eine Zeitlang tragen, doch wenn es keine Komplikationen gibt − wir können mögliche Folgeerscheinungen nie ganz ausschließen −, wird von allem nur noch die Erinnerung an einen großen Schrecken und das Gefühl bleiben, Glück gehabt zu haben.«

»Wie lange ... muß ich hier bleiben?«

Kein Kommentar. Marie erwartete mich lächelnd vor dem Röntgenraum. Offensichtlich hatten die Ärzte ihr gesagt, es sei nichts Ernstes. Sie strich mir übers Haar, überspielte den Schrecken, den mein Anblick bei ihr auslöste.

Unser kleiner Zug bewegte sich durch den Krankenhausflur − Marie, zwei Krankenpfleger, die die Liege schoben, auf der ich lag, und der weiße Engel. Die Kopfschmerzen wurden immer schlimmer.

»Schwester, mein Kopf ...«

»Ich bin keine Krankenschwester, ich bin hier Ihre Ärztin, wir warten auf Ihren Hausarzt. Machen Sie sich wegen Ihres Kopfs keine Sorgen. Bei einem Unfall gibt es einen Abwehrmechanismus, der dazu führt, daß sich alle Blutgefäße schließen, um Blutungen zu verhindern. Sobald der Organismus feststellt, daß die Gefahr vorbei ist, öffnen sie sich wieder, das Blut fließt wieder, und das tut weh. Das ist alles. Aber wenn Sie wollen, kann ich Ihnen ein Schlafmittel geben.«

Ich lehnte es ab. Und als wäre er aus einem dunklen Winkel meiner Seele aufgetaucht, erinnerte ich mich an einen Satz, den ich am Tag zuvor gehört hatte:

»Die Stimme sagt, sie werde nur zulassen, daß dies geschieht, wenn der richtige Augenblick gekommen ist.«

Mikhail konnte das nicht wissen. Was an der Ecke Saint −Germain und Saint-Peres passiert war, konnte schlechterdings das Ergebnis einer universellen Verschwörung sein, etwas von den Göttern Vorherbestimmtes, die gewiß gerade genug damit zu tun hatten, sich um diesen bedrohten Planeten zu kümmern, dessen Zerstörung bevorstand. Es war unwahrscheinlich, daß sie ihre Arbeit nur unterbrochen hatten, um zu verhindern, daß ich mich auf den Weg zum Zahir machte. Wie sollte der junge Mann die Zukunft vorhersehen? Es sei denn ... er hörte wirklich eine Stimme, es sei denn,

es gab tatsächlich diesen Plan und die Dinge waren viel wichtiger, als ich es mir vorstellte.

Das wurde mir nun doch zuviel: Maries Lächeln, die Stimme, die jemand möglicherweise hörte, die Schmerzen, die immer unerträglicher wurden.

»Frau Doktor, ich habe es mir anders überlegt. Ich möchte schlafen, ich ertrage die Schmerzen nicht mehr.«

Sie sagte etwas zu einem der Pfleger, die die Liege schoben. Der Pfleger verschwand und war zurück, bevor wir bei meinem Zimmer angekommen waren. Ich spürte einen Stich im Arm und schlief sofort ein.

Als ich aufwachte, wollte ich genau wissen, was geschehen war, ob die Frau, die ich neben mir gesehen hatte, davongekommen und was mit ihrem Baby passiert war. Marie sagte, ich müsse mich ausruhen, doch Dr. Louit, mein Hausarzt und Freund, war inzwischen gekommen. Er sah keinen Grund, es mir nicht zu erzählen. Ich war von einem Moped angefahren worden: Der Körper, den ich auf dem Boden gesehen hatte, war der des jungen Mopedfahrers gewesen, der ins selbe Krankenhaus gebracht worden war. Er hatte wie ich großes Glück gehabt − nur Hautabschürfungen. Die polizeiliche Untersuchung, die gleich nach dem Unfall durchgeführt worden war, ließ keinen Zweifel daran, | daß ich mich mitten auf der Straße befunden hatte, als der Unfall passierte, und daher das Leben des Mopedfahrers in Gefahr gebracht hatte.

Oder, anders gesagt, ich schien schuld an allem zu sein, doch der junge Mann hatte davon abgesehen, Anzeige zu erstatten. Marie hatte ihn besucht und sich mit ihm unterhalten. Dabei hatte sie erfahren, daß er illegaler Einwanderer war, schwarzarbeitete und Angst hatte, der Polizei etwas zu sagen. Er konnte das Krankenhaus nach vierundzwanzig Stunden verlassen, denn er hatte bei dem Unfall einen Helm getragen.

»Sie sagen, er hat das Krankenhaus nach vierundzwanzig Stunden verlassen können. Soll das heißen, ich bin seit mehr als einem Tag hier?«

»Seit drei Tagen. Nach der Computertomographie hat mich die Ärztin angerufen und gebeten, Sie sedieren zu dürfen. Da ich fand, daß Sie in letzter Zeit sehr angespannt, nervös, deprimiert waren, habe ich es ihr erlaubt.«

»Und was kann jetzt noch passieren?«

»Im Prinzip noch zwei Tage Krankenhaus und drei Wochen mit dieser Manschette um den Hals. Die ersten kritischen achtundvierzig Stunden sind überstanden. Dennoch könnte sich ein Teil Ihres Körpers

gegen die Vorstellung wehren, sich weiterhin ruhig zu verhalten, und dann hätten wir ein Problem. Doch darüber denken wir lieber erst nach, wenn ein Notfall eintritt − es lohnt sich nicht, sich im voraus Sorgen zu machen.«

»Soll das heißen, daß ich noch sterben kann?«

»Sie wissen genausogut wie ich, daß wir alle nicht nur sterben können, sondern sterben werden.«

»Ich meine, kann ich wegen des Unfalls noch sterben?«

Dr. Louit schwieg einen Moment.

»Ja. Die Möglichkeit, daß sich ein Blutgerinnsel bildet, das der Apparat nicht lokalisiert und das sich jederzeit lösen und eine Embolie hervorrufen kann, besteht theoretisch immer. Es besteht auch die Möglichkeit, daß eine Zelle verrückt spielt und Krebs entsteht.«

»Sie sollten so etwas nicht sagen«, unterbrach ihn Marie.

»Wir sind seit fünf Jahren befreundet. Er hat mir eine Frage gestellt, und ich gebe ihm eine Antwort. Und jetzt entschuldigen Sie mich bitte, ich muß in meine Praxis zurück. Medizin ist nicht das, was Sie denken. In der Welt, in der Sie leben, ist es so, daß Sie, wenn ein Junge losgeht, um fünf Äpfel zu kaufen, und mit nur zweien nach Hause kommt, daraus folgern, er habe die drei fehlenden gegessen. In meiner Welt gibt es andere Möglichkeiten: Der Junge kann sie aufgegessen haben, oder das Geld wurde ihm gestohlen, oder aber das Geld hatte, anders als er annahm, nicht für fünf Äpfel gereicht, oder aber er hat sie auf dem Weg verloren, oder jemand hatte Hunger, und er beschloß, die Äpfel mit ihm zu teilen, usw. In meiner Welt ist alles möglich und alles relativ.«

»Was wissen Sie über Epilepsie?«

Marie begriff sofort, daß ich an Mikhail dachte, und das mißfiel ihr sichtlich. Sie verabschiedete sich eilig.

Dr. Louit, der schon seine Sachen genommen hatte, um zu gehen, blieb stehen, um meine Frage zu beantworten.

»Bei Epilepsie handelt es sich um ein Übermaß an elektrischen Impulsen in einer bestimmten Hirnregion, das zu mehr oder weniger schweren Konvulsionen führt. Es gibt j keine definitive Studie dazu, man nimmt jedoch an, daß die Anfälle auftreten, wenn der Mensch unter großer Anspannung steht. Sie müssen sich allerdings keine Sorgen machen: Auch wenn die Krankheit in jedem Alter zum ersten Mal auftreten kann, wird sie kaum durch einen Unfall mit einem Moped ausgelöst.«

»Und was löst sie aus?«

»Ich bin kein Spezialist, aber wenn Sie wollen, kann ich mich

erkundigen.«

»Ja, gern. Und ich habe noch eine Frage, und es ist nicht, eil ich wegen des Unfalls nicht mehr klar im Kopf wäre. Kann es sein, daß Epileptiker Stimmen hören und die Zukunft vorausahnen?«

»Hat Ihnen jemand den Unfall vorausgesagt?«

»Nicht wörtlich. Aber ich habe es so verstanden.«

»Tut mit leid, aber ich kann nicht länger bleiben, ich werde Marie in meinem Wagen mitnehmen. Und was die Epilepsie betrifft, werde ich versuchen, mich schlau zu machen.«

Während der zwei Tage, an denen Marie wegen ihrer Dreharbeiten nicht kommen konnte, kehrte trotz der Aufregung wegen des Unfalls der Zahir zurück und nahm den ganzen Raum ein. Ich wußte, daß mich, falls Mikhail Wort gehalten hatte, zu Hause ein Umschlag mit Esthers Adresse erwartete − doch jetzt fürchtete ich mich davor.

Und wenn Mikhail nun, was ›die Stimme‹ betraf, die Wahrheit gesagt hatte?

Ich versuchte mich an die Einzelheiten zu erinnern: Ich hatte beim Verlassen des Bürgersteigs automatisch um mich geschaut, einen näher kommenden Wagen gesehen, der sich aber noch in sicherem Abstand befand. Dennoch wurde ich angefahren, vielleicht, weil das Moped versucht hatte, diesen Wagen zu überholen, und sich außerhalb meiner Sicht befunden hatte.

Ich glaube an Zeichen. Nach dem Jakobsweg hatte sich alles vollkommen verändert: Was wir lernen müssen, liegt immer vor unseren Augen, man muß nur ehrfürchtig und aufmerksam um sich blicken, um herauszufinden, wohin Gott uns führen will und welcher Schritt als nächster der beste ist. Ich habe auch gelernt, das Mysterium zu respektieren − wie Einstein schon sagte: »Ich kann nicht glauben, daß Gott mit dem Universum würfelt.« Alles ist miteinander verbunden und hat einen Sinn. Obwohl dieser Sinn meist verborgen bleibt, wissen wir, daß wir unserer wahren Mission auf Erden nah sind, wenn unser Tun von der Energie der Begeisterung durchdrungen ist.

Ist dies der Fall, ist alles in Ordnung. Falls nicht, sollte man besser gleich einen anderen Weg einschlagen.

Wenn wir auf dem rechten Weg sind, folgen wir den Zeichen, und wenn wir hin und wieder in die Irre gehen, dann kommt uns Gott zu Hilfe und verhindert, daß wir Fehler begehen. Sollte der Unfall ein Zeichen gewesen sein? Hatte Mikhail an jenem Tag etwas geahnt, was für mich bestimmt war?

Ja, so mußte es gewesen sein, das spürte ich deutlich.

Vielleicht nahm die Intensität des Zahirs im Laufe des Tages ab, weil ich das Zeichen akzeptierte, mein Schicksal annahm. Ich brauchte nur einen Umschlag zu öffnen, Esthers Adresse zu lesen und an ihrer Haustür zu klingeln.

Doch die Zeichen wiesen darauf hin, daß die Zeit noch nicht gekommen war. Wenn Esther wirklich so wichtig für mein Leben war, wie ich meinte, und wenn sie mich weiterhin liebte, wie Mikhail gesagt hatte, warum sollte ich dann etwas forcieren, um am Ende womöglich wieder in die alten Fehler zurückzufallen?

Wie konnte ich das verhindern?

Indem ich mich selber besser kennenlernte, mir klar wurde, was sich verändert, was diesen unvermittelten Bruch in einem gemeinsamen Weg herbeigeführt hatte, der zuvor immer von Freude geprägt gewesen war.

Würde das reichen?

Nein. Ich mußte auch herausfinden, wer Esther war, wie sie sich seither verändert hatte.

Und war das ausreichend für eine Antwort auf diese zwei Fragen?

Es fehlt noch eine dritte: Warum hatte uns das Schicksal zus ammengeführt ?

Da ich in diesem Krankenhauszimmer viel Zeit hatte, rekapitulierte ich mein Leben. Ich habe immer zugleich Abenteuer und Sicherheit gesucht − obwohl ich wußte, daß beides nicht zusammenpaßt. Obwohl ich sicher war, Esther zu lieben, verliebte ich mich auch immer schnell in andere Frauen − nur weil es auf der Welt nichts Spannenderes gab als das Spiel der Verführung.

Hatte ich meiner Frau meine Liebe zeigen können? Vielleicht eine Zeitlang, doch später nicht immer. Und warum nicht? Weil ich dachte, es sei nicht notwendig, sie würde es schon wissen, könne keinen Zweifel an meinen Gefühlen haben.

Ich erinnerte mich daran, daß mich viele Jahre zuvor jemand gefragt hatte, was die vielen Freundinnen, die durch mein Leben gegangen waren, gemeinsam hatten. Die Antwort war einfach gewesen, MICH. Und als ich das begriff, sah ich, daß ich bei der Suche nach der richtigen Person viel Zeit verloren hatte − die Frauen änderten sich, ich dagegen blieb immer derselbe, nahm von dem, was wir gemeinsam erlebten, nichts mit. Ich hatte viele Freundinnen gehabt und wartete trotzdem immer noch auf die Richtige. Ich kontrollierte, wurde kontrolliert, und die Beziehung ging nicht darüber hinaus − bis Esther gekommen war und alles vollkommen verändert hatte.

Ich dachte voller Zärtlichkeit an meine Exfrau: Sie zu finden, zu erfahren, warum sie verschwunden war, hatte aufgehört, eine Obsession zu sein. Obwohl ›Zerreißen hat seine Zeit, Zunähen hat seine Zeit‹ einen Schlüsselroman über meine Ehe darstellte, war das Buch vor allem eine Bescheinigung, die ich mir selber ausstellte: Ich bin fähig, zu lieben, Sehnsucht nach jemandem zu haben. Esther verdiente viel mehr als diese Worte − aber selbst die einfachen Worte waren nie gesagt worden, solange wir zusammen waren.

Man muß immer wissen, wann ein Lebensabschnitt zu Ende geht. Indem man Kreise und Türen schließt, Kapitel abschließt. Gleichgültig, wie man es nennt, wichtig ist, daß man die Augenblicke des Lebens, die bereits vergangen sind, in der Vergangenheit beläßt. Ganz allmählich wurde mir klar, daß ich nicht zurück und auch nichts dafür tun konnte, daß alles wieder so wurde wie vorher: Diese letzten zwei Jahre, die mir bisher wie eine endlose Hölle vorgekommen waren, begannen mir ihre wahre Bedeutung zu enthüllen.

Und diese Bedeutung ging weit über meine Ehe hinaus. Jeder Mann, jede Frau ist mit der Energie verbunden, die viele Liebe nennen, die aber in Wahrheit der Rohstoff ist, aus dem das Universum geschaffen wurde. Diese Energie kann nicht manipuliert werden − sie führt uns sanft, in ihr liegt alles, was wir in unserem Leben lernen. Versuchen wir sie zu lenken, so bleiben wir am Ende verzweifelt, frustriert, enttäuscht zurück − weil sie frei ist und wild.

Wir werden den Rest unseres Lebens damit verbringen, darüber zu reden, daß wir diesen Menschen oder jenes Ding lieben, obwohl wir nur leiden, weil wir, anstatt jemanden oder etwas zu akzeptieren, versuchen, deren Kraft zu drosseln, damit sie in die Welt paßt, in der wir zu leben glauben.

Je länger ich darüber nachdachte, desto mehr verlor der Zahir an Kraft, und desto näher kam ich mir selber. Ich bereitete mich auf eine langwierige Arbeit vor, die mir viel Schweigen, Meditation und Durchhaltevermögen abverlangen würde. Der Unfall hatte mir geholfen, zu begreifen, daß ich nichts erzwingen konnte, daß die Zeit zuzunähen noch nicht gekommen war.

Ich erinnerte mich an das, was Dr. Louit mir gesagt hatte: Nach einem Trauma konnte man jederzeit sterben. Und wenn dem so wäre? Wenn mein Herz in zehn Minuten aufhören würde zu schlagen?

Ein Krankenpfleger kam ins Zimmer, um mir das Abendessen zu bringen, und ich fragte ihn:

»Haben Sie schon einmal über Ihre Beerdigung nachgedacht?«

»Machen Sie sich keine Sorgen«, antwortete er. »Sie werden überleben, Sie sehen schon viel besser aus.«

»Ich mache mir keine Sorgen. Und weiß, daß ich überleben werde, weil eine Stimme mir das gesagt hat.«

Ich erwähnte die ›Stimme‹ absichtlich, nur um ihn zu provozieren. Er schaute mich mißtrauisch an. Er schien zu überlegen, ob man mich nicht vielleicht noch einmal untersuchen sollte, um festzustellen, ob mein Gehirn nicht doch in Mitleidenschaft gezogen worden war.

»Ich weiß, daß ich überleben werde«, fuhr ich fort. »Vielleicht noch einen Tag, noch ein Jahr, noch dreißig oder vierzig Jahre. Aber eines Tages werde ich trotz aller Fortschritte der Medizin diese Welt verlassen und beerdigt werden. Ich dachte gerade darüber nach und hätte gern gewußt, ob Sie schon einmal über Ihre Beerdigung nachgedacht haben.«

»Niemals. Und ich will auch gar nicht daran denken. Genau das nämlich, das Wissen, daß einmal alles enden wird, erschreckt mich zutiefst.«

»Ob Sie wollen oder nicht, ob Sie einverstanden sind oder nicht, der Tod ist unausweichlich. Was halten Sie davon, wenn wir uns darüber unterhalten würden?«

Da stellte der Pfleger das Essen auf den Tisch. »Ich muß zu den anderen Patienten«, entschuldigte er sich und verließ schleunigst das Zimmer, als sei er auf der Flucht. Nicht vor mir, sondern vor meinen Worten.

Wenn der Pfleger sich über das Thema nicht unterhalten wollte, mußte ich eben allein darüber nachdenken. Mir fielen Zeilen eines Gedichtes ein, das ich als Kind gelernt hatte:

Wenn der von uns Unerwünschte kommt,
mag sein, daß ich mich fürchte. Mag sein, daß ich lächle
und sage:
Mein Tag war gut, die Nacht darf sich herniedersenken.
Du findest das Feld bestellt, den Tisch gedeckt,
das Haus geputzt, jedes Stück an seinem Platz.

Ich fände es schön, wenn es so wäre: jedes Stück an seinem Platz. Und was wäre meine Grabinschrift? Esther und ich hatten schon ein Testament gemacht, in dem wir unter anderem geregelt hatten, daß wir eingeäschert werden wollten. Meine Asche soll an einem Ort namens Cebreiro am Jakobsweg vom Wind verweht und ihre ins Meer gestreut werden. Das heißt, ich will keinen Grabstein mit einer Inschrift.

Wenn ich aber eine Grabinschrift wählen müßte, dann folgende: »Er war lebendig, als er starb.«

Das mag wie ein Widerspruch klingen, aber ich kenne viele Menschen, die aufgehört haben zu leben, obwohl sie weiterarbeiten, essen und gesellschaftliche Kontakte pflegen. Sie machen alles automatisch, ohne den magischen Augenblick zu erkennen, den jeder Tag in sich trägt, ohne innezuhalten, um über das Wunder des Lebens nachzudenken, ohne zu begreifen, daß die nächste Minute ihre letzte auf diesem Planeten sein könnte.

Es brachte nichts, dies dem Pfleger erklären zu wollen − vor allem, weil ein anderer an seiner Stelle das Geschirr abräumte und dabei geradezu zwanghaft auf mich einredete, vielleicht auf Anordnung des Arztes. Der neue Pfleger wollte wissen, ob ich mich an meinen Namen erinnerte, ob ich wußte, welches Jahr wir hatten, den Namen des amerikanischen Präsidenten und anderes mehr, was nur im Rahmen einer Untersuchung meiner geistigen Fähigkeiten Sinn machte.

Und all das nur, weil ich eine Frage gestellt hatte, die jeder Mensch stellen sollte: Haben Sie schon einmal über Ihre Beerdigung nachgedacht? Wissen Sie, daß Sie früher oder später sterben werden?

An jenem Abend schlief ich lächelnd ein. Der Zahir verschwand allmählich, Esther trat wieder an seine Stelle, und wenn ich jetzt sterben müßte, wäre ich − trotz allem, was in meinem Leben geschehen war, trotz aller Niederlagen, trotz des Verschwindens der geliebten Frau, trotz allen Unrechts, das ich erfahren oder anderen zugefügt hatte − bis zur letzten Minute lebendig gewesen und konnte voller Gewißheit sagen: »Mein Tag war gut, die Nacht darf herniedersteigen.«

Zwei Tage später war ich wieder zu Hause. Marie war in der Küche, um das Mittagessen zuzubereiten. Ich sah die Post durch, die sich angesammelt hatte. Das Haustelefon läutete. Es war der Concierge, der sagte, daß der Umschlag, den ich erwartet hatte, vorige Woche abgegeben worden sei und auf dem Tisch liegen müsse.

Ich bedankte mich, und anders, als ich es mir immer vorgestellt hatte, suchte ich ihn nicht sofort. Wir aßen zu Mittag, ich erkundigte mich nach Maries Dreharbeiten und sie sich nach meinen Plänen − da ich mich wegen der orthopädischen Manschette noch nicht frei bewegen konnte. Sie sagte, wenn ich wolle, würde sie so lange wie nötig bei mir bleiben.

»Ich habe einen kurzen Termin mit einem koreanischen Fernsehsender, aber den kann ich verschieben oder auch absagen. Selbstverständlich nur, falls du meine Gesellschaft brauchst.«

»Ich brauche deine Gesellschaft und freue mich sehr, daß du in der Nähe bleiben kannst.«

Mit einem Lächeln griff sie sofort zum Telefon und rief ihre Agentin an, die sie bat, ihren Termin zu verschieben. Ich hörte sie sagen: »Behaupten Sie nicht, ich sei krank, da bin ich abergläubisch. Noch jedesmal, wenn ich diese Entschuldigung vorschob, habe ich am Ende wirklich krank im Bett gelegen. Sagen Sie bitte, ich müsse den Menschen pflegen, den ich liebe.«

Auch ich mußte eine Reihe dringender Maßnahmen treffen: Interviews mußten verschoben, Einladungen beantwortet werden, Dankeskarten wegen der verschiedenen Anrufe und Blumensträuße, die ich erhalten hatte, Texte, Vorworte, Empfehlungen mußten geschrieben werden. Marie stand den ganzen Tag mit meiner Agentin in Kontakt, ordnete meine Termine neu, ließ niemanden ohne Antwort. Abends aßen wir immer zu Hause, redeten über teils interessante und teils banale Dinge − wie jedes Paar. Bei einem dieser

Abendessen sagte sie mir, nach ein paar Gläsern Wein, sie finde, ich hätte mich verändert.

»Es sieht so aus, als hätte dich die Nähe des Todes lebendiger gemacht«, meinte sie.

»Das geht jedem so.«

»Aber, mit Verlaub − und ich verspreche dir, ich will weder streiten noch dir eine Szene machen −, seit du wieder zu Hause bist, redest du kein Wort über Esther. Genau wie damals, als du dein Buch beendet hast. Das Buch war wie eine Art Therapie, die leider nicht lange vorhielt.«

»Willst du damit sagen, daß der Unfall mein Denken verändert hat?«

Obwohl mein Ton nicht aggressiv gewesen war, wechselte Marie das Thema und erzählte mir von der Angst, die sie bei einem Hubschrauberflug von Monaco nach Cannes gehabt hatte. Der Abend endete im Bett − wir liebten uns unter großen Schwierigkeiten wegen meiner orthopädischen Manschette und fühlten uns einander sehr nahe.

Vier Tage später war der riesige Papierstapel auf meinem Tisch verschwunden. Nur ein großer, weißer Umschlag mit meinem Namen und der Nummer des Apartments darauf war noch übrig. Marie wollte ihn öffnen, aber ich sagte, es könne warten.

Sie stellte keine Fragen − vielleicht in dem Glauben, es handele sich um Bankauszüge oder um einen vertraulichen Brief, zum Beispiel von einer verliebten Frau. Ohne eine Erklärung nahm ich den Umschlag vom Tisch und legte ihn zwischen zwei Bücher. Wenn ich ihn ständig vor Augen hätte, käme der Zahir am Ende wieder zurück.

In der ganzen Zeit war die Liebe, die ich für Esther empfand, nicht geringer geworden. Jeder Tag im Krankenhaus hatte mich an etwas anderes zurückdenken lassen: nicht an unsere Gespräche, sondern an die Augenblicke, in denen wir schweigend zusammensaßen. Ich erinnerte mich an ihre Augen, die die eines jungen abenteuerlustigen Mädchens waren, die einer Frau, die stolz ist auf den Erfolg ihres Mannes, die einer Journalistin, die jedes Thema, über das sie schreibt, brennend interessiert, und − ab einem bestimmten Punkt − die einer Ehefrau, die bereits keinen Platz mehr in meinem Leben hatte. Dieser traurige Blick hatte sich in ihren Augen eingenistet, bevor sie darum gebeten hatte, Kriegskorrespondentin zu werden. Wenn sie von den Kampfhandlungen zurückkehrte, war er wieder freudig gewesen, doch wenige Tage darauf schon wieder der alte.

Eines Nachmittags klingelte das Telefon.

»Es ist Mikhail«, sagte Marie, während sie mir das Telefon reichte.

Am anderen Ende der Leitung hörte ich seine Stimme. Zuerst sagte er, der Unfall tue im leid, und fragte mich dann, ob ich den Umschlag erhalten hätte.

»Ja, er ist hier.«

»Und haben Sie vor, zu ihr zu gehen?«

Da Marie mithörte, zog ich es vor, das Thema zu wechseln.

»Lassen Sie uns das unter vier Augen bereden.«

»Ich fordere nichts, aber Sie haben versprochen, mir zu helfen.«

»Ich halte meine Versprechen. Sobald ich wiederhergestellt bin. Schauen wir mal.«

Er gab mir seine Handynummer, und ich sah, wie Maries Gesichtsausdruck sich veränderte.

»Also ist alles beim alten«, war ihr Kommentar.

»Nein. Alles ist anders.«

Ich hätte mich deutlicher ausdrücken sollen, ihr sagen, daß ich Esther immer noch sehen wolle, daß ich wußte, wo sie war. Wenn der richtige Zeitpunkt gekommen wäre, würde ich einen Zug, ein Taxi, ein Flugzeug, irgendein Verkehrsmittel nehmen, um an ihre Seite zu eilen.

Das war selbstverständlich feige. Ich schämte mich, aber so war nun einmal das Leben, und irgendwie, genau konnte ich das nicht erklären, liebte ich auch Marie.

Ich schwieg auch, weil ich immer an Zeichen geglaubt hatte, und als ich mich an die Augenblicke erinnerte, die ich schweigend neben meiner Frau verbracht hatte, wußte ich − mit und ohne Stimme, mit und ohne Erklärungen −, daß die Zeit für ein Wiedersehen noch nicht gekommen war. Mehr als auf unsere gemeinsamen Gespräche mußte ich mich jetzt auf unser Schweigen konzentrieren, weil es mir den Schlüssel zu der Zeit gab, in der die Dinge noch richtig gelaufen waren, und zu dem Augenblick, in dem sie angefangen hatten, falsch zu laufen.

Marie schaute mich an. Durfte ich weiter unloyal zu einem Menschen sein, der alles für mich tat? Ich fühlte mich unbehaglich, doch ich konnte ihr unmöglich alles erzählen, es sei denn... es sei denn, ich fand einen indirekten Weg, ihr zu sagen, was ich fühlte.

»Marie, stell dir einmal vor, zwei Feuerwehrleute gehen in einen Wald, um ein kleines Feuer zu löschen. Als sie wieder herauskommen und an das Ufer eines Baches gelangen, ist das Gesicht des einen mit Ruß bedeckt und das Gesicht des anderen vollkommen makellos. Ich frage dich: Welcher der beiden wird sich das Gesicht waschen gehen?«

»Das ist eine alberne Frage: natürlich der, dessen Gesicht voller Ruß

ist.«

»Falsch: Derjenige, dessen Gesicht voller Ruß ist, wird den anderen anschauen und denken, er sähe genauso aus wie der andere. Und umgekehrt. Der mit dem sauberen Gesicht wird sehen, daß sein Kamerad voller Ruß ist, und sich sagen: Ich muß auch dreckig sein, ich muß mich waschen.«

»Was willst du damit sagen?«

»Ich will damit sagen, daß ich im Krankenhaus begriffen habe, daß ich mich in allen Frauen, die ich geliebt habe, selber gesucht habe. Ich blickte in ihre sauberen, schönen Gesichter und sah mich darin widergespiegelt. Sie hingegen schauten mich an und sahen die Asche, die mein Gesicht bedeckte, und mochten sie auch noch so intelligent und noch so selbstsicher sein, am Ende sahen sie sich in mir widergespiegelt und hielten sich für schlechter, als sie waren. Bitte, laß nicht zu, daß dies mit dir geschieht.«

Gern hätte ich hinzugefügt: So ist es Esther ergangen. Und ich habe es erst begriffen, als ich mich an die Veränderungen in ihrem Blick erinnerte. Ich habe immer ihr Licht, ihre Energie absorbiert, die mich glücklich und sicher machten, mich in die Lage versetzten, meinen Weg weiterzugehen. Sie dagegen schaute mich an und fühlte sich häßlich, herabgewürdigt, weil in dem Maße, wie die Jahre vergingen, meine Karriere − diese Karriere, für deren Verwirklichung sie so viel getan hatte − unsere Beziehung auf den zweiten Platz verwies.

Daher mußte mein Gesicht, bevor ich sie wiedersah, so rein sein wie ihres. Bevor ich ihr wieder begegnete, mußte ich mich selber finden.

Der Ariadnefaden

»Ich werde in einem kleinen Dorf geboren, das wenige Kilometer von einem größeren Dorf mit einer Schule und einem Museum liegt, das einem Dichter gewidmet ist, der dort viele Jahre gelebt hat. Mein Vater ist damals fast siebzig Jahre alt, meine Mutter fünfundzwanzig. Sie haben sich kennengelernt, als er aus Rußland nach Kasachstan gekommen ist, um Teppiche zu verkaufen. Als mein Vater meiner Mutter begegnet, beschließt er, alles für sie aufzugeben. Sie könnte seine Tochter sein, aber tatsächlich verhält sie sich wie seine Mutter, hilft ihm zu schlafen − etwas, was er nicht mehr kann, seit er mit siebzehn losgeschickt wurde, um in Stalingrad in einer der blutigsten Schlachten des Zweiten Weltkriegs gegen die Deutschen zu kämpfen. Aus seinem Bataillon von dreitausend Mann haben nur drei überlebt.«

Merkwürdig, daß er keine Vergangenheitsform benutzt: »Ich werde in einem kleinen Dorf geboren.« Alles scheint im Hier und Jetzt zu geschehen.

»Mein Vater in Stalingrad: Auf der Rückkehr von einer Erkundungspatrouille geraten er und sein bester Freund, ebenfalls ein halbes Kind, in einen Schußwechsel. Sie legen sich in einen Bombenkrater und verbringen dort zwei Tage ohne Essen und Trinken. Ohne sich wärmen zu können, liegen sie in Schlamm und Schnee. Sie können die Russen in einem nahe gelegenen Haus reden hören, wissen, sie müssen bis dorthin kommen, aber die Schüsse hören nicht auf, Blutgeruch hängt in der Luft, die Verwundeten schreien Tag und Nacht um Hilfe. Plötzlich wird alles still. Der Freund meines Vaters, der glaubt, die Deutschen hätten sich zurückgezogen, steht auf. Mein Vater versucht, ihn an den Beinen zu packen, brüllt: ›Leg dich hin!‹ Aber es ist zu spät: Eine Kugel durchbohrt den Schädel des Freundes.

Es vergehen weitere zwei Tage, mein Vater ist allein mit der Leiche seines Freundes. Er schreit ununterbrochen ›Leg dich hink Schließlich wird er von jemandem gerettet, in das Gebäude gebracht. Es gibt nichts zu essen, nur Munition und Zigaretten. Sie essen die Tabakblätter. Eine Woche später fangen sie an, das Fleisch ihrer toten Kameraden zu essen. Ein drittes Bataillon kommt, schießt sich den Weg frei, die Überlebenden werden gerettet, die Verwundeten versorgt, und dann kehren sie wieder an die Front zurück − Stalingrad darf nicht fallen, die Zukunft Rußlands steht auf dem Spiel. Es folgen

noch vier Monate heftiger Kämpfe. Es gibt Kannibalismus und wegen der Kälte amputierte Glieder. Erst dann ergeben sich die Deutschen − und das ist der Anfang vom Ende Hitlers und seines Dritten Reiches. Mein Vater kehrt zu Fuß in sein Dorf zurück, das fast tausend Kilometer von Stalingrad entfernt liegt. Er leidet unter Schlaflosigkeit, träumt jede Nacht von seinem Kameraden, den er nicht hat retten können.

Zwei Jahre später ist der Krieg zu Ende. Mein Vater erhält einen Orden, bekommt aber keine Arbeit. Er nimmt an Feierlichkeiten teil, hat aber nichts zu essen. Er ist einer der Helden von Stalingrad, kann aber nur mit Gelegenheitsarbeiten überleben, für die er ein paar Kopeken bekommt. Schließlich bietet ihm jemand eine Arbeit als Teppichverkäufer an. Da er unter Schlaflosigkeit leidet, reist er immer nachts, lernt die Schmuggler kennen, gewinnt deren Vertrauen und verdient ganz gut.

Das kommunistische Regime klagt ihn an, mit Verbrechern Geschäfte zu machen, und obwohl er ein Kriegsheld ist, kommt er für zehn Jahre als ›Verräter des Volkes‹ nach Sibirien. Als alter Mann wird er schließlich freigelassen, und das einzige, womit er sich auskennt, sind Teppiche. Er läßt seine alten Kontakte wieder aufleben, ihm wird bald dieses oder jenes Stück zum Verkauf angeboten, allerdings will niemand einen Teppich kaufen. Es sind schwere Zeiten. Er beschließt erneut, in die Ferne zu ziehen, er hält sich mit Betteln am Leben und landet in Kasachstan.

Er ist alt, allein, macht alle möglichen Arbeiten, schläft nachts kaum, wacht immer mit dem Schrei ›Leg dich hin!‹ auf. Seltsamerweise hat er trotz der Schlaflosigkeit, der mangelhaften Ernährung, der Frustrationen, des körperlichen Verschleißes, der Zigaretten, die er immer raucht, wenn er kann, eine eiserne Gesundheit.

In einem kleinen Dorf trifft er eine junge Frau. Sie lebt noch bei ihren Eltern, nimmt ihn mit zu sich nach Hause — die Tradition der Gastfreundschaft hat in dieser Region noch immer einen sehr hohen Stellenwert. Sie machen ihm im Wohnzimmer ein Lager zum Schlafen, werden aber alle von seinen Schreien ›Leg dich hin!‹ geweckt. Die junge Frau geht zu ihm, betet, streicht ihm über den Kopf, und in dieser Nacht schläft er seit vielen Jahrzehnten zum ersten Mal friedlich.

Am nächsten Tag sagt sie, daß sie als kleines Mädchen einmal einen Traum hatte: Ein sehr alter Mann werde ihr einen Sohn schenken. Jahrelang wartet sie, hat einige Verehrer, wird aber immer enttäuscht. Ihre Eltern sind sehr besorgt, wollen nicht, daß die einzige Tochter ledig bleibt und von der Gemeinschaft ausgeschlossen wird.

Sie fragt ihn, ob er sie heiraten will. Er ist überrascht − sie könnte

seine Tochter sein − und gibt ihr keine Antwort. Als die Sonne untergeht, bittet er sie in der guten Stube der Familie, ihm mit der Hand über seinen Kopf zu streichen, bevor er zu Bett geht. Wieder kann er die Nacht friedlich schlafen.

Am nächsten Morgen bringt die junge Frau das Gespräch wieder aufs Heiraten, diesmal in Gegenwart ihrer Eltern, die mit allem einverstanden zu sein scheinen − Hauptsache, die Tochter findet einen Ehemann und wird so nicht zu einer Schande für die Familie. Die beiden verbreiten die Geschichte, der alte Mann sei von weit her gekommen und in Wahrheit ein steinreicher Teppichhändler. Er habe es satt, in Luxus und Reichtum zu leben, und habe alles zurückgelassen, um ein Leben voller Abenteuer zu suchen. Die Leute sind beeindruckt, denken an eine große Aussteuer, riesige Bankkonten und darum, welches Glück meine Mutter hat, daß jemand sie endlich weit weg von diesem Ende der Welt führt. Mein Vater hört zugleich erstaunt und überrascht von dieser Geschichte. Viele Jahre hat er allein und unter Entbehrungen gelebt, ist umhergereist, ohne je seine Eltern wiederzusehen. Zum ersten Mal bekommt er die Möglichkeit, ein eigenes Zuhause zu gründen. Er nimmt den Antrag an, trägt die Lüge über seine Vergangenheit mit. Sie heiraten nach muslimischem Brauch. Zwei Monate später ist sie mit mir schwanger.

Ich lebe mit meinem Vater zusammen, bis ich sieben bin. Er schläft gut, arbeitet auf dem Feld, geht auf die Jagd, unterhält sich mit den anderen Dorfbewohnern über seinen Besitz und seine Ländereien, sieht in meiner Mutter das einzig Gute, was ihm je widerfahren ist. Ich halte mich für den Sohn eines reichen Mannes, doch eines Abends am Feuer erzählt er mir seine Vergangenheit, den Grund für seine Heirat und bittet mich, es nicht zu verraten. Er sagt, es gehe mit ihm zu Ende − und tatsächlich stirbt er vier Monate später. Er tut seinen letzten Atemzug in den Armen meiner Mutter, lächelnd, als hätte es alles Unglück in seinem Leben nie gegeben. Er stirbt glücklich.«

Mikhail erzählt mir seine Geschichte an einem sehr kalten Frühlingsabend, allerdings mit bei weitem nicht so eisigen Temperaturen wie damals in Stalingrad, als das Thermometer manchmal bis auf minus 350 fiel. Wir sitzen bei den Bettlern, die sich an einem behelfsmäßigen Feuer wärmen. Ich war dort nach einem zweiten Anruf von Mikhail gelandet − und erfüllte so meinen Teil des Versprechens. Während unserer Unterhaltung fragte er mich nicht nach dem Umschlag, den er in meiner Wohnung abgegeben hatte, als wüßte er − vielleicht von der ›Stimme‹ −, daß ich endlich beschlossen hatte, den Zeichen zu folgen, die Dinge geschehen zu lassen, um mich so von der Macht des Zahirs zu befreien. Als er mich gebeten hatte, ihn

in einem der schlimmsten Vorstadtviertel von Paris zu treffen, war ich erschrocken. Normalerweise hätte ich gesagt, ich sei zu beschäftigt, oder hätte ihn dazu überredet, mich in einer Bar zu treffen, wo wir in angenehmer Atmosphäre über wichtige Dinge reden konnten. Natürlich hatte ich immer noch Angst, er könnte vor allen Leuten wieder einen epileptischen Anfall bekommen. Aber jetzt wußte ich ja, was zu tun war. Trotzdem war mir ein Überfall immer noch lieber, obwohl ich eine orthopädische Halskrause trug und mich nicht verteidigen konnte.

Mikhail ließ nicht locker: Es war wichtig, daß ich die Bettler traf, sie gehörten zu seinem und Esthers Leben. Im Krankenhaus hatte ich endlich eingesehen, daß etwas falsch war mit meinem Leben und daß ich es dringend ändern mußte.

Was sollte ich tun, um es zu verändern?

Andere Sachen. Beispielsweise an gefährliche Orte gehen, Menschen treffen, die am Rande der Gesellschaft leben.

Die griechischen Sagen berichten von Theseus, der in ein Labyrinth geht, um ein Ungeheuer zu töten. Seine Liebste, Ariadne, gibt ihm den Anfang eines Fadens, damit er ihn ganz allmählich abwickelt und so auch wieder herausfindet. Als ich mit Bettlern zusammensaß und Mikhails Geschichte hörte, wurde mir klar, daß ich schon lange nicht mehr so etwas gefühlt hatte − Lust am Unbekannten, am Abenteuer. Wer weiß, vielleicht erwartete mich der Ariadnefaden gerade an den Orten, die ich nie aufgesucht hätte, wäre ich nicht absolut davon überzeugt gewesen, daß ich eine ungeheure Anstrengung unternehmen mußte, um meine Geschichte und mein Leben zu ändern.

Mikhail fuhr fort − und ich sah, daß die ganze Gruppe ihm aufmerksam lauschte. Die besten Begegnungen finden nicht immer um die elegantesten Tische herum in Restaurants mit funktionierender Heizung statt.

»Jeden Tag muß ich einen fast einstündigen Fußmarsch zurücklegen, um zur Schule zu gelangen. Ich sehe die Frauen, die Wasser holen, die endlose Steppe, die russischen Soldaten, die in langen Eisenbahnzügen vorbeifahren, die schneebedeckten Berge, hinter denen sich ein riesiges Land verbergen soll, China. Das Dorf hat neben der Schule auch ein Museum, das einem kasachischen Dichter gewidmet ist, eine Moschee und drei oder vier Straßen. In der Schule lernen wir, daß es einen Traum gibt, ein Ideal: Wir müssen für den Sieg des Kommunismus kämpfen, für die Gleichheit aller Menschen. Ich glaube nicht an diesen Traum, weil es sogar an diesem ärmlichen Ort große Unterschiede

gibt: Die Funktionäre der kommunistischen Partei stehen über den anderen, fahren hin und wieder in die große Stadt, Alma-Ata, und kehren mit Paketen voller exotischer Nahrungsmittel, Geschenken für ihre Kinder und teurer Kleidung zurück.

Eines Abends auf dem Nachhauseweg spüre ich einen kräftigen Luftzug, sehe Lichter um mich herum und verliere einen Augenblick lang das Bewußtsein. Als ich wieder zu mir komme, sitze ich auf dem Boden, und ein hellhäutiges Mädchen in weißen Kleidern mit einer blauen Schleife schwebt in der Luft. Sie lächelt und verschwindet wortlos.

Ich renne nach Hause und erzähle meiner Mutter, die alles liegen- und stehenlassen muß, was ich soeben erlebt habe. Sie ist zutiefst erschrocken und bittet mich, es niemandem sonst zu erzählen. Sie erklärt mir − so gut man einem achtjährigen Jungen etwas so Kompliziertes erklären kann −, daß dies nur eine Halluzination gewesen sei. Ich bestehe darauf, das Mädchen mit eigenen Augen gesehen zu haben, das ich im übrigen genau beschreiben könne. Ich hätte auch gar keine Angst gehabt und sei sofort nach Hause gerannt, um ihr alles brühwarm zu berichten.

Am nächsten Tag suche ich das Mädchen auf dem Heimweg von der Schule, aber es ist nicht da. Eine Woche lang geschieht nichts, und ich beginne zu glauben, daß meine Mutter recht gehabt hat: Ich muß irgendwie eingeschlafen sein und geträumt haben.

Aber als ich einmal sehr früh zur Schule gehe, sehe ich wieder das Mädchen in der Luft schweben, und um sie herum ist ein weißes Licht: Ich werde nicht ohnmächtig, sehe keine Lichter. Wir schauen uns eine Weile an, sie lächelt, ich lächle zurück, frage nach ihrem Namen, erhalte aber keine Antwort. Als ich in der Schule ankomme, frage ich meine Mitschüler, ob sie auch schon einmal ein Mädchen in der Luft hätten schweben sehen. Alle lachen mich aus.

Während der Schulstunde werde ich zum Direktor gerufen. Er erklärt mir, ich sei nicht ganz richtig im Kopf, Visionen gebe es nicht. Auf der Welt gebe es nur die Realität, die wir sehen, und die Religion sei nur erfunden worden, um das Volk irrezuführen. Ich frage ihn nach der Moschee des Ortes. Er sagt mir, dahin gingen nur alte abergläubische Männer, Dummköpfe und Nichtstuer, die keine Kraft hätten, die sozialistische Welt wiederaufzubauen. Er droht mir, wenn ich noch einmal mit solchen Geschichten ankäme; würde ich der Schule verwiesen. Ich flehe ihn an, meiner Mutter nichts zu sagen, und er verspricht es mir unter der Bedingung, daß ich meinen Mitschülern sage, ich hätte alles nur erfunden.

Der Direktor hält sein Versprechen und ich meines. Meine Freunde messen der Sache keine besondere Bedeutung bei, sie bitten mich nicht

einmal, sie zu der Stelle zu führen, wo ich das Mädchen getroffen habe. Doch von diesem Tag an erscheint es einen Monat lang jeden Tag. Manchmal werde ich vorher ohnmächtig, manchmal passiert nichts. Wir reden nicht miteinander, sind einfach zusammen. Meine Mutter macht sich Sorgen, weil ich immer später nach Hause komme, und eines Abends muß ich ihr beichten, warum ich auf dem Nachhauseweg so trödle. Ich wiederhole die Geschichte mit dem Mädchen.

Anstatt mich zu tadeln, verkündet sie zu meiner Überraschung, mich anderntags begleiten zu wollen. Am nächsten Morgen stehen wir früh auf. Das Mädchen erscheint, doch meine Mutter kann es nicht sehen. Sie bittet mich aber, es nach meinem Vater zu fragen, und obwohl ich den Sinn dieser Frage nicht verstehe, stelle ich sie. Und da höre ich zum ersten Mal ›die Stimme‹. Das Mädchen bewegt die Lippen nicht, und trotzdem weiß ich, daß es mit mir redet. Es sagt, meinem Vater gehe es sehr gut, er beschütze uns und werde nun für das Leid, das er auf Erden erfahren habe, entschädigt. Das Mädchen schlägt vor, ich solle meiner Mutter gegenüber die Geschichte mit der Heizsonne erwähnen. Meine Mutter bricht darauf in Tränen aus, und ich erfahre, daß mein Vater sich wegen der Zeit im Krieg sein Lebtag eine Heizsonne gewünscht hat. Das Mädchen bittet mich, zum nächsten Treffen ein Stoffband mit einem Wunsch mitzubringen und dieses an einen kleinen Busch zu binden, der dort steht.

Die Visionen gehen ein ganzes Jahr lang weiter. Meine Mutter erzählt ihren besten Freundinnen davon, die es anderen Freundinnen weitersagen, und der kleine Busch hängt nun voller Schleifen. Alles geschieht in größter Heimlichkeit. Die Frauen fragen nach ihren Verstorbenen, ich höre die Antworten der ›Stimme‹ und gebe die Botschaften weiter. Meistens geht es allen Verstorbenen gut; nur einmal ›bittet‹ das Mädchen die Gruppe, auf den nächsten Hügel zu steigen und bei Sonnenaufgang jeder still für sich ein Gebet für die Seelen der Toten zu sprechen. Die Frauen erzählen mir, daß ich manchmal in Trance gerate, zu Boden falle, sinnlose Dinge sage − ich kann mich nie daran erinnern. Ich merke nur das Herannahen der Trance, weil ich dann einen heißen Luftzug spüre und um mich herum Lichtkugeln sehe.

Eines Tages, als ich eine Gruppe zu dem Mädchen führe, werden wir von der Polizei angehalten. Die Frauen protestieren, schreien, aber wir können nicht weiter. Ich werde in die Schule gebracht, wo mir der Direktor erklärt, er habe mich gerade der Schule verwiesen, weil ich zur Rebellion aufgerufen und den Aberglauben gefördert habe.

Als ich auf dem Nachhauseweg an dem Busch vorbeikomme, liegen die Schleifen verstreut auf dem Boden, der Busch selbst entwurzelt

daneben. Ich setze mich nieder und weine bitterlich, denn es sind die glücklichsten Tage meines Lebens gewesen. In diesem Augenblick erscheint das Mädchen wieder. Es sagt, ich solle mich nicht grämen, alles sei vorherbestimmt, auch die Zerstörung des Busches. Und daß es mich von diesem Augenblick an für den Rest meiner Tage begleiten und mir immer sagen werde, was ich zu tun habe.«

»Hat das Mädchen nie seinen Namen genannt?« fragt einer der Bettler.

»Niemals. Es ist unwichtig: Ich weiß, wann sie mit mir redet.«

»Könnten wir jetzt etwas über unsere Toten erfahren?«

»Nein. Das ist damals passiert. Jetzt ist meine Mission eine andere. Darf ich meine Geschichte weitererzählen?«

»Ich bitte darum«, sage ich. »Aber vorher muß ich Ihnen etwas erzählen. Im Südwesten Frankreichs gibt es einen Ort namens Lourdes. Vor langer Zeit hat dort eine junge Hirtin ein Mädchen gesehen, das dem Mädchen Ihrer Vision sehr ähnlich zu sein scheint.«

»Da irren Sie sich«, meint ein alter Bettler mit einer Beinprothese aus Metall. »Dieses Hirtenmädchen, das übrigens Bernadette hieß, hat die Jungfrau Maria gesehen.«

»Da ich in einem meiner Bücher über derartige Erscheinungen geschrieben habe, mußte ich diese Angelegenheit ganz genau erforschen«, antworte ich. »Ich habe alles gelesen, was Ende des neunzehnten Jahrhunderts veröffentlicht wurde, hatte Zugang zu vielen Aussagen Bernadettes gegenüber der Polizei, der Kirche, den Schriftgelehrten. Niemals hat sie behauptet, eine Frau gesehen zu haben. Sie bestand immer wieder darauf, daß es ein Mädchen war. Sie hat diese Geschichte ihr ganzes Leben lang wiederholt und ärgerte sich über die Statue, die in der Grotte aufgestellt wurde, weil sie ihrer Vision überhaupt nicht ähnlich sah − sie habe ein Kind gesehen, keine Frau. Dennoch hat sich die Kirche der Geschichte Bernadettes, ihrer Visionen und des Ortes bemächtigt, hat die Erscheinung zur Mutter Jesu gemacht, und die Wahrheit wurde vergessen. Eine ständig wiederholte Lüge überzeugt am Ende alle. Allerdings hat dieses ›kleine Mädchen‹ − wie Bernadette immer sagte − seinen Namen genannt.«

»Und der wäre?« fragt Mikhail.

»›Ich bin die Unbefleckte Empfängnis.‹ Eindeutig kein Name wie Beatrice, Marie oder Isabelle. Es beschreibt sich als ein Ereignis, etwas, was geschehen ist. − Aber jetzt erzählen bitte Sie weiter.«

»Darf ich vorher noch etwas fragen?« bittet ein Bettler, der ungefähr

so alt ist wie ich. »Sie haben erwähnt, daß Sie in einem Buch darüber geschrieben haben. Wie heißt es?«

Ich nannte ihm den Titel des Buches, in dem ich die Geschichte von Bernadette und ihrer Vision erwähne.

»Dann sind Sie ja der Mann der Journalistin!«

»Sie sind Esthers Mann?« Eine Bettlerin mit grünem Hut und purpurner Jacke reißt ungläubig die Augen auf.

Ich weiß nicht, was ich antworten soll.

»Warum ist sie nicht mehr gekommen?« will ein anderer wissen. »Hoffentlich ist sie nicht umgekommen! Sie hat immer an gefährlichen Orten gelebt, mehr als einmal habe ich ihr gesagt, sie solle das endlich lassen! Schauen Sie nur, was sie mir gegeben hat.«

Er kramt einen blutbefleckten Stoffetzen hervor − ein Stück vom Hemd des toten Soldaten.

»Sie ist nicht gestorben«, antworte ich. »Aber mich wundert, daß sie hier war.«

»Wieso? Weil wir anders sind?«

»Nein, verstehen Sie mich nicht falsch. Ich maße mir kein Urteil an. Ich wundere mich nur über meine Frau und freue mich.«

Der Wodka, den wir schon länger trinken, um die Kälte zu vertreiben, tut seine Wirkung bei uns allen.

»Sie sagen das so ironisch«, meint ein kräftiger Mann mit langen Haaren und einem Dreitagebart. »Gehen Sie, Sie glauben ja sowieso, daß Sie sich in schlechter Gesellschaft befinden.«

Ich habe auch getrunken, und der Wodka gibt mir Mut.

»Wer sind Sie? Was für ein Leben führen Sie? Haben Sie es sich gewählt? Sie sind gesund, Sie können arbeiten, aber sitzen hier lieber tatenlos herum.«

»Wir sind Menschen, die sich entschieden haben, draußen zu bleiben, verstehen Sie? Außerhalb dieser Welt, die zerbricht, fern von diesen Leuten, die in ständiger Angst leben, sie könnten etwas verlieren, und die durch die Straßen gehen, als wäre alles in Ordnung, wo doch alles schlimm, sehr schlimm ist! Betteln Sie denn etwa nicht? Betteln Sie nicht auch um Almosen, zum Beispiel von Ihrem Chef, von Ihrem Vermieter?«

»Schämen Sie sich nicht, so Ihr Leben zu vergeuden?« fragt die purpurgekleidete Frau.

»Wer sagt denn, daß ich mein Leben vergeude? Ich mache, was ich will!«

Der kräftige Mann mischt sich ein:

»Was wollen Sie eigentlich? In der Welt ganz oben leben?

Wer garantiert Ihnen denn, daß es sich oben auf dem Berg besser lebt als unten in der Ebene? Sie glauben, wir könnten so nicht leben, stimmt's? Nun, Ihre Frau hat gaaanz geeenau verstanden, was wir vom Leben wollen! Wissen Sie, was wir wollen? Frieden! Und unsere eigene Zeit!

Und nicht gezwungen sein, der Mode zu folgen − wir machen unsere eigene! Wir trinken, wann es uns paßt, schlafen, wo es uns am besten gefällt! Niemand hier hat die Sklaverei gewählt, und wir sind sehr stolz darauf, obwohl Sie uns für bedauernswert halten.«

Die Stimmen werden aggressiv. Mikhail fährt dazwischen:

»Wollt ihr jetzt den Rest meiner Geschichte hören, oder sollen wir gehen?«

»Er kritisiert uns!« meint der mit der Metallprothese. »Er ist hergekommen, um über uns zu urteilen, als wäre er Gott.«

Man hört hier und da noch Gemurre, jemand klopft mir auf die Schulter, ich biete Zigaretten herum, die Wodkaflasche kreist wieder, und ich bin überrascht und schockiert darüber, daß diese Menschen Esther kennen − und offenbar besser als ich. Und sie haben ein Stück von dem blutigen Hemd bekommen.

Mikhail fährt mit seiner Geschichte fort.

»Da ich nicht mehr zur Schule gehen kann und noch zu jung bin, um mich um die Pferde zu kümmern, die der Stolz unserer Region und unseres Landes sind, arbeite ich als Hirte. In der ersten Woche stirbt ein Schaf, und das Gerücht macht die Runde, auf mir liege ein Fluch, was sei auch anderes zu erwarten vom Sohn eines Fremden, der meiner Mutter Reichtümer versprochen und uns am Ende mittellos zurückgelassen habe. Obwohl die Kommunisten behaupten, die Religion sei nur dazu da, den Verzweifelten falsche Hoffnungen zu machen, und obwohl wir in der Gewißheit erzogen werden, daß es nur eine Realität gibt und alles Nichtsichtbare Hirngespinste sind, bleiben die alten Traditionen der Steppe unberührt, werden sie mündlich von Generation zu Generation weitergegeben.

Seit der Zerstörung des Busches kann ich das Mädchen nicht mehr sehen, aber ich höre weiterhin seine Stimme. Ich bitte es, mir beim Schafehüten zu helfen. Es sagt, ich müsse Geduld haben, es würden schwierige Zeiten kommen, doch noch vor meinem zweiundzwanzigsten Geburtstag würde eine Frau von weit her kommen und mich mitnehmen, damit ich die Welt kennenlerne. Das Mädchen sagt mir auch, daß ich eine Mission zu erfüllen habe, und diese Mission bestehe darin, die wahre Energie der Liebe auf Erden zu

verbreiten.

Der Schafzüchter läßt sich von den immer hartnäckigeren Gerüchten beeindrucken, die ihm genau von den Menschen zugetragen werden, denen das Mädchen das ganze Jahr über geholfen hat und die jetzt mein Leben zerstören wollen. Als er eines Tages im Büro der kommunistischen Partei vorspricht, bekommt er zu hören, meine Mutter und ich seien ›Volksfeinde‹. Daraufhin entläßt mich der Schafzüchter auf der Stelle. Daß ich meine Arbeit verliere, ändert unser Leben nicht wesentlich, denn meine Mutter arbeitet als Stickerin für eine Fabrik in der größten Stadt der Region. Dort weiß niemand, daß wir Feinde der Arbeiterklasse sind, die Fabrikdirektoren wollen nur, daß meine Mutter vom Sonnenauf- bis Sonnenuntergang stickt.

Da ich nun alle Freizeit der Welt habe, streife ich durch die Steppe und schließe mich den Jägern an − die meine Geschichte auch kennen, mir aber magische Kräfte zusprechen, weil sie immer Füchse finden, wenn ich in der Nähe bin. Ich verbringe ganze Tage im Dichtermuseum, schaue mir seine persönlichen Gegenstände an, lese seine Bücher, höre den Besuchern zu, die kommen und seine Verse rezitieren. Hin und wieder spüre ich den Luftzug, sehe die Lichter, falle zu Boden − und in diesen Augenblicken sagt mir ›die Stimme‹ immer konkrete Ereignisse voraus: Dürreperioden, Tierseuchen, die Ankunft der Händler. Ich spreche zu niemandem davon, nur zu meiner Mutter, die sich immer mehr beunruhigt.

Als einmal ein Arzt in unsere Gegend kommt, nimmt sie mich mit in die Sprechstunde. Er hört sich aufmerksam meine Geschichte an, macht sich Notizen, schaut mir mit einem Apparat in die Augen, horcht mein Herz ab, hämmert auf mein Knie. Danach diagnostiziert er eine Form von Epilepsie. Er sagt, sie sei nicht ansteckend und werde mit dem Älterwerden abnehmen.

Ich weiß, daß es sich bei meinen Visionen nicht um eine Krankheit handelt. Doch um meine Mutter zu beruhigen, tue ich so, als glaubte ich es. Der Direktor des Museums, der meine verzweifelten Bemühungen, etwas zu lernen, bemerkt, erbarmt sich meiner. Er wird mein Ersatzlehrer und gibt mir eine Anstellung als Hausmeister. Ich lerne bei ihm Geographie und Literatur. Und lerne, was sich bald als das Allerwichtigste erweisen wird: Englisch. Eines Nachmittags bittet mich die Stimme, dem Direktor zu sagen, daß er bald j schon ein wichtiges Amt bekleiden werde. Als ich es ihm ausrichte, ernte ich nur ein schüchternes Lächeln, weil er als überzeugter Moslem nie der kommunistischen Partei beigetreten ist.

Inzwischen bin ich fünfzehn Jahre alt. Zwei Monate nach unserem Gespräch spüre ich leise Veränderungen in unserer Region. Die Beamten, die mich bisher immer von oben herab behandelt haben,

werden plötzlich freundlich und fragen mich, ob ich wieder zur Schule gehen möchte. Lange Eisenbahnzüge mit russischen Soldaten fahren zur Grenze. Eines Nachmittags, als ich gerade am Schreibtisch des Dichters sitze, kommt der Direktor hereingelaufen und schaut mich erschrocken und irgendwie verunsichert an. Er sagt, was man auf der Welt am wenigsten erwartet habe, den Zusammenbruch des kommunistischen Regimes, vollziehe sich gerade in unglaublicher Geschwindigkeit. Die alten Sowjetrepubliken verwandelten sich jetzt in unabhängig Länder, die Nachrichten, die aus Alma-Ata zu uns gelangten, sprächen von der Bildung einer neuen Regierung, und er sei dazu bestimmt worden, die Provinz zu verwalten.

Anstatt mich zu umarmen und sich zu freuen, fragt er mich, woher ich gewußt hätte, was geschehen würde. Ob es mir jemand gesagt hätte. Ob ich vom Geheimdienst angeworben worden sei, um ihn auszuspionieren, da er nicht Parteimitglied sei. Oder, schlimmer, ob ich irgendwann in meinem Leben einen Pakt mit dem Teufel geschlossen hätte.

Ich antworte ihm, er kenne doch meine Geschichte, wisse; von den Erscheinungen des Mädchens, der Stimme, den Anfällen, die mir erlaubten, Dinge zu hören, die andere Menschen nicht wahrnehmen könnten. Er sagt, das alles sei nur krank, es gebe nur einen Propheten, Mohammed, und alles, was offenbart werden sollte, sei schon offenbart worden. Dennoch aber sei der Schaitan auf dieser Welt geblieben, benutze alle nur möglichen Kunstgriffe − auch die Fähigkeit, in die Zukunft zu sehen −, um die Schwachen zu täuschen und die Menschen vom wahren Glauben abzubringen. Er habe mir eine Anstellung gegeben, weil der Islam von den Menschen Barmherzigkeit verlange, doch jetzt bereue er es zutiefst: denn entweder sei ich ein Spitzel des Geheimdienstes oder aber vom Schaitan geschickt.

Ich werde auf der Stelle entlassen.

Die Zeiten, die schon vorher nicht einfach gewesen sind, werden jetzt noch schwieriger. Die Textilfabrik, für die meine Mutter arbeitet und die bisher dem Staat gehört hat, geht in private Hände über − und die neuen Besitzer haben andere Vorstellungen, strukturieren das Unternehmen um, meine Mutter wird entlassen. Zwei Monate später haben wir nichts mehr zu essen und sind gezwungen, das Dorf zu verlassen, in dem wir unser ganzes bisheriges Leben verbracht haben, und anderswo eine Anstellung zu suchen.

Meine Großeltern weigern sich mitzukommen. Sie wollen lieber verhungern, als den Ort zu verlassen, in dem sie geboren wurden und ihr Leben verbracht haben. Meine Mutter und ich gehen nach Alma-Ata. Es ist für mich die erste große Stadt. Ich bin beeindruckt von den

Autos, den riesigen Gebäuden, den Leuchtreklamen, den Rolltreppen und vor allem von den Fahrstühlen. Meine Mutter bekommt eine Anstellung als Empfangsdame in einem Laden, ich arbeite als Hilfsmechaniker an einer Tankstelle. Einen Großteil unseres Verdienstes schicken wir an meine Großeltern, aber es bleibt noch genug, um zu essen und mir Dinge zu leisten, die ich noch nie gesehen habe: Filme, den Vergnügungspark, Fußballspiele.

Mit dem Umzug in die Stadt hören die Anfälle auf, aber auch die Stimme und das Mädchen selbst verschwinden. Ich bin ganz froh, mir fehlt meine unsichtbare Freundin nicht, die mich seit meinem achten Lebensjahr begleitet hat. Ich bin fasziniert von Alma-Ata und damit beschäftigt, meinen Lebensunterhalt zu verdienen. Mir wird klar, daß ich es mit etwas Intelligenz zu etwas bringen kann. Bis zu dem Sonntagabend, als ich am einzigen Fenster unserer kleinen Wohnung sitze und beunruhigt auf die ungepflasterte Gasse hinunterschaue. Am Tag zuvor habe ich beim Umparken in der Werkstatt eine Beule in einen Wagen gefahren und konnte nun vor lauter Aufregung den ganzen Tag keinen Bissen herunterbekommen.

Da plötzlich spüre ich wieder den Luftzug, sehe ich die Lichter. Meine Mutter erzählt mir später, ich sei zu Boden gefallen, habe in einer fremden Sprache gesprochen, und die Trance habe länger als sonst gedauert. Ich weiß noch, daß mich in diesem Augenblick die Stimme daran erinnert hat, daß ich eine Mission zu erfüllen habe. Als ich zu mir komme, spüre ich wieder die Gegenwart des Mädchens, und obwohl ich nichts sehe, kann ich mit ihm reden.

Allerdings interessiert mich dies nicht mehr. Mit dem Wegzug aus meinem Dorf bin ich in eine andere Welt eingetaucht. Dennoch will ich wissen, was meine Mission ist. Die Stimme antwortet mir, es sei die Mission aller Menschen, die Energie der allumfassenden Liebe in die Welt zu tragen. Ich frage das einzige, was mich zur Zeit interessiert: nach dem Wagen und der Reaktion seines Besitzers. Die Stimme sagt, ich solle mir keine Sorgen machen, sondern einfach nur die Wahrheit sagen, der Besitzer würde dann schon Verständnis haben.

Ich arbeite fünf Jahre lang an der Tankstelle. Ich schließe Freundschaften, habe erste Freundinnen, entdecke Sex, nehme an Straßenkämpfen teil − kurz, ich verlebe eine ganz normale Jugend. Ich habe ein paar Anfälle: Anfangs sind meine Freunde überrascht, aber dann erfinde ich, daß sie von »höheren Mächten« kommen, und verschaffe mir so Respekt. Meine Freunde vertrauen mir ihren Liebeskummer an, bitten mich um Beistand bei Spannungen in der Familie, aber ich frage die Stimme nichts − das Erlebnis mit dem Busch hat mich zu sehr traumatisiert und mich begreifen lassen, daß uns nur Undank erwartet, wenn wir jemandem helfen.

Wenn die Freunde darauf bestehen, zu erfahren, was mit mir ist, gebe ich vor, einer ›Geheimgesellschaft‹ anzugehören. Nach Jahrzehnten religiöser Unterdrückung werden Mystik und Esoterik große Mode in Alma-Ata. Die unterschiedlichsten Bücher werden über diese »höheren Mächte« veröffentlicht. Gurus und Meister kommen aus Indien und China, es gibt eine Vielzahl von Kursen zur persönlichen Vervollkommnung. Ich gehe zu diesem oder jenem und merke, daß ich nichts lerne, allein der Stimme vertrauen kann. Doch ich bin zu beschäftigt, um auf sie zu hören.

Eines Tages hält eine Frau in einem Geländewagen an der Tankstelle, in der ich arbeite, und bittet mich, den Tank zu füllen. Sie redet russisch mit mir, aber sie radebrecht und hat einen starken Akzent. Ich antworte ihr auf Englisch. Sicht-| lieh erleichtert fragt sie mich, ob ich einen Dolmetscher kenne, der sie ins Landesinnere begleiten könne.

Als sie diese Worte ausspricht, erfüllt die Gegenwart des Mädchens alles, und ich weiß, daß diese Frau der Mensch ist, auf den ich mein ganzes Leben gewartet habe. Hier ist mein Ausweg. Ich darf die Gelegenheit nicht verpassen. Ich antworte, wenn es ihr recht sei, würde ich das gerne machen. Die Frau meint, ich hätte doch schon eine Arbeit, und sie brauche jemand Älteren, Erfahreneren, der frei sei und umgehend abreisen könne. Ich sage, ich kenne alle Wege in der Steppe und in den Bergen, und behaupte frech, mein Job bei der Tankstelle sei nur temporär. Ich flehe sie an, mir eine Chance zu geben. Widerstrebend macht sie einen Termin für ein Gespräch im vornehmsten Hotel der Stadt aus.

Wir treffen uns in der Hotelhalle. Sie prüft meine Sprachkenntnisse, stellt mir ein paar Fragen zur Geographie Zentralasiens, möchte wissen, wer ich bin und woher ich komme. Sie ist mißtrauisch, sagt nicht genau, was sie macht, und auch nicht, wohin sie will. Ich versuche, meine Rolle so gut wie möglich zu spielen, sehe aber, daß sie nicht überzeugt ist.

Verwirrt stelle ich fest, daß ich mich in sie verliebt habe. Ich kontrolliere meine Gefühle und vertraue wieder der Stimme, flehe das unsichtbare Mädchen um Hilfe an, bitte es, mich zu erleuchten, verspreche ihm, die Mission zu erfüllen, die es mir anvertraut hat − wenn ich nur diesen Job bekomme. Das Mädchen selbst habe mir doch einmal gesagt, eine Frau werde dereinst kommen und mich weit wegbringen von hier, ›es‹ sei neben mir gewesen, als die Frau angehalten habe, um vollzutanken, ich würde mir nichts sehnlicher wünschen als ihre Zusage.

Nachdem die Frau mich ausgefragt hat, scheint sie Vertrauen zu fassen: Sie sagt mir, was sie vorhabe, sei vollkommen illegal. Erklärt mir, sie sei Journalistin und wolle eine Reportage über amerikanische

Militärbasen machen, die im Nachbarland im Hinblick auf einen kurz bevorstehenden Krieg gebaut würden. Da ihr ein Visum verweigert worden sei, müßten wir an nicht bewachten Stellen zu Fuß über die Grenze. Ihre Kontaktpersonen hätten ihr eine Karte gegeben und die Stellen eingezeichnet, mir werde sie sie jedoch erst zeigen, wenn wir Alma-Ata weit hinter uns gelassen hätten. Falls ich sie bis dann immer noch begleiten wolle, erwarte sie mich übermorgen um elf hier in der Halle. Sie könne mir nichts weiter versprechen als eine Woche Lohn. Sie weiß inzwischen, daß ich eine feste Arbeit habe und genug verdiene, um meine Mutter und meine Großeltern zu unterstützen, und auch, daß mein Chef mir vertraut, obwohl er drei- oder viermal die Krämpfe oder epileptischen Anfälle‹ erlebt hat, wie er die Augenblicke nennt, in denen ich mit einer unbekannten Welt in Kontakt trete.

Bevor sie sich verabschiedet, nennt mir die Frau ihren Namen − Esther − und weist mich darauf hin, daß sie verhaftet und abgeschoben werden würde, wenn ich zur Polizei ginge, um sie anzuzeigen. Sie sagt auch, es gebe im Leben Augenblicke, in denen wir unserer Intuition blind folgen müßten, und dies sei so einer. Ich bitte sie, sich keine Sorgen zu machen, bin versucht, ihr etwas von der Stimme und dem Mädchen zu erzählen, ziehe dann aber vor, zu schweigen. Meiner Mutter sage ich, man hätte mir einen Job als Dolmetscher und mehr Geld angeboten und daß ich eine Zeitlang verreisen müsse. Es scheint sie nicht zu beunruhigen. Alles läuft wie am Schnürchen, als sei alles schon lange geplant und als hätten wir alle nur auf den rechten Augenblick gewartet.

Ich schlafe schlecht, am nächsten Tag bin ich früher als sonst bei der Arbeit. Ich sage meinem Chef, es tue mir leid, aber ich hätte eine neue Arbeit gefunden. Er meint, früher oder später würden meine neuen Arbeitgeber herausfinden, daß ich krank sei, es sei riskant, einen sicheren Job für ein Risiko aufzugeben. Aber wie meine Mutter lenkt auch er schließlich ein, es ist, als würde die ›Stimme‹ den Willen der Menschen beeinflussen, mit denen ich an diesem Tag reden muß, als ermutige sie mich, den ersten Schritt zu tun, und wolle ihn mir erleichtern.

Bei unserem Treffen im Hotel am nächsten Tag versuche ich Esther klarzumachen, falls wir gefaßt würden, drohe ihr die Abschiebung, ich aber würde ins Gefängnis kommen, möglicherweise für viele Jahre. Daher ginge ich ein viel höheres Risiko ein als sie, sie müsse mir vertrauen. Ihr scheint das einzuleuchten, wir sind zwei Tage unterwegs, eine Gruppe von Männern erwartet sie auf der anderen Seite der Grenze, sie verschwindet, kommt nach einer Weile frustriert und zornig zurück. Der Krieg steht kurz vor seinem Ausbruch, alle

Wege werden überwacht. Setzt sie ihren Weg trotzdem fort, so wird sie als Spionin verhaftet werden.

Wir machen uns also auf den Rückweg. Esther, die zuvor so voller Selbstvertrauen gewesen ist, wirkt jetzt traurig und verwirrt. Um sie abzulenken, rezitiere ich Verse des Dichters, der in der Nähe meines Dorfes gelebt hat, während ich zugleich daran denke, daß in achtundvierzig Stunden alles vorbei sein wird. Doch ich muß der Stimme vertrauen, alles daransetzen, daß Esther nicht ebenso schnell wieder aufbricht, wie sie gekommen ist. Vielleicht sollte ich ihr zeigen, daß ich schon immer auf sie gewartet habe.

In derselben Nacht versuche ich, nachdem wir unsere Schlafsäcke neben ein paar Felsen ausgebreitet haben, ihre Hand zu nehmen. Sie schiebt mich zärtlich weg, sagt, sie sei verheiratet. Ich weiß, daß ich einen falschen Schritt getan habe, handele dann aber, ohne zu überlegen: Da ich nichts mehr zu verlieren habe, erzähle ich ihr von den Visionen meiner Kindheit, von der Mission, die Liebe zu verbreiten, von der Diagnose der Ärzte, die von Epilepsie sprechen.

Zu meiner Überraschung versteht sie genau, was ich sage. Sie erzählt etwas über ihr Leben, sagt, sie liebe ihren Mann und auch er liebe sie, aber im Laufe der Zeit sei etwas Wichtiges verlorengegangen, sie möchte lieber weit weg sein, als zuzusehen, wie sich ihre Ehe ganz allmählich auflöse. Sie habe alles in ihrem Leben gehabt und sei trotzdem unglücklich gewesen. Obwohl sie für den Rest ihres Lebens hätte so tun können, als gebe es dieses Unglücklichsein nicht, macht ihr der Gedanke angst, sie könne in eine Depression verfallen und nie wieder daraus herausfinden.

Also habe sie beschlossen, alles aufzugeben, Abenteuer zu suchen, die verhinderten, daß sie über ihre Liebe nachdenke. Je mehr sie gesucht habe, desto mehr habe sie sich selber verloren, sich desto einsamer gefühlt. Sie habe ihren Weg auf immer verloren, und das, was wir gerade erlebt hätten, habe ihr gezeigt, daß sie sich auf dem falschen Weg befinde und darum besser in die Alltagsroutine zurückkehre.

Ich schlage daraufhin vor, wir könnten doch einen weniger bewachten Pfad gehen, ich kenne Schmuggler aus Alma-Ata, die uns helfen könnten. Doch sie wirkt so, als habe sie jede Kraft verloren, als habe sie den Wunsch aufgegeben, weiterzugehen.

In diesem Augenblick bittet mich ›die Stimme‹, Esther der Erde zu weihen. Ohne recht zu wissen, was ich da mache, erhebe ich mich, öffne meinen Rucksack, netze meine Finger mit dem Öl aus einer kleinen Flasche, das wir zum Kochen mitgenommen haben, lege die Hand auf Esthers Stirn, bete schweigend und bitte sie am Ende, ihre Suche fortzusetzen, da diese für uns alle wichtig sei. ›Die Stimme‹ sagt

es mir vor, und ich wiederhole es für Esther: Die Änderung eines einzigen Menschen bedeutet eine Veränderung der ganzen Menschheit. Esther umarmt mich, und ich fühle, daß die Erde sie segnet, und wir verharren sehr lange so.

Schließlich frage ich Esther, ob sie glaube, was ich ihr über ›die Stimme‹ erzählt habe. Sie sagt, ja und nein. Sie glaube, wir hätten alle eine Kraft in uns, die wir nie nutzen, und zugleich denke sie, daß ich durch meine epileptischen Anfälle mit dieser Kraft in Verbindung trete. Sie hoffe auch, wir könnten das gemeinsam herausfinden. Sie habe vor, einen Nomaden zu interviewen, der nördlich von Alma-Ata lebe und dem magische Kräfte nachgesagt würden. Wenn ich sie begleiten wolle, sei ich willkommen. Als Esther mir seinen Namen nennt, fällt mir ein, daß ich seinen Enkel kenne, was den Kontakt erleichtern könnte.

Wir fahren durch Alma-Ata, halten nur kurz, um zu tanken und Proviant zu kaufen, und fahren dann zu einem kleinen Dorf in der Nähe eines vom Sowjetregime angelegten künstlichen Sees. Ich begebe mich an den Ort, an dem der Nomade lebt, und obwohl ich einem seiner Gehilfen sage, daß ich mit dem Enkel befreundet bin, müssen wir stundenlang warten, da viele Menschen die Ratschläge des Mannes hören wollen, den sie für einen Heiligen halten.

Endlich sind wir dran. Beim Dolmetschen während des Interviews, aber auch beim wiederholten Lesen von Esthers Artikel, der später veröffentlicht wird, erfahre ich, was sie wissen wollte.

Esther fragt, warum die Menschen traurig seien.

›Das ist einfach‹, antwortet der Alte. ›Sie sind an ihre persönliche Geschichte gefesselt. Alle glauben, das Ziel des Lebens bestehe darin, einem Plan zu folgen. Niemand fragt sich, ob es der eigene Plan ist oder ob er von jemand anderem gemacht wurde. Erfahrungen, Erinnerungen, Dinge, Gedanken anderer werden angehäuft, mehr, als die Menschen tragen können. Und daher vergessen sie ihre Träume.‹

Esther meint daraufhin, viele Menschen würden zu ihr sagen: ›Sie haben Glück, Sie wissen, was Sie vom Leben wollen. − Ich weiß nicht, was ich will.‹

Selbstverständlich wissen Sie es‹, ist die Antwort des Nomaden. ›Wie viele Leute kennen Sie, die ihr Leben lang sagen: Ich habe nichts von dem getan, was ich wollte, aber so sieht die Realität nun einmal aus. Wenn sie sagen, daß sie nicht getan haben, was sie wollten, dann wissen sie doch, was sie wollen. Die Realität, das sind doch nur die Geschichten, die die anderen über die Welt erzählen und wie wir uns darin verhalten sollen.

Und wie oft sagen sie nicht noch etwas viel Schlimmeres. Zum Beispiel: Ich bin zufrieden, weil ich mein Leben für die Menschen opfere, die ich liebe.

Glauben Sie, die Menschen, die uns lieben, möchten, daß wir ihretwegen leiden? Glauben Sie, daß die Liebe Quelle des Leidens ist?‹

›Ehrlich gesagt, ja.‹

›Das sollte aber nicht so sein.‹

›Wenn ich all die Geschichten vergesse, die mir über die Welt erzählt wurden, werde ich gleichzeitig auch sehr wichtige Dinge vergessen, die mich das Leben gelehrt hat. Warum habe ich mich so bemüht, so viel zu lernen? Warum habe ich mich bemüht, Erfahrungen zu sammeln, um mit meiner Karriere, mit meinem Mann, mit meinen Krisen umgehen zu können ?‹

›Angehäuftes Wissen braucht man, um zu kochen, um sich im Winter warm anzuziehen, um nicht mehr auszugeben, als man verdient, um Grenzen zu respektieren, um Bus oder Bahn zu fahren. Aber glauben Sie, daß Ihre vergangenen Lieben Sie gelehrt haben, besser zu lieben?‹

›Die haben mir beigebracht zu wissen, was ich will.‹

›Das habe ich nicht gefragt. Haben Ihre vergangenen Lieben Sie gelehrt, Ihren Mann besser zu lieben?‹

›Ganz im Gegenteil. Um mich ihm ganz hinzugeben, mußte ich die Wunden vergessen, die mir andere Männer zugefügt hatten. Meinen Sie das ?‹

›Damit die wahre Energie der Liebe durch Ihre Seele gehen kann, muß sie diese so vorfinden, als wären Sie gerade geboren. Warum die Menschen unglücklich sind? Weil sie diese Energie einsperren wollen, was allerdings unmöglich ist. Die eigene Geschichte vergessen heißt, die Zugangswege rein zu halten, die erlauben, daß diese Energie sich tagtäglich so offenbart, wie sie es will, und zuzulassen, daß sie uns führt. ‹

›Sehr romantisch, aber sehr schwierig. Denn diese Energie ist immer an viele Dinge gebunden: an Abmachungen, an Kinder, an die gesellschaftliche Stellung ...‹

›... und nach einiger Zeit auch an Verzweiflung, Angst, Einsamkeit. Man versucht, das Unkontrollierbare zu kontrollieren. Der Tengri zufolge − so heißt die Tradition der Steppe − setzt ein zufriedenstellendes Leben voraus, daß wir ständig in Bewegung sind. Nur dadurch unterscheidet sich für Nomaden ein Tag vom anderen. Wenn sie durch die Städte ziehen, denken sie: ›Die armen Menschen, die hier leben, für sie ist alles immer gleich. ‹ Vielleicht denken die

Städter umgekehrt beim Anblick der Nomaden: ›Die Armen, sie haben keinen festen Platz zum Leben. ‹ Die Nomaden kennen keine Vergangenheit, nur die Gegenwart, und daher sind sie immer glücklich gewesen − bis die kommunistischen Regierungen sie gezwungen haben, das Reisen aufzugeben, und sie in kollektiven landwirtschaftlichen Betrieben zusammengefaßt haben. Von da an haben die Nomaden ganz allmählich angefangen zu glauben, daß die ihnen von der Gesellschaft über die Welt erzählten Geschichten die wahren seien. Und das hat ihnen viel von ihrer Kraft genommen.‹

›Aber man kann doch heute nicht sein Leben lang auf Reisen sein...‹

›Man kann nicht ständig körperlich reisen. Aber auf spiritueller Ebene schon. Jedesmal weitergehen, sich von der eigenen Geschichte, von dem entfernen, was man uns zu sein zwang.‹

›Was soll man tun, um die eigene Geschichte aufzugeben?‹

›Sie bis in die kleinsten Einzelheiten laut immer wieder erzählen. Während wir sie erzählen, verabschieden wir uns von dem, was wir einmal waren, und öffnen Räume für eine neue, unbekannte Welt. Warten Sie's ab. Wir sollten diese alte Geschichte so lange immer wieder erzählen, bis sie für uns nicht mehr wichtig ist.‹

›Das ist alles ?‹

›Eines noch: Wenn wir Räume öffnen, müssen diese, um zu verhindern, daß ein Gefühl der Leere entsteht, schnell wieder gefüllt werden − zumindest vorübergehende

›Und wie?‹

›Mit anderen Geschichten, mit Erfahrungen, die zu machen wir nie gewagt haben oder nicht machen wollten. So verändern wir uns. So wächst die Liebe. Und wenn die Liebe wächst, wachsen wir mit ihr.‹

›Das bedeutet aber auch, daß wir wichtige Dinge verlieren können. ‹

›Niemals. Die wichtigen Dinge bleiben immer − verschwinden werden nur die Dinge, die wir für wichtig erachten, die aber tatsächlich nutzlos sind − die vermeintliche Macht, die Energie der Liebe zu kontrollieren. ‹

Der Alte sagt nun, Esthers Zeit sei um, er müsse sich nun anderen zuwenden.

Ich versuche ihn umzustimmen, aber er läßt sich nicht darauf ein, meint nur, Esther könne ja irgendwann wiederkommen, dann werde er ihr noch mehr beibringen.

Esther bleibt noch eine Woche in Alma-Ata. In dieser Zeit erzähle ich ihr meine Geschichte viele Male, und sie erzählt mir viele Male ihre Geschichte − und wir erkennen, daß der Alte recht hat. Etwas verläßt

uns, wir fühlen uns leichter, obwohl wir nicht behaupten können, glücklicher zu sein.

Doch der Alte hatte einen weiteren Ratschlag gegeben: Schnell die leeren Räume füllen. Bevor Esther abreist, fragt sie mich, ob ich nicht nach Frankreich kommen möchte, damit wir den Prozeß des Vergessens fortführen können. Sie hat niemanden, mit dem sie ihn teilen kann. Mit ihrem Mann kann sie nicht reden, und unter ihren Kolleginnen und Kollegen ist niemand, dem sie ganz vertraut. Sie braucht jemanden von außen, jemanden von weit weg, der bis dahin nicht an ihrer persönlichen Geschichte teilhatte.

Ich sage zu − und erwähne erst jetzt die Prophezeiung der Stimme. Sage aber auch, ich könne kein Französisch und daß sich meine Berufserfahrungen aufs Schafehüten und auf die Arbeit an einer Tankstelle beschränkten.

Beim Abschied am Flughafen bittet sie mich, einen Intensivkurs Französisch zu machen. Ich frage sie, warum sie mich einlade. Sie wiederholt, was sie mir schon gesagt hat, gesteht, daß sie Angst vor den Räumen habe, die frei werden, während sie ihre eigene Geschichte vergißt. Esther befürchtet, daß die Vergangenheit zurückkehren, noch stärker als zuvor sein und daß sie sich niemals von ihr befreien könnte. Ich solle mir wegen des Flugtickets und des Visums keine Sorgen machen, sie werde sich um alles kümmern. Bevor sie durch die Paßkontrolle geht, lächelt sie mir zu und sagt, auch sie habe wohl unbewußt auf mich gewartet: Die vergangenen Tage seien die fröhlichsten der letzten drei Jahre gewesen.

Ich arbeite jetzt nachts als Türsteher in einem Stripteaselokal, und tagsüber lerne ich Französisch. Seltsamerweise nehmen die Anfälle ab, aber auch ›es‹ entfernt sich. Als ich meiner Mutter erzähle, daß ich zu einer weiten Reise eingeladen worden sei, schilt sie mich naiv und meint, Esther würde nie wieder etwas von sich hören lassen.

Ein Jahr später taucht Esther wieder in Alma-Ata auf: Der erwartete Krieg ist ausgebrochen, jemand anderes hat einen Artikel über die geheimen Militärbasen der Amerikaner geschrieben. Ihr Interview mit dem alten Nomaden hingegen sei ein so großer Erfolg gewesen, daß ihre Zeitung jetzt eine große Reportage über das Verschwinden der Nomaden haben wolle. Zudem, meinte sie, habe sie lange niemandem mehr ihre eigene Geschichte erzählt und drohe wieder depressiv zu werden.

Ich helfe ihr, Kontakt mit den noch umherziehenden Stämmen, mit der Tengri-Tradition und mit den lokalen Schamanen aufzunehmen. Ich spreche inzwischen fließend Französisch. Während eines Mittagessens überreicht sie mir die Formulare vom Konsulat zum Ausfüllen. Sie beschafft mir ein Visum, ein Ticket, und ich begleite sie

nach Paris. Wir merken beide, daß in dem Maße, wie wir unseren Kopf von alten, längst durchlebten Geschichten leeren, neue Räume entstehen und eine geheimnisvolle Freude dort hineinfließt. Unsere Intuition entwickelt sich, wir werden mutiger, riskieren mehr, tun, was uns in den Sinn kommt, ohne lange zu fragen, ob es richtig oder falsch ist. Die Tage werden intensiver, sie brauchen länger, bis sie vorbei sind.

Kaum bin ich in Paris angekommen, möchte ich wissen, ob ich irgendwo arbeiten kann, aber Esther hat schon eigene Pläne: Sie hat den Besitzer einer Bar davon überzeugt, mich dort einmal in der Woche auftreten zu lassen. Sie hat ihm gesagt, in meiner Heimat gebe es eine Art exotisches Spektakel, bei dem die Leute ihr Leben erzählen und damit ihren Kopf leeren.

Anfangs ist es sehr schwierig, die wenigen Gäste der Bar zum Mitmachen zu bewegen, aber diejenigen, die schon etwas getrunken haben, lassen sich animieren, die Abende werden im Viertel bekannt.

›Kommen Sie, und erzählen Sie ihre alte Geschichte, und entdecken Sie eine neue‹ steht auf dem kleinen, handgeschriebenen Plakat im Schaufenster, und das Publikum wird immer größer.

Eines Abends erlebe ich etwas Eigenartiges: Nicht ich bin es, der auf der kleinen, improvisierten Bühne in der Ecke der Bar steht, sondern ›es‹ ist da. Und anstatt Legenden und Märchen aus meiner Heimat zu erzählen und dann die anderen dazu aufzufordern, ihre Geschichten zu erzählen, gebe ich weiter, worum die Stimme mich bittet. Am Ende weint einer der Gäste und erzählt wildfremden Leuten intime Details aus seiner Ehe.

In der Woche darauf geschieht das gleiche − ›die Stimme* spricht durch mich, bittet die Menschen, nur Geschichten von Nicht-Liebe zu erzählen, und die Energie in der Luft ist so verändert, daß selbst die zurückhaltenden Franzosen anfangen, ihr Intimleben auszubreiten.

Andere schließen sich an: drei junge Leute in meinem Alter, die bisher nichts anderes getan haben, als durch die Welt zu reisen − als Nomaden der westlichen Welt. Zwei arbeitslose Musiker aus Kasachstan, die von dem ›Erfolg‹ ihres Landsmannes gehört haben, wollen ebenfalls an der Veranstaltung mitwirken.

So haben wir nun auch Perkussionsinstrumente bei unseren Treffen. Die Bar wird zu klein, wir bekommen einen Raum dazu, der aber auch bald zu klein wird, weil die Menschen unsere Treffen ihren Freunden weiterempfehlen. Denn wenn sie ihre Geschichten erzählen, werden sie mutiger. Sie werden von der Energie berührt, wenn sie tanzen. Sie beginnen, sich vollkommen zu verändern, die Traurigkeit verschwindet, die Abenteuer beginnen und die Liebe −die theoretisch

von so vielen Veränderungen bedroht sein müßte.

Esther ist weiterhin viel unterwegs, um ihre Reportagen zu schreiben, aber sooft sie in Paris ist, nimmt sie an den Veranstaltungen teil. Eines Nachts sagt sie zu mir, die Arbeit im Restaurant reiche nicht aus, sie sei nur für Leute mit Geld. Wir müßten mit jungen Menschen arbeiten. Wo sind diese jungen Menschen? frage ich. Sie wandern, reisen, lassen alles hinter sich, ziehen sich an wie Bettler oder Figuren aus Science-fiction-Filmen.

Sie sagt aber auch, diese jungen Aussteiger hätten keine eigene Geschichte, wir sollten doch zu ihnen gehen und sehen, ob wir etwas von ihnen lernen könnten. Und so habe ich euch hier gefunden.

Dies ist die Geschichte meines Lebens. Ihr habt nie gefragt, wer ich bin, was ich mache, weil es euch nicht interessiert. Aber weil mein Schriftstellerfreund mich heute begleitet, habe ich beschlossen, sie zu erzählen.«

»Aber du redest über deine Vergangenheit«, sagt die Frau mit der Jacke und dem Hut, die nicht zusammenpassen. »Obwohl der alte Nomade −«

»Was heißt Nomade?« unterbricht jemand.

»Jemand wie wir«, antwortet sie, stolz darauf, die Bedeutung des Wortes zu kennen. »Freie Menschen, denen es gelingt, nur mit dem zu leben, was sie selbst tragen können.«

Ich verbessere:

»Ganz stimmt das nicht. Die Nomaden sind nicht arm.«

»Was wissen Sie schon von Armut?« Der große Mann, mit noch mehr Wodka als Aggression im Blut, blickt mir direkt in die Augen. »Glauben Sie, arm sein bedeutet, kein Geld zu haben? Glauben Sie, wir seien minderwertig, nur weil wir andere Menschen, beispielsweise reiche Schriftsteller, um Almosen bitten, oder auch Ehepaare, die Schuldgefühle haben, oder Touristen, die Paris für eine dreckige Stadt halten, oder junge Idealisten, die glauben, sie könnten, die Welt retten? Arm sind Sie − Sie verfügen nicht frei über Ihre Zeit, Sie können nicht tun, was Sie wollen, sind gezwungen, Regeln zu befolgen, die Sie weder selbst aufgestellt noch verstanden haben.«

Wieder greift Mikhail ins Gespräch ein.

»Was genau wollen Sie wissen?«

»Ich hätte gern gewußt, warum Sie Ihre eigene Geschichte erzählt haben, wo doch der alte Nomade gesagt hat, daß Sie sie vergessen sollen.«

»Es ist nicht mehr meine Geschichte: Jedesmal wenn ich von dem

erzähle, was ich erlebt habe, ist mir, als berichtete ich etwas, was mir vollkommen fern ist. Was in der Gegenwart bleibt, ist nur ›die Stimme‹, die zu mir spricht, und das Gefühl ihrer Anwesenheit und die Mission, die es zu erfüllen gilt. Ich empfinde die Hindernisse, die ich zu überwinden hatte, nicht als Leid − sie haben mir im Gegenteil geholfen, der zu werden, der ich heute bin. Ich fühle mich, wie sich ein Krieger nach jahrelangem Training fühlen muß: Er erinnert sich nicht in allen Einzelheiten an das, was er gelernt hat, aber er weiß im rechten Augenblick zuzuschlagen.«

»Und warum bist du immer mit der Journalistin hergekommen?«

»Wir wollten uns mit Neuem, Unbekanntem füllen. Wie schon der alte Nomade in der Steppe gesagt hatte, ist die Welt, die wir heute kennen, nur eine Geschichte, eine von denen, die man uns erzählt hat, aber es ist nicht die wahre Geschichte. Die wahre Geschichte schließt die Gaben, die Kräfte, die Fähigkeit, über das Bekannte hinauszugehen, mit ein. ›Es‹ begleitet mich zwar von Kind an, und eine Zeitlang konnte ich ›es‹ sogar sehen. Esther aber hat mir gezeigt, daß ich damit nicht allein bin. Sie hat mich Menschen vorgestellt, die besondere Gaben hatten wie die, mit ihrer j Willenskraft Bestecke zu verbiegen oder mit rostigen Taschenmessern chirurgische Eingriffe ganz ohne Betäubung vorzunehmen, bei denen der Patient sofort nach der Operation wieder weggehen kann.

Ich bin noch dabei, mein unbekanntes Potential zu entwickeln, doch ich brauche Verbündete, Menschen, die auch keine Geschichte mehr haben − wie Sie.«

Nun bekomme ich Lust, diesen Unbekannten meine Geschichte zu erzählen und mich so langsam von meiner Vergangenheit zu befreien. Aber es ist schon spät in der Nacht, ich muß am anderen Morgen früh aufstehen, weil mir der Arzt die orthopädische Halskrause abnehmen will.

Ich frage Mikhail, ob ich ihn ein Stück mitnehmen dürfe, aber er lehnt ab, er müsse noch ein wenig gehen, weil er in dieser Nacht so große Sehnsucht nach Esther habe. Wir verlassen die Gruppe und gehen zu einem Boulevard, um dort ein Taxi anzuhalten.

»Ich glaube, Esther hat recht«, sage ich. »Wenn man seine eigene Geschichte erzählt, befreit man sich dann nicht von ihr?«

»Ich bin frei. Aber beim Erzählen begreift man auch −und darin liegt das Geheimnis −, daß einige Geschichten in der Mitte unterbrochen wurden. Diese Geschichten bleiben gegenwärtiger, und solange wir das Kapitel nicht abschließen, können wir nicht zum nächsten übergehen.«

Mir fällt ein, daß ich im Internet einen Text dazu gelesen habe, der mir zugesprochen wird, obwohl ich ihn nicht geschrieben habe:

Deshalb ist es so wichtig, bestimmte Dinge gehen zu lassen. Loszulassen. Sich zu lösen. Niemand spielt in diesem Leben mit gezinkten Karten. Manchmal gewinnen wir, manchmal verlieren wir auch. Erwarte nicht, etwas zurückzubekommen, erwarte nicht, daß man deine Bemühungen anerkennt, dein Genie entdeckt, deine Liebe begreift. Zyklen beenden. Nicht aus Stolz, Unfähigkeit oder Hochmut, sondem einfach nur, weil sie nicht mehr in dein Leben passen. Schließe die Tür, lege eine andere Platte auf, räum dein Haus auf, schüttele den Staub aus. Höre auf zu sein, der du warst, und werde der, der du bist.

Aber es ist wichtiger, auf das einzugehen, was Mikhail gerade gesagt hat:

»Was sind unterbrochene Geschichten‹?«

»Esther ist nicht hier. An einem bestimmten Punkt konnte sie den Prozeß, der darin besteht, alle Trauer aus sich herauszulassen und der Freude zu erlauben zurückzukehren, nicht zu Ende führen. "Warum? Weil ihre Geschichte, genau wie die von Millionen von Menschen, an der Energie der Liebe festgemacht ist. Sie kann sich nicht allein entwickeln: Entweder hört sie auf zu lieben, oder sie wartet darauf, daß ihr Geliebter sie einholt.

In den gescheiterten Ehen ist, wenn einer aufhört, weiterzugehen, der andere gezwungen, es ihm gleichzutun. Und während er wartet, stellen sich Geliebte, Wohltätigkeitsorganisationen, übertriebene Sorgen um die Kinder, Arbeitssucht usw. ein. Es wäre sehr viel einfacher, offen darüber zu reden, nicht lockerzulassen, es herauszuschreien: »Laß uns weitermachen, wir sterben vor Langeweile, vor Sorge, vor Angst!«

»Sie meinen also, Esther gelinge es meinetwegen nicht, den Prozeß der Befreiung von der Trauer voranzubringen.«

»Das habe ich nicht gesagt: Ich glaube nicht, daß ein Mensch dem anderen Schuld zuweisen darf, unter gar keinen Umständen. Ich habe ja bereits gesagt, daß sie die Wahl hat, entweder aufzuhören, Sie zu lieben, oder etwas zu tun, damit Sie sie einholen.«

»Und genau das tut sie.«

»Ich weiß. Aber wenn es nach mir ginge, würden wir erst zu ihr gehen, wenn ›die Stimme‹ es erlaubt.«

»Das wär's, die orthopädische Halskrause verschwindet aus Ihrem

Leben − hoffentlich für immer. Bitte vermeiden Sie heftige Bewegungen, denn die Muskeln müssen sich erst wieder daran gewöhnen, sich zu bewegen. − Was ist übrigens aus dem Mädchen mit den Prophezeiungen geworden?«

»Was für ein Mädchen? Was für Prophezeiungen?«

»Haben Sie mir nicht im Krankenhaus gesagt, daß jemand eine Stimme gehört habe, die gesagt haben soll, etwas würde passieren?«

»Das war kein Mädchen. Und Sie haben mir im Krankenhaus auch versprochen, Sie würden sich über Epilepsie informieren.«

»Ich habe mit einem Spezialisten gesprochen und ihn gefragt, ob er ähnliche Fälle kenne. Seine Antwort hat mich etwas überrascht − aber die Medizin hat nun mal ihre Geheimnisse. Erinnern Sie sich an die Geschichte von dem, der losgeht, um fünf Äpfel zu kaufen, und mit zweien wiederkommt?«

»Ja: Er kann welche verloren, sie verschenkt haben, oder sie waren teurer, und so weiter. Keine Angst, ich weiß, worauf Sie hinauswollen: Es gibt für nichts eine einzige und eindeutige Antwort. Vorab eine Frage: Litt Johanna von Orleans an Epilepsie?«

»Mein Freund hat sie in unserem Gespräch ebenfalls erwähnt. Johanna von Orleans begann im Alter von dreizehn Jahren, Stimmen zu hören. Ihre Aussagen belegen, daß sie Lichter sah − was Symptome eines Anfalls sind. Der Neu-1 rologin Dr. Lydia Bayne zufolge wurden die ekstatischen Erfahrungen der heiligen Kriegerin von etwas ausgelöst, was wir musikogene Epilepsie nennen, eine Form der Epilepsie, die von einer bestimmten Musik hervorgerufen wird: Im Falle Johannas war es der Klang der Glocken. Hatte der junge Mann vor Ihren Augen einen Anfall?«

»Ja.«

»War Musik zu hören?«

»Daran kann ich mich nicht erinnern. Doch selbst wenn, das Klappern des Bestecks und der Lärm der Gespräche hätten sie übertönt.«

»Wirkte er angespannt?«

»Sehr.«

»Das ist ein anderer Auslöser. Der Befund ist schon viel länger bekannt: Bereits in Mesopotamien gibt es äußerst genaue Texte über das, was man später ›Fallsucht‹ nannte. Unsere Vorfahren glaubten, die damit verbundenen Konvulsionen würden von Dämonen ausgelöst, die sich des Körpers eines Menschen bemächtigten. Erst viel später hat der Grieche Hippokrates die Konvulsionen mit einer zerebralen Dysfunktion in Zusammenhang gebracht. Dennoch sind

Epileptiker noch heute Opfer von Vorurteilen.«

»Zweifellos. Als es passierte, war ich auch entgeistert.«

»Als Sie mir von der Prophezeiung erzählten, habe ich meinen Freund gebeten, seine Suche darauf zu konzentrieren. Er meinte, die meisten Wissenschaftler seien sich einig, daß die Epilepsie niemandem größere oder kleinere Kräfte verleiht, obwohl viele bekannte Menschen Epileptiker sind. Dennoch haben die berühmten Epileptiker dazu beigetragen, daß die Anfälle eine ›mystische Aura‹ bekamen.«

»Berühmte Epileptiker − wer denn?«

»Napoleon, Alexander der Große, Dante. Ich könnte die Liste beliebig fortsetzen. Doch Sie hat dieser junge Mann mit seinen Prophezeiungen verwirrt. Wie heißt er denn?«

»Sie kennen ihn nicht, und draußen wartet bestimmt gleich der nächste Patient, wie wäre es also, wenn Sie schnell mit der Erklärung fortfahren?«

»Wissenschaftler, die die Bibel studiert haben, behaupten, der Apostel Paulus sei Epileptiker gewesen. Sie stützen ihre Behauptung auf die Tatsache, daß er auf der Straße nach Damaskus ein strahlendes Licht neben sich gesehen habe, das ihn zu Boden warf, blendete und tagelang unfähig machte, Nahrung zu sich zu nehmen. In der medizinischen Literatur heißt diese Epilepsieform ›Temporallappenepilepsie‹.«

»Ich nehme an, die Kirche ist mit dieser Auslegung nicht einverstanden.«

»Ich denke, auch ich bin damit nicht einverstanden, aber die medizinische Literatur sagt das. Es gibt auch Epileptiker, die ihre selbstzerstörerische Seite entwickeln, wie es bei van Gogh der Fall war: Er beschrieb seine Konvulsionen als ›innere Stürme‹. In Saint-Rémy, wo er im Krankenhaus war, hat ein Krankenpfleger einen seiner Anfälle miterlebt und beschrieben.«

»Andererseits ist es ihm mit seinen Bildern gelungen, seine Selbstzerstörung in eine Rekonstruktion der Welt umzuwandeln.«

»Es wird vermutet, Lewis Carroll habe in ›Alice im Wunderland‹ seine eigenen Erfahrungen mit der Krankheit beschrieben. Alice' Sturz in ein schwarzes Loch am Anfang seines Buches ist den meisten Epileptikern als Phänomen vertraut. Während ihrer Wanderung durch das Wunderland sieht Alice häufig Dinge herumfliegen und fühlt sich ganz leicht − eine weitere genaue Beschreibung der Auswirkung gen eines Anfalls.«

»So gesehen, scheinen Epileptiker eine Neigung zur Kunst zu haben.«

»Keineswegs: Künstler werden eher bekannt, und daher werden Künstlertum und Epilepsie miteinander in Verbindung gebracht. In der Literaturgeschichte wimmelt es von Schriftstellern, bei denen die Diagnose entweder angenommen oder bestätigt wurde: Moliere, Edgar Allan Poe, Flaubert. Dostojewski) hatte seinen ersten Anfall mit neun Jahren und sagt darüber, daß die Anfälle ihm Augenblicke großen inneren Friedens und Augenblicke tiefster Depression beschert hätten. Bitte lassen Sie sich nicht beeindrukken, und fangen Sie bloß nicht an zu glauben, daß Sie nach dem Unfall auch Epileptiker werden könnten. Ich kann mich an keinen Fall von Epilepsie erinnern, der von einem Moped ausgelöst worden wäre.«

»Ich sagte bereits, daß es um jemanden geht, den ich kenne.«

»Gibt es diesen jungen Mann mit den Prophezeiungen denn wirklich, oder haben Sie das alles nur erfunden, weil Sie meinen, Sie seien ohnmächtig geworden, als Sie vom Bürgersteig heruntergingen?«

»Ganz im Gegenteil: Ich hasse es, Symptome von Krankheiten zu kennen. Immer wenn ich ein medizinisches Buch lese, fange ich an, alles zu fühlen, was dort beschrieben wird.«

»Nehmen Sie mir bitte nicht übel, was ich Ihnen jetzt sage: Ich glaube, dieser Unfall hat Ihnen sehr gutgetan. Sie wirken ruhiger, weniger obsessiv. Selbstverständlich hilft uns die Nähe des Todes immer, besser zu leben: Das hat Ihre Frau mir gesagt, als sie mir einen blutbefleckten Stofffetzen gab, den ich seither immer bei mir trage − obwohl ich als Arzt dem Tod tagtäglich nahe bin.«

»Hat sie Ihnen erklärt, warum sie Ihnen den Stoff gegeben hat?«

»Sie hat sehr schmeichelhafte Worte benutzt, um zu beschreiben, wie ich meinen Beruf ausübe. Sie sagte, ich sei fähig, Technik mit Intuition zu verbinden, Disziplin mit Liebe. Sie erzählte mir, ein Soldat habe sie sterbend gebeten, sein Hemd zu nehmen und zu zerschneiden und die Stoffetzen mit anderen Menschen zu teilen, die ehrlich versuchten, die Welt so zu zeigen, wie sie ist. Ich nehme an, wegen der Bücher, die Sie geschrieben haben, besitzen Sie auch ein Stück von diesem Stoff.«

»Nein.«

»Und wissen Sie, wieso nicht?«

»Ja. Oder besser gesagt, ich bin dabei, es herauszufinden.«

»Erlauben Sie mir einen Rat, nicht nur als Ihr Arzt, sondern auch als Ihr Freund. Wenn dieser junge Epileptiker sagt, er könne die Zukunft voraussehen, dann versteht er nichts von Medizin.«

Zagreb, Kroatien.

Morgens um halb sieben.

Marie und ich stehen an einem gefrorenen Brunnen. Dieses Jahr weigert sich der Frühling zu kommen. Wahrscheinlich kommt nach dem Winter gleich der Sommer. In der Mitte des Brunnens ist eine Säule mit einer Statue darauf.

Ich habe den ganzen Nachmittag Interviews gegeben und ertrage es nicht mehr, über das neue Buch zu reden. Ob meine Frau das Buch gelesen habe (meine Antwort: Ich weiß es nicht); ob ich mich von der Kritik ungerecht behandelt fühle (Wie bitte?); ob ›Zerreißen hat seine Zeit, Zunähen hat seine Zeit‹ bei meinem Publikum so etwas wie einen Schock ausgelöst habe, da ich darin mein Leben ziemlich offen darlege (Ein Schriftsteller kann nur über das schreiben, was er selbst erlebt hat); ob das Buch verfilmt werde (ich sage zum tausendsten Mal, daß sich der Film im Kopf des Lesers abspielt und daß ich den Verkauf von weiteren Filmrechten an meinen Büchern untersagt habe); was ich über die Liebe dächte, warum ich über Liebe schriebe, was man tun müsse, um in der Liebe glücklich zu sein, Liebe, Liebe ...

Nach den Interviews Abendessen mit den Verlegern − das gehört zum Ritual. Am Tisch immer die wichtigen Persönlichkeiten der Stadt, die mich jedesmal, wenn ich die Gabel zum Mund führe, unterbrechen, zumeist mit der Frage: »Woher nehmen Sie Ihre Inspiration?« Ich versuche zu essen, muß jedoch nett sein, mich unterhalten, meine Rolle als Prominenter spielen, ein paar interessante Geschichten erzählen, einen guten Eindruck hinterlassen. Mein Verleger ist ein Held, er weiß nie, ob das Buch ein Erfolg wird, er könnte Bananen oder Seife verkaufen − das wäre sicherer. Verleger sind nicht eitel, haben kein übergroßes Ego, sie protestieren nicht, wenn eine Signierstunde ungenügend beworben wurde oder meine Bücher in dieser oder jener Buchhandlung fehlen.

Nach dem Abendessen die übliche Tour: Sie wollen mir alles zeigen − Denkmäler, historische Stätten, die Bars, die gerade angesagt sind. Immer mit einem Fremdenführer, der absolut alles weiß, meinen Kopf mit Informationen vollstopft, so daß ich mir a) den Anschein von jemand geben muß, der sehr aufmerksam zuhört, und b) mir von Zeit zu Zeit eine Frage einfallen lassen sollte, um mein Interesse zu zeigen. Auf meinen Lesereisen habe ich fast alle Denkmäler, Museen, historischen Stätten der vielen Orte kennengelernt, in die ich kam − kann mich aber an fast nichts erinnern. Was bleibt, sind die unerwarteten Dinge, die Begegnungen mit den Lesern, die Bars, die Straßen, durch die ich aufs Geratewohl gewandert bin, wie ich um eine Ecke bog und plötzlich etwas Wunderbares sah.

Ich habe vor, eines Tages einen Reiseführer herauszugeben, nur mit Landkarten und Hoteladressen, dessen restliche Seiten leer sind: Die Menschen wären so gezwungen, ihre Routen selber zu planen, selber

die Restaurants, die Denkmäler und all die Sehenswürdigkeiten zu entdecken, die es in jeder Stadt gibt, die aber nie erwähnt werden.

Ich war zuvor schon in Zagreb gewesen. Und dieser Brunnen ist − obwohl er in keinem Reiseführer steht − für mich wichtiger als alles, was es sonst hier zu sehen gibt: weil er schön ist, weil ich ihn zufällig entdeckt habe und er mit einer Geschichte aus meinem Leben verbunden ist. Vor vielen Jahren, als ich jung war und die Welt auf der Suche nach Abenteuern durchstreifte, habe ich mich mit einem kroatischen Maler auf diesem Platz an den Brunnen gesetzt. Ich wollte in Richtung Türkei Weiterreisen, er nach Hause. Wir haben uns hier verabschiedet, zwei Flaschen Wein geleert und über alles geredet, was wir zusammen erlebt hatten −und über Religion, Frauen, Musik, Hotelpreise, Drogen. Wir redeten über alles, nur nicht über die Liebe, denn wir liebten, ohne darüber reden zu müssen.

Nachdem der Maler sich auf den Heimweg gemacht hatte, lernte ich ein Mädchen kennen − wir waren drei Tage lang zusammen, liebten uns mit aller Intensität, denn wir wußten beide, daß uns nur wenig Zeit blieb. Durch sie habe ich Einblick in die Seele dieses Volkes bekommen, und ich habe das Mädchen nie vergessen, so wie ich auch diesen Brunnen und den Abschied von meinem Reisegefährten nie vergessen werde.

Aus diesem Grund habe ich nach den Interviews, den Autogrammen, dem Abendessen, der Denkmälertour meine Verleger mit der Bitte verrückt gemacht, mich zu diesem Brunnen zu bringen. Sie kannten ihn nicht und wußten nicht, wo er sich befindet, und mir war nicht klar, wie viele Brunnen es in Zagreb gibt. Wir fanden ihn nach fast einstündiger Suche. Ich bat um noch eine Flasche Wein, und dann verabschiedeten Marie und ich uns von den andern und setzten uns an den Brunnen. Schweigend hielten wir uns umschlungen, tranken und warteten auf den Sonnenaufgang.

»Du bist immer zufriedener geworden«, sagt Marie in die Stille hinein, den Kopf an meiner Schulter.

»Weil ich versuche zu vergessen, wer ich bin. Oder besser gesagt, weil ich nicht mehr das Gewicht meiner ganzen Geschichte mit mir herumzuschleppen brauche.«

Ich erzähle ihr von Mikhails Gespräch mit dem Nomaden.

»Bei uns Schauspielern ist es ähnlich. Mit jeder neuen Rolle müssen wir aufhören, zu sein, wer wir sind, um die Figur zu leben. Aber am Ende sind wir verwirrt und neurotisch. Glaubst du wirklich, daß es eine gute Idee ist, seine persönliche Geschichte aufzugeben?«

»Hast du nicht eben gesagt, es ginge mir immer besser?«

»Ich finde, du bist weniger egoistisch. Ich war froh, all diese

aufgeregten Leute loszuwerden, diesen Brunnen zu finden. Aber das widerspricht doch dem, was du mir gerade gesagt hast, der Brunnen ist Teil deiner Vergangenheit.«

»Für mich ist er ein Symbol. Ich schleppe ihn aber nicht ständig in Gedanken mit mir herum, habe keine Fotos von ihm gemacht, um sie Freunden zu zeigen, ich vermisse auch den Maler nicht, von dem ich mich hier verabschiedet habe, und auch nicht das Mädchen, in das ich hier einmal verliebt war. Es tut gut, ein zweites Mal hierherzukommen − aber an dem, was ich erlebt habe, hätte sich nichts geändert, wäre ich nicht wieder hergekommen.«

»Ich verstehe, was du meinst.«

»Schön.«

»Aber es macht mich traurig, weil es mir sagt, daß du weggehen wirst. Daß du gehen würdest, wußte ich von dem Augenblick an, an dem wir uns das erste Mal gesehen haben, dennoch fällt es mir schwer. Du bist schon ein Teil meines Lebens geworden.«

»Genau das ist das Problem: Teil vom Leben eines anderen zu werden.«

»Aber es ist menschlich.«

»Die Frau, die ich geheiratet habe, ist deshalb zu meinem Zahir geworden. Bis zu dem Tag, an dem ich den Unfall hatte, war ich überzeugt, daß ich nur mit ihr glücklich sein könne, aber nicht, weil ich sie mehr als alles und alle liebte. Sondern weil ich glaubte, daß nur sie mich verstand, meinen Geschmack kannte, meine Macken, meine Sicht der Welt. Ich war dankbar für das, was sie für mich getan hatte. Ich war gewohnt, die Welt mit ihren Augen zu sehen. Erinnerst du dich an die Geschichte von den zwei Männern, die aus dem brennenden Wald kommen und von denen einer ein ganz verrußtes Gesicht hat?«

Sie hob den Kopf von meiner Schulter. Ich sah, daß sie Tränen in den Augen hatte.

»Nun, die Welt war für mich genau dies«, fuhr ich fort. »Ein Widerschein von Esthers Schönheit. Ist das Liebe? Oder ist das Abhängigkeit?«

»Ich weiß nicht. Ich glaube, Liebe und Abhängigkeit gehen Hand in Hand.«

»Das mag sein. Aber nehmen wir einmal an, ich hätte anstatt das Buch ›Zerreißen hat seine Zeit, Zunähen hat seine Zeit‹ zu schreiben, das in Wahrheit nur ein langer Brief an eine Frau ist, die sich in der Ferne befindet, einen anderen Weg gewählt. Wie beispielsweise diesen:

Ein Mann und eine Frau sind seit zehn Jahren zusammen. Früher liebten sie sich jeden Tag, jetzt lieben sie sich nur noch einmal pro Woche, aber das hat keine Bedeutung: Es gibt ein inneres Einvernehmen, gegenseitige Unterstützung, Kameradschaft. Er ist traurig, wenn er allein zu Abend essen muß, weil sie einmal später von der Arbeit nach Hause kommt. Sie ist traurig, wenn er verreist, versteht aber, daß dies zu seinem Beruf gehört. Sie spüren, daß etwas zu fehlen beginnt, aber als erwachsene, reife Menschen wissen sie um die Wichtigkeit einer stabilen Beziehung − und sei es nur wegen der Kinder. Sie widmen sich immer mehr ihrer Arbeit und den Kindern, denken immer weniger an ihre Beziehung, der es scheinbar gutgeht, dennnoch gibt es weder einen anderen Mann noch eine andere Frau in ihrem Leben.

Sie merken, daß etwas falsch läuft. Es gelingt ihnen nicht, das Problem festzumachen. Im Laufe der Zeit werden sie immer abhängiger voneinander. Dann kommt das Alter, und mit ihm schwinden die Möglichkeiten, ein neues Leben anzufangen. Sie suchen immer neue Beschäftigungen − Lesen, Sticken, Fernsehen, Freunde −, aber das Gespräch während des Abendessens oder nach dem Abendessen findet weiterhin statt. Er ist schnell gereizt, sie wird immer schweigsamer. Beide wissen, daß sie sich immer weiter voneinander entfernt haben, aber keiner weiß, wieso. Sie kommen zu dem Schluß, daß genau das eben in einer Ehe passiert, weigern sich aber, mit ihren Freunden darüber zu reden, geben das Bild eines glücklichen Paars, das sich gegenseitig stützt, dieselben Interessen hat. Es taucht hier ein Geliebter, dort eine Geliebte auf, nichts Ernstes selbstverständlich. Wichtig, notwendig, entscheidend ist, so zu tun, als wäre nichts. Um etwas zu ändern, ist es zu spät.«

»Diese Geschichte kenne ich, obwohl ich sie selber nie erlebt habe. Und ich denke, wir werden unser ganzes Leben lang dazu abgerichtet, solche Situationen zu ertragen.«

Ich ziehe meinen Mantel aus und steige auf den Brunnenrand. Sie fragt, was ich vorhätte.

»Komm mit zur Säule.«

»Unsinn. Es ist schon Frühling, die Eisschicht ist bestimmt nur ganz dünn.«

»Ich muß bis dorthin gehen.«

Ich setze einen Fuß auf, die Eisschicht bewegt sich, zerbricht aber nicht. Und während die Sonne aufgeht, treibe ich eine Art Spiel mit Gott: Wenn es mir gelingen sollte, bis zur Säule und zurück zu kommen, ohne daß das Eis bricht nehme ich dies als Zeichen dafür, daß ich auf dem rechten Weg bin, daß Seine Hand mich dorthin führt,

wohin ich gehen soll.

»Du wirst ins Wasser fallen.«

»Na und? Mir kann allenfalls kalt werden, aber das Hotel ist ganz in der Nähe, und ich werde nicht lange frieren.«

Ich setze den anderen Fuß auf: Jetzt bin ich mitten im Brunnen. Das Eis löst sich am Rand, etwas Wasser schwappt an die Oberfläche, doch das Eis bricht nicht. Ich gehe auf die Säule zu, Hin- und Rückweg sind zusammen vier Meter, ich könnte ein kaltes Bad nehmen. Doch ich darf nicht an das denken, was passieren könnte: Ich habe bereits den ersten Schritt getan, jetzt muß ich bis zum Ende gehen.

Ich gehe, erreiche die Säule, berühre sie mit der Hand, höre es knacken, aber befinde mich noch auf dem Eis. Mein erster Impuls ist zurückzulaufen, aber etwas sagt mir, daß meine Schritte dadurch fester, schwerer würden und ich ins Wasser fallen würde. Ich muß langsam, im gleichen Rhythmus zurückgehen.

Vor mir geht die Sonne auf, sie blendet mich etwas, ich sehe nur Maries Umrisse und die der Häuser und Bäume. Die Eisdecke bewegt sich immer mehr, am Rand schwappt Wasser hoch und überschwemmt die Eisoberfläche, aber ich weiß − habe die absolute Gewißheit − daß es mir gelingen wird, anzukommen. Denn ich bin mit dem Tag, mit meiner Wahl, im Einklang, kenne die Grenzen des gefrorenen Wassers, kann mit ihm umgehen, es bitten, mir zu helfen, mich nicht fallen zu lassen. Ich gerate in eine Art Trance, eine Euphorie − bin wieder Kind, mache verbotene, unsinnige Dinge. Aber es bringt mir ungeheuren Spaß! Welch eine Freude! Verrückte Pakte mit Gott, von der Sorte ›Wenn ich dies schaffe, wird jenes passieren‹, Zeichen, die nicht durch Äußeres hervorgerufen werden, sondern durch den Instinkt, die Fähigkeit, die alten Regeln zu vergessen und Neues zu schaffen.

Ich bin dankbar, daß ich Mikhail kennengelernt habe, den Epileptiker, der Stimmen zu hören glaubt. Auf der Suche nach meiner Frau bin ich ihm begegnet und habe schließlich eingesehen, daß ich zu einem blassen Abglanz meiner selbst geworden war. Ist Esther immer noch wichtig? Ich denke schon, ihre Liebe hat in einem bestimmten Augenblick mein Leben verändert und verändert mich jetzt. Meine Geschichte war alt, immer schwerer zu tragen, zu ernst geworden, als daß ich mir noch erlaubte, Risiken einzugehen wie das, einen vereisten Brunnen zu überqueren, mit Gott zu wetten, ein Zeichen zu erzwingen. Ich hatte vergessen, daß der Jakobsweg immer wieder gegangen werden, daß überflüssiges Gepäck abgeworfen werden muß und daß man nur das behalten soll, was man zum täglichen Leben braucht. Daß man die Energie der Liebe frei fließen lassen muß, von außen nach innen, von innen nach außen.

Erneutes Knacken, ein Riß tut sich auf − dennoch weiß ich, daß ich es schaffen werde, denn ich bin leicht, federleicht, ich könnte sogar auf einer Wolke gehen und würde nicht auf die Erde hinabstürzen. Ich trage jetzt nicht mehr das Gewicht des Ruhmes, all dessen, was man uns immer erzählt, was man uns immer vorschreibt − ich bin durchlässig, lasse die Sonnenstrahlen meinen Körper durchdringen und meine Seele erleuchten. Ich begreife, daß es in mir noch viele dunkle Bereiche gibt, aber sie werden ganz allmählich, beharrlich und mutig gereinigt werden.

Noch ein Schritt, und mir fällt der Briefumschlag auf meinem Tisch in Paris ein. Bald schon werde ich ihn öffnen, und anstatt auf unsicherem Eis zu gehen, werde ich den Weg einschlagen, der mich zu Esther führen wird. Ich gehe nicht mehr zu ihr, weil ich sie an meiner Seite haben möchte − sie ist frei, dort zu bleiben, wo sie jetzt ist. Nicht mehr, weil ich Tag und Nacht von meinem Zahir träume; die zerstörerische Liebesbesessenheit scheint verschwunden zu sein. Und auch nicht mehr, weil die gemeinsame Vergangenheit Gewohnheit ist und ich sie nicht aufgeben will.

Noch ein Schritt, erneutes Knacken, doch der rettende Brunnenrand ist nah.

Ich werde den Umschlag öffnen und zu ihr gehen. Denn wie Mikhail sagt: Diese Geschichte muß ein Ende haben. Wenn alles erzählt und viele Male wiedererzählt wurde, wenn die Augenblicke, die ich erlebt, die Schritte, die ich ihretwegen getan habe, zu ferner Erinnerung geworden sind, dann wird einfach nur noch die reine Liebe übrig sein. Ich werde nicht mehr das Gefühl haben, daß ich ihr etwas »schulde«, ich werde nicht glauben, daß ich sie brauche, nur weil sie fähig ist, mich zu verstehen, oder weil ich mich an sie gewöhnt habe, weil sie meine Fehler, meine Vorzüge kennt, weil sie weiß, daß ich vor dem Schlafengehen gern Toast esse, wenn ich aufwache, gern die internationalen Nachrichten im Fernsehen sehe, gern Bücher über das Bogenschießen lese, weil sie die Stunden kennt, die ich vor dem Computer verbringe, meinen Ärger, wenn das Dienstmädchen mehrfach zum Essen ruft.

All das wird nicht mehr da sein. Bleiben wird die Liebe, die den Himmel, die Gestirne, die Menschen, die Blumen, die Insekten bewegt und alle dazu bringt, über das gefährliche Eis zu gehen, die Liebe, die uns mit Freude und Angst erfüllt, allem einen Sinn verleiht.

Ich berühre den steinernen Brunnenrand, eine Hand streckt sich mir entgegen, ich halte sie fest. Marie hilft mir, das Gleichgewicht zu halten und hinunterzusteigen.

»Ich bin stolz auf dich. Ich hätte das nie gemacht.«

»Ich glaube, ich hätte es vor kurzem auch nicht getan − es erscheint so kindisch, verantwortungslos, unnötig, unmotiviert. Doch dies ist die Zeit meiner Wiedergeburt, und dazu gehört, daß ich Neues riskiere.«

»Das Morgenlicht tut dir gut: Du sprichst wie ein Weiser.«

»Weise Menschen würden nie tun, was ich gerade getan habe.«

Ich muß einen Text für eine Zeitschrift schreiben, der ich einen Gefallen schulde. Ich habe Hunderte, Tausende von Ideen, aber ich weiß nicht, für welche ich mich entscheiden soll.

Vor diesem Dilemma stehe ich nicht zum ersten Mal, aber jetzt habe ich das Gefühl, schon alles Wichtige gesagt zu haben. Vergangenes hat seine Bedeutung verloren, ich bin nicht mehr sicher, wer ich eigentlich bin.

Ich gehe ans Fenster, schaue auf Paris hinunter, versuche mir einzureden, daß ich ein Mann bin, der sich beruflich verwirklicht hat, nichts weiter beweisen muß, sich in ein Haus in den Bergen zurückziehen kann, um den Rest seines Lebens mit Lesen, Wandern und Gesprächen über Restaurants und Essen und über das Wetter zu verbringen. Ich sage mir immer wieder, daß ich erreicht habe, was nur wenige Schriftsteller erreicht haben − in fast alle Sprachen übersetzt zu sein. Warum mich also wegen eines einfachen Textes für eine Zeitschrift quälen, so wichtig dies auch sein mag?

Wegen der ›Gefälligkeitsbank‹. Es hilft nichts, ich muß schreiben, aber was werde ich den Leuten sagen? Daß sie vergessen sollen, was man ihnen immer erzählt, und mehr riskieren sollen?

Alle werden antworten: ›Ich bin doch schon unabhängig, ich tue das, was ich will.‹

Daß sie die Energie der Liebe ganz frei fließen lassen sollen?

Sie werden antworten: ›Ich liebe doch. Ich liebe jedesmal mehr‹, als könnten sie die Liebe messen wie einen Schienenabstand, wie die Höhe eines Gebäudes oder wie die Menge Hefe, die man braucht, um einen Kuchen zu backen.

Ich kehre an den Tisch zurück. Mikhails Umschlag liegt geöffnet da, ich weiß jetzt, wo Esther sich befindet. Als nächstes muß ich herausbekommen, wie man dorthin kommt. Ich rufe Mikhail an, erzähle ihm die Geschichte vom Brunnen. Er findet sie wunderbar. Ich frage ihn, was er heute abend vorhat, er sagt mir, er werde mit Lucrecia, seiner Freundin, ausgehen. Ob ich sie beide zum Abendessen einladen dürfe? Er lehnt ab. Heute nicht, aber nächste Woche könnten wir, falls ich Lust hätte, mit seinen Freunden ausgehen. Ich sage ihm,

nächste Woche stehe ein Vortrag in den USA an. Es eilt ja nicht, meint er beruhigend, dann warten wir eben zwei Wochen.

»Sie werden eine Stimme gehört haben, die Sie aufgefordert hat, über das Eis zu gehen«, sagt er.

»Nein, ich habe keine Stimme gehört.«

»Aber warum haben Sie es dann getan?«

»Weil ich das Gefühl hatte, es tun zu müssen.«

»Nun, das ist eine andere Art, ›die Stimme‹ zu hören.«

»Ich habe mit Gott gewettet. Wenn es mir gelingen sollte, das Eis zu überqueren, würde das ein Zeichen dafür sein, daß ich bereit bin. Ich denke, ich bin bereit.«

»Dann hat Ihnen ›die Stimme‹ das Zeichen gegeben, das Sie brauchten.«

»Und hat Ihnen ›die Stimme‹ hierzu etwas gesagt?«

»Nein. Aber das braucht sie auch nicht: Als wir am Ufer der Seine entlangspazierten und ich davon sprach, daß mir ›die Stimme‹ gesagt habe, die Zeit sei noch nicht gekommen, bin ich davon ausgegangen, daß sie Ihnen den rechten Zeitpunkt anzeigen würde.«

»Ich sagte doch schon, daß ich keine Stimme gehört habe.«

»Das glauben Sie. Alle glauben das. Dennoch hören alle ständig Stimmen, jedenfalls sagt mir ›es‹ das immer wieder. Die Stimmen machen uns auf die Zeichen aufmerksam, verstehen Sie?«

Ich will mit ihm jetzt nicht diskutieren. Ich möchte nur ganz praktische Dinge erfahren: beispielsweise, wo man ein Auto mieten kann, wie lange die Reise dauert, wie man das Haus findet, denn außer der Landkarte habe ich nur wenige, sehr ungenaue Angaben − dem Ufer eines bestimmten Sees folgen, das Schild eines Unternehmens suchen, rechts ab* biegen usw. Vielleicht kennt er jemanden, der mir helfen kann.

Wir verabreden uns. Mikhail bittet mich, so diskret wie möglich gekleidet zu sein − der ›Stamm‹ werde durch Paris pilgern.

Ich frage, was der ›Stamm‹ sei. »Das sind die Leute, die mit mir im Restaurant arbeiten«, antwortet er, ohne das näher auszuführen. Ich frage ihn, ob ich ihm etwas aus den USA mitbringen solle, er wünscht sich ein bestimmtes Medikament gegen Sodbrennen. Ich finde zwar, daß es viel interessantere Dinge gibt, notiere mir aber seine Bitte.

Und die Kolumne für die Zeitung?

Ich kehre an den Tisch zurück, bin mit den Gedanken bei dem, was ich schreiben werde, als mein Blick wieder auf den geöffneten

Umschlag fällt. Letztlich hat mich nicht überrascht, was ich darin gefunden habe. Im Grunde hatte ich nach den Treffen mit Mikhail nichts anderes erwartet.

Esther ist in der Steppe, in einem kleinen Dorf in Zentralasien, genauer gesagt, in einem Dorf in Kasachstan.

Ich habe es jetzt nicht mehr eilig. Ich gehe weiter immer wieder meine Geschichte durch, fühle mich geradezu getrieben, sie Marie in allen Einzelheiten zu erzählen. Marie hat sich entschlossen, das gleiche zu tun, und es scheint ihr gutzutun: Sie wirkt sicherer, überhaupt nicht kleinmütig.

Ich weiß nicht, warum ich Esther unbedingt finden will, da meine Liebe zu Marie jetzt mein Leben erleuchtet, mich neue Dinge lehrt, und dabei könnte ich es belassen. Aber ich habe Mikhails Rat beherzigt − ›die Geschichte muß zu Ende gebracht werden‹ − und entschließe mich zu fahren. Ich weiß, daß ich herausfinden werde, in welchem Stadium unserer Ehe wir im Eis eingebrochen und dann beide im kalten Wasser weitergegangen sind, als wäre nichts passiert. Ich weiß, daß ich dies herausfinden werde, bevor ich jenes Dorf erreiche, entweder um einen Zyklus abzuschließen oder um ihn noch zu verlängern.

Die Zeitungskolumne! Ist Esther etwa wieder zu meinem Zahir geworden, der verhindert, daß ich mich auf etwas anderes konzentriere?

Mitnichten: Wenn ich etwas ganz dringend tun muß, was Kreativität erfordert, dann reagiere ich immer so − ich werde fast hysterisch, möchte schon aufgeben, und dann offenbart sich der Text. Ich habe schon versucht, anders vorzugehen und meine Texte lange vor dem Abgabetermin zu schreiben, aber es scheint, als funktioniere meine Phantasie nun einmal nur unter ungeheurem Druck. Ich darf die ›Gefälligkeitsbank‹ nicht verärgern, muß drei Seiten schikken über − man stelle sich vor: die Probleme zwischen Mann und Frau. Ausgerechnet ich! Aber die Verleger sind der Meinung, der Autor von ›Zerreißen hat seine Zeit, Zunähen hat seine Zeit‹ müsse sich gut in Seelendingen auskennen.

Ich versuche ins Internet zu gehen, doch es klappt nicht. Seit ich das Modem zertrampelt habe, hat es nicht mehr funktioniert. Die diversen Techniker, die ich herbestellt habe, versicherten mir alle, am Computer könne es nicht liegen, der sei hervorragend. Sie testeten ihn eine halbe Stunde lang, änderten Konfigurationen und entschieden, das Problem liege nicht bei mir, sondern beim Server. Inzwischen nehme ich es hin, daß die Technologie stärker und mächtiger ist als ich und nur dann arbeitet, wann sie will, und man sonst lieber einfach Zeitung liest, spazierengeht und abwartet, daß sich die Laune der Serverleitungen,

der Telefonanschlüsse bessert und sie beschließen, wieder zu funktionieren. Ich bin nicht ihr Herr, statt dessen habe ich herausgefunden, daß sie ein Eigenleben haben.

Trotzdem versuche ich es noch zwei- oder dreimal, auch wenn ich weiß, daß ich die Recherche ebensogut gleich aufgeben kann. Das Internet, die größte Bibliothek der Welt, hat in diesem Augenblick seine Tore für mich geschlossen. Vielleicht sollte ich Zeitschriften lesen, um mich inspirieren zu lassen? Ich nehme mir eine, die heute mit der Post gekommen ist, lese ein merkwürdiges Interview mit einer Frau, die gerade ein Buch über − was wohl? − die Liebe herausgebracht hat. Das Thema scheint mich zu verfolgen.

Die Journalistin fragt, ob die einzige Möglichkeit des Menschen, glücklich zu werden, im geliebten Menschen liege. Die Frau sagt nein:

›Die Vorstellung, daß Liebe glücklich macht, ist eine moderne Erfindung vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Seither glauben die Menschen immer mehr, daß die Liebe ewig währt und die Ehe der beste Ort ist, sie zu leben. In der Vergangenheit herrschte im Hinblick auf die Langlebigkeit der Leidenschaft kein so großer Optimismus. Die Geschichte von Romeo und Julia ist keine mit Happy-End, sondern eine Tragödie. In den letzten Jahrzehnten sind die Erwartungen an die Ehe als Weg zur Selbstverwirklichung sehr gewachsen. Hand in Hand damit stiegen auch Enttäuschung und Unzufriedenheit.‹

Das ist eine ziemlich mutige Meinung, wenn auch für meine Kolumne nicht verwendbar − vor allem, weil ich mit der Frau überhaupt nicht einverstanden bin. Ich suche im Regal nach einem Buch, das nichts mit den Beziehungen zwischen Mann und Frau zu tun hat: ›Magische Praktiken im Norden Mexikos‹. Ich muß mein Gehirn lüften, mich entspannen, denn meine verzweifelte Suche wird mir nicht helfen, die Kolumne zu schreiben.

Ich blättere in dem Buch und finde dort etwas Überraschendes:

Der ›Resignationspunkt‹: Es gibt immer ein Ereignis in unserem Leben, das dafür verantwortlich ist, daß wir aufgehört haben, weiter voranzuschreiten. Ein Trauma, eine besonders bittere Niederlage, eine Enttäuschung in der Liebe, sogar ein Sieg, den wir nicht recht verstehen, führen am Ende dazu, daß wir kleinmütig werden und stehenbleiben. Der mexikanische Brujo oder Schamane muß sich während der Zeit, in der er seine okkulten Kräfte entwikkelt, sein Leben noch einmal ansehen und herausfinden, wo dieser ›Resignationspunkt‹ liegt.

Der ›Resignationspunkt‹! Das paßte zu meiner Erfahrung beim

Erlernen des Bogenschießens − des einzigen Sports, der mich je angezogen hat. Der Kyudo-Meister sagt, kein einziger Schuß könne je wiederholt werden, es bringe daher nichts, aus Richtiggemachtem und aus Fehlern lernen zu wollen. Wichtig sei die hundertfache, tausendfache Wiederholung, bis wir uns von dem Gedanken befreien, das Ziel treffen zu wollen, und selber zu Pfeil, Bogen und Ziel werden. In diesem Augenblick führt die Energie (mein Kyudo-Meister benutzt nie das Wort ›Gott‹) unsere Bewegungen, und wir fangen an, den Pfeil nicht dann abzuschießen, wenn wir es für richtig halten, sondern wenn ›es‹ meint, der Augenblick sei gekommen.

Der ›Resignationspunkt‹. Ein anderer Teil meiner persönlichen Geschichte wird sichtbar. Wie schön wäre es, wenn Marie jetzt hier wäre! Ich muß von mir reden, von meiner Kindheit, erzählen, daß ich mich, als ich klein war, immer prügelte und als Ältester der Klasse die anderen immer besiegte. Eines Tages hat mir mein Cousin eine Tracht Prügel verabreicht, und von dem Tag an glaubte ich nie wieder, einen Kampf gewinnen zu können, und bin jeder Art von körperlicher Auseinandersetzung aus dem Weg gegangen, obwohl ich deswegen vor meinen Freundinnen häufig als Feigling dastand.

Der ›Resignationspunkt‹. Zwei Jahre lang habe ich versucht, Gitarre spielen zu lernen. Anfangs machte ich gute Fortschritte, bis ich an den Punkt gelangte, an dem ich nicht weiterkam − weil ich herausfand, daß die anderen es schneller lernten als ich. Ich spürte, daß ich mittelmäßig war, und um mich nicht zu blamieren, gab ich vor, Gitarrespielen interessiere mich nicht mehr. Das gleiche passierte mir mit Billard, Fußball, Radrennfahren: Anfangs machte ich gute Fortschritte, aber immer kam der Punkt, an dem es nicht mehr weiterging.

Warum?

Weil man uns immer wieder erzählt hatte, daß wir an einem bestimmten Punkt unseres Lebens ›an unsere Grenzen stoßen‹. Wieder einmal erinnerte ich mich daran, wie oft ich meine Bestimmung, Schriftsteller zu werden, in Frage gestellt hatte und wie Esther niemals zuließ, daß der ›Resignationspunkt‹ meinen Träumen ein Ende setzte. Dieser Absatz, den ich gerade gelesen hatte, paßte zu der Vorstellung, daß es gut ist, die eigene Geschichte zu vergessen und nur den durch Unglücksfälle und Schwierigkeiten entwickelten Instinkt zu bewahren, der uns intuitiv das Richtige tun läßt: Die Brujos in Mexiko machen es so und die Nomaden in den Steppen Zentralasiens auch.

Der ›Resignationspunkt‹: »Es gibt immer ein Ereignis in unserem Leben, das dafür verantwortlich ist, daß wir aufhören voranzuschreiten.«

Das paßte haargenau zur Ehe im allgemeinen und insbesondere zu

meiner Beziehung mit Esther.

Ja, nun konnte ich meine Zeitungskolumne schreiben. Ich setzte mich an den Computer, in einer halben Stunde war ein Entwurf fertig, der mich zufriedenstellte. Die Kolumne war in Form eines fiktiven Dialogs abgefaßt. Doch das Gespräch hat tatsächlich stattgefunden − nach einem anstrengenden Signiernachmittag mit anschließendem Abendessen, Stadtführung usw., in einem Hotelzimmer in Amsterdam.

In meiner Kolumne ändere ich Namen, Beruf und Wohnort des diskutierenden Paars. Im wirklichen Leben steht Esther im Nachthemd am Fenster und schaut auf eine Gracht. Sie ist noch nicht Kriegskorrespondentin, ihr Blick ist immer noch fröhlich, sie liebt ihre Arbeit, begleitet mich, so oft sie kann, auf meinen Reisen, und das Leben ist immer noch ein einziges großes Abenteuer. Ich liege schweigend auf dem Bett, in Gedanken bin ich weit weg, beim Zeitplan für den nächsten Tag.

»Letzte Woche habe ich einen Spezialisten für Polizeiverhöre interviewt. Er hat mir erzählt, wie man die meisten Informationen aus jemandem herausholt, und zwar mit der Good-Cop-Bad-Cop-Methode. Die Verhöre beginnen immer mit einem aggressiven Polizisten, der sich nicht an die Spielregeln hält, herumbrüllt und mit der Faust auf den Tisch haut. Wenn der Verhaftete Angst bekommt, tritt der ›gute Polizist‹ ein, interveniert sofort, bietet eine Zigarette an, wird Komplize des Verdächtigen und erreicht so, was er will.«

»Das wußte ich schon.«

»Er hat mir aber noch etwas erzählt, was mich zutiefst erschreckt hat. 1971 hat eine Gruppe von Forschern der Stanford University in den Vereinigten Staaten in einem Laborexperiment ein simuliertes Gefängnis geschaffen, um die Psychologie von Verhören zu untersuchen. Sie wählten vierundzwanzig Freiwillige aus, die in ›Wärter‹ und ›Kriminelle‹ aufgeteilt wurden. Nach einer Woche mußte das Experiment abgebrochen werden.

Die ›Wärter‹ − junge Männer und Frauen mit guten Noten und aus gutbürgerlichen Familien − hatten sich in wahre Monster verwandelt.

Die Anwendung von Folter war zur Routine geworden, sexueller Mißbrauch von ›Gefangenen‹ wurde als normal angesehen. Die Studenten, die an diesem Projekt teilgenommen hatten − ›Wärter‹ wie ›Kriminelle‹ − erlitten so schwere Traumata, daß sie über einen längeren Zeitraum ärztlich betreut werden mußten, und das Experiment wurde nie wiederholt.«

»Interessant.«

»Was meinst du mit ›interessant‹? Ich rede gerade über etwas

ungeheuer Wichtiges: die Fähigkeit des Menschen, Böses zu tun, wann immer er Gelegenheit dazu hat. Ich rede über meine Arbeit, über das, was ich gelernt habe!«

»Eben das finde ich interessant. Warum regst du dich auf?«

»Ich rege mich auf? Warum sollte ich mich über jemanden aufregen, der mir nicht aufmerksam zuhört? Wie könnte mich ein Mensch nervös machen, der mich nicht provoziert, nur daliegt und ins Leere starrt?«

»Hast du getrunken?«

»Nicht einmal das hast du gemerkt, stimmt's? Ich war die ganze Nacht an deiner Seite, und du weißt nicht, ob ich getrunken habe oder nicht! Du hast dich mir nur dann zugewandt, wenn ich deine Worte bestätigen oder wenn ich dir eine hübsche Geschichte über dich erzählen sollte.«

»Dir ist vielleicht nicht klar, daß ich seit heute morgen arbeite und erschöpft bin! Warum kommst du nicht ins Bett, wir schlafen und reden morgen.«

»Weil das nun schon Wochen, Monate, nein, zwei Jahre lang so geht! Ich versuche zu reden − und du bist müde, wir schlafen, und immer reden wir morgen! Und morgen gibt es wieder andere Dinge, die getan werden müssen, ein weiterer Arbeitstag, Abendessen, wir schlafen und werden am Tag darauf reden. So verbringe ich mein Leben: Ich warte auf den Tag, an dem ich dich wieder an meiner Seite haben kann, bis ich genug habe, bis ich um nichts weiter bitte, bis ich mir eine Welt schaffe, in die ich mich bei Bedarf flüchten kann: eine Welt, die nicht so weit von deiner weg ist, daß es aussieht, als wäre sie davon völlig unabhängig, und nicht zu nah an deiner, daß es aussieht, als würde ich in dein Universum eindringen.«

»Was soll ich denn machen? Soll ich aufhören zu arbeiten? Alles aufgeben, was wir unter so großen Anstrengungen erreicht haben, und eine Kreuzfahrt durch die Karibik buchen? Verstehst du nicht, daß ich mag, was ich tue, und kein anderes Leben führen will?«

»In deinen Büchern sprichst du von der Liebe, von der Notwendigkeit, sich auf Abenteuer einzulassen, von der Freude am Kampf um deine Träume. Und wen habe ich jetzt vor mir? Jemanden, der nicht liest, was er schreibt. Jemanden, der Liebe mit Zweckmäßigkeit verwechselt, Abenteuer mit unnötigen Risiken, Freude mit Verpflichtung. Wo ist der Mann, den ich geheiratet habe, der auf das achtete, was er sagte?«

»Wo ist die Frau, die ich geheiratet habe?«

»Diejenige, die dir immer Unterstützung, Aufmunterung, Zärtlichkeit gegeben hat? Ihr Körper ist hier in Amsterdam, schaut auf

die Gracht, und ich glaube, sie wird für den Rest ihres Lebens an deiner Seite bleiben! Aber die Seele dieser Frau ist bereit wegzugehen, sie steht an der Tür dieses Zimmers.«

»Und warum?«

»Wegen dieses verdammten Satzes ›Morgen reden wir‹. Reicht das? Wenn nicht, dann erinnere dich daran, daß diese Frau, die du geheiratet hast, einst lebenslustig, voller Ideen, Freude, Wünsche war und nun auf dem besten Weg ist, eine brave Hausfrau zu werden.«

»Das ist doch lächerlich.«

»Also gut, es ist lächerlich. Dumm! Besonders in Anbetracht dessen, daß wir alles haben, Erfolg, Geld, und daß nie ein Wort über etwaige Seitensprünge fällt, wir uns nie Eifersuchtsszenen machen. Und überhaupt: Es gibt Millionen Kinder auf der Welt, die hungern, es gibt Kriege, Krankheiten, Hurrikans, Unglücksfälle, die in jeder Sekunde passieren. Also, worüber sollte ich mich beklagen?«

»Findest du nicht, daß es Zeit wäre, ein Kind zu bekommen?«

»Genauso haben alle Ehepaare, die ich kenne, ihre Probleme zu lösen versucht: Sie haben ein Kind bekommen! Und jetzt kommst du damit, du, der du deine Freiheit immer so hochgehalten hast, immer ein andermal darüber nachdenken wolltest! Ausgerechnet du hast jetzt deine Meinung geändert?«

»Ich glaube, jetzt ist der richtige Zeitpunkt.«

»Meiner Meinung nach könnte er ungünstiger nicht sein! Nein, ich will kein Kind von dir − ich möchte ein Kind von dem Mann, den ich früher kannte, der Träume hatte, der an meiner Seite war! Wenn ich eines Tages beschließen sollte, schwanger zu werden, dann von jemandem, der mich versteht, mich begleitet, mir zuhört, mich wirklich begehrt!«

»Ich bin sicher, daß du getrunken hast. Ich verspreche, daß wir morgen reden, aber komm bitte ins Bett, ich bin sehr müde.«

»Gut, dann reden wir morgen. Und wenn meine Seele, die an der Tür dieses Zimmers steht, beschließt wegzugehen, dann wird es unser Leben nicht besonders beeinflussen.«

»Sie wird nicht gehen.«

»Früher hast du meine Seele sehr gut gekannt. Aber du redest seit Jahren nicht mehr mit ihr, weißt nicht, wie sehr sie sich verändert hat, wie ver-zwei-felt sie darum bittet, gehört zu werden. Selbst wenn es nur banale Dinge sind, wie Laborexperimente an amerikanischen Universitäten.«

»Wenn deine Seele sich so sehr verändert hat, warum bist du dann immer noch die gleiche?«

»Aus Feigheit. Weil ich hoffe, wir reden morgen. Wegen all dem, was wir zusammen aufgebaut haben und was nicht zerstört werden sollte. Oder aus dem schwerwiegendsten Grund von allen: weil ich bequem geworden bin.«

»Das alles hast du mir gerade vorgeworfen.«

»Das stimmt. Ich habe dich angesehen, dachte, du wärst es, aber tatsächlich bin ich es. Heute nacht werde ich mit allem Glauben und aller Kraft beten: Ich werde Gott bitten, nicht zuzulassen, daß ich den Rest meines Lebens so verbringe.«

Ich höre den Applaus, das Theater ist bis auf den letzten Platz besetzt. Ich werde gleich einen Vortrag halten, was mich immer in der Nacht vorher um den Schlaf bringt.

Der Moderator beginnt mit den Worten, er brauche mich nicht vorzustellen − was unmöglich ist, denn schließlich ist er dazu da, viele Leute im Saal wissen vielleicht nicht genau, wer ich bin, weil sie von Freunden mitgenommen wurden. Trotz dieser Einleitung macht er schließlich doch einige biographische Angaben, erwähnt meine guten Eigenschaften, Auszeichnungen und Preise, Verkaufszahlen. Er dankt den Sponsoren, heißt mich willkommen und übergibt mir das Wort.

Auch ich bedanke mich. Merke an, daß die wichtigsten Dinge, die ich zu sagen habe, in meinen Büchern stehen, ich es aber als Verpflichtung meinen Lesern gegenüber sehe, ihnen den Mann hinter den Büchern zu zeigen. Ich erkläre ihnen, daß wir Menschen uns den anderen immer nur von unserer besten Seite zeigen − weil wir immer auf der Suche nach Liebe und darauf aus sind, angenommen zu werden. Meine Bücher seien sozusagen immer nur die Spitze des Eisbergs − scheinbar vollständig sichtbar, wogegen unter der Wasseroberfläche das Unbekannte liegt, das Dunkle, die unaufhörliche Suche nach mir selbst.

Ich erzähle, wie schwierig es war, ›Zerreißen hat seine Zeit, Zunähen hat seine Zeit‹ zu schreiben, und daß ich viele Teile dieses Buches erst jetzt, nach nochmaligem Lesen, verstehe, als wäre die Schöpfung großzügiger und größer als der Schöpfer.

Ich sage auch, nichts sei langweiliger, als Interviews zu lesen oder Vorträge anzuhören, in denen die Autoren die Personen ihrer Bücher erklären: Was geschrieben stehe, erkläre sich entweder aus sich selber heraus, oder das Buch verdiene nicht, gelesen zu werden. Wenn ein Schriftsteller öffentlich auftrete, solle er versuchen, sein Universum zu zeigen, nicht sein Buch zu erklären; und aus diesem Grund erzähle ich dann etwas Persönliches:

»Vor einiger Zeit war ich zu einer Reihe von Vorträgen in Genf. Am Ende eines arbeitsreichen Tages machte ich, da eine Freundin das Abendessen abgesagt hatte, einen Spaziergang durch die Straßen der Stadt. Es war Nacht, die Straßen menschenleer, die Bars und Restaurants dagegen belebt, alles wirkte ganz ruhig, ordentlich, schön, und plötzlich ...

... Und plötzlich wird mir klar, daß ich vollkommen allein bin.

Selbstverständlich war ich in diesem Jahr schon häufig allein gewesen. Selbstverständlich wartete zwei Flugstunden entfernt meine Freundin auf mich. Und selbstverständlich gibt es nach einem hektischen Tag nichts Schöneres, als durch die Gassen und Gäßchen einer Altstadt zu schlendern, ohne mit jemandem reden zu müssen. Nur ist in dieser Nacht aus einem unerfindlichen Grund dieses Gefühl des Alleinseins niederdrückend und beklemmend − da ist niemand, mit dem ich die Stadt, den Spaziergang, meine Eindrücke teilen kann.

Natürlich habe ich ein Handy in der Tasche und viele Freunde hier, doch ich finde, es ist schon zu spät, um noch anzurufen. Ich überlege, in eine der Bars zu gehen und etwas zu trinken. Bestimmt wird mich jemand erkennen und an seinen Tisch einladen. Aber ich denke auch, daß es wichtig ist, diese Leere ganz auszuloten, dieses Gefühl, daß niemand sich dafür interessiert, ob es mich gibt oder nicht, und daher gehe ich weiter.

Ich stelle mir vor, wie sich viele Millionen Menschen in diesem Augenblick vollkommen nutzlos und elend fühlen, denn mögen sie auch noch so reich, charmant, hinreißend sein: In dieser Nacht sind sie allein, und gestern waren sie es auch schon, und möglicherweise werden sie es auch morgen noch sein. Junge Leute, die niemanden gefunden haben, mit dem sie an diesem Abend ausgehen können, Menschen, die vor dem Fernseher sitzen, als wäre er ihre letzte Rettung, Geschäftsleute, die sich in ihren Hotelzimmern fragen, ob ihre Arbeit überhaupt einen Sinn hat; Frauen, die den ganzen Nachmittag damit verbracht haben, sich zu schminken und zu frisieren, um in eine Bar zu gehen, nur weil sie bestätigt bekommen wollen, daß sie noch immer attraktiv sind, Männer sich nach ihnen umdrehen und ein Gespräch mit ihnen anfangen. Jede Annäherung lehnen sie allerdings hochmütig ab, weil sie sich unterlegen fühlen und nicht wollen, daß man herausfindet, daß sie ledige Mütter sind, einen uninteressanten Job haben, nicht über das Weltgeschehen mitreden können, weil sie von morgens bis abends für ihren Lebensunterhalt arbeiten und keine Zeit haben, danach noch die Zeitung zu lesen.

Menschen, die in den Spiegel schauen, sich häßlich finden und glauben, Schönheit sei wesentlich, da ihnen die Zeitschriften mit den

Schönen, Reichen, Berühmten dies vorgaukeln; Ehemänner und Ehefrauen, die gerade mit dem Abendessen fertig sind und gern wie früher miteinander reden würden, doch ihre Sorgen verhindern es, andere Dinge sind wichtiger, und das Gespräch wird auf ein Morgen verschoben, das niemals kommt.

Mittags hatte ich mit einer Freundin gegessen, die gerade ihre Scheidung hinter sich gebracht hatte und behauptete:

›Jetzt habe ich die Freiheit, alles zu tun, wovon ich immer geträumt habe.‹ Das ist eine Lüge. Niemand will diese Art Freiheit, alle wünschen wir uns eine verbindliche Beziehung, einen Menschen an unserer Seite, der mit uns durch Genf flaniert, über Bücher, Interviews, Filme redet oder einfach nur ein Sandwich mit uns teilt. Ein geteiltes Butterbrot schmeckt besser als ein ganzes, das man allein essen muß. Lieber hungrig bleiben als allein sein. Denn allein sein − und ich meine damit die Einsamkeit, die wir uns nicht selber aussuchen, sondern die hinzunehmen wir gezwungen sind − ist, als wärst du nicht mehr Teil der menschlichen Gemeinschaft.

Der Gedanke an mein schönes Hotel am anderen Flußufer, das mich mit seiner herrlich gemütlichen Suite, seinen aufmerksamen Angestellten, seinem erstklassigen Service erwartet, führt dazu, daß ich mich noch schlechter fühle, denn eigentlich müßte ich zufrieden sein, zufrieden mit all dem, was ich erreicht habe. Auf dem Rückweg treffe ich andere Menschen, die allein sind: die Arroganten, die so tun, als hätten sie in dieser schönen Nacht die Einsamkeit selber gewählt, und die Traurigen, für die es im Leben nichts Schlimmeres gibt, als allein zu sein. Ich überlege, ob ich sie ansprechen soll, aber ich weiß, daß sie sich ihres Alleinseins schämen.

Dabei mußte ich wieder an ein Hotel in Amsterdam denken, an eine Frau, die bei mir war, mit mir redete, mir etwas von sich erzählte. Ich berichte dies alles, weil es zwar im Buch des Predigers Salomo heißt, ›Zerreißen hat seine Zeit, Zunähen hat seine Zeit‹, aber die Zeit des Zerreißens manchmal tiefe Wunden hinterläßt. Schlimmer, als allein und elend nachts durch Genf zu flanieren, ist es, jemanden an unserer Seite zu haben und dazu beizutragen, daß dieser Mensch das Gefühl hat, er spiele in unserem Leben keine Rolle.«

Der Applaus setzt erst nach längerem Schweigen ein.

Ich kam an einen finsteren Ort in einem Viertel von Paris an, von dem es hieß, es habe das interessanteste Kulturleben der Stadt. Ich brauchte ziemlich lange, bis ich erkannte, daß die ärmlich gekleideten Mitglieder der Gruppe, die vor mir stand, dieselben waren, die in makellos weißen Gewändern donnerstags im armenischen Restaurant

auftraten.

»Warum tragen Sie diese Kostüme? Hat das mit irgendeinem Film zu tun?«

»Das sind keine Kostüme«, antwortete Mikhail. »Wenn Sie zu einem Galadiner gehen, ziehen Sie sich doch auch um. Und wenn Sie auf einen Golfplatz gehen, ziehen Sie dann Anzug und Krawatte an?«

»Gut, dann stelle ich meine Frage anders: Warum ahmen Sie die Mode der jungen Obdachlosen nach?«

»Weil wir in diesem Augenblick junge Obdachlose sind. Oder besser gesagt, vier jüngere und zwei etwas ältere Obdachlose.«

»Dann frage ich noch einmal anders: Was machen Sie hier in diesem Aufzug?«

»Im Restaurant nähren wir unseren Körper und sprechen von der Energie zu Menschen, die etwas zu verlieren haben. Unter Armen zu sein, solchen, die nichts zu verlieren haben, nährt unsere Seele. Jetzt machen wir uns zum wichtigsten Teil unserer Arbeit auf: auf die Suche nach der unsichtbaren Bewegung, die die Welt erneuert − nach Menschen, die den heutigen Tag leben, als sei es der letzte, während die Alten ihn so leben, als wäre es der erste.«

Er sprach ein Phänomen an, das mir bereits aufgefallen war und jeden Tag augenfälliger wurde: junge Menschen, die angezogen waren wie er, mit dreckiger, aber außerordentlich kreativer Kleidung, die von Militäruniformen oder Science-fiction-Filmen inspiriert war. Alle hatten Piercings. Alle hatten ganz unterschiedliche Frisuren. Häufig wurden die Gruppen von einem bedrohlich wirkenden Schäferhund begleitet. Irgendwann habe ich einen Freund gefragt, warum sie immer einen Hund dabeihätten, und bekam eine Erklärung, von der ich nicht weiß, ob sie stimmt: Die Polizei könne die Besitzer der Hunde nicht festnehmen, da sie nicht wisse, wohin mit dem Tier.

Eine Wodkaflasche machte die Runde − wir hatten auch bei den jungen Aussteigern welchen getrunken, und ich fragte mich, ob der Wodka mit Mikhails Herkunft zusammenhing. Ich trank einen Schluck und stellte mir vor, was Leute, die mich dort sahen, wohl sagen würden.

Wahrscheinlich etwas wie: »Er betreibt Feldforschungen für sein neues Buch«, dachte ich und entspannte mich.

»Ich bin bereit. Ich werde zu Esther gehen, brauche aber ein paar Informationen, denn ich weiß kaum etwas über Ihr Land.«

»Ich werde mit Ihnen fahren.«

»Wie bitte?«

Das hatte ich nicht vorgesehen. Meine Reise war eine Rückkehr zu all

dem, was ich in mir selber verloren hatte. Die Reise würde irgendwo in den Steppen Asiens enden − und das war etwas ganz Persönliches, was keine Zeugen brauchte.

»Sie müßten allerdings mein Ticket bezahlen. Ich will unbedingt nach Kasachstan, ich habe Heimweh.«

»Haben Sie hier nicht Ihre Arbeit? Müssen Sie nicht jeden Donnerstag zur Aufführung im Restaurant sein?«

»Warum sprechen Sie immer von einer ›Aufführung‹? Ich habe doch schon gesagt, daß es sich um ein Treffen handelt, eine Wiederbelebung dessen, was wir verloren haben, die Tradition des Gesprächs. Aber keine Sorge, Anastásia« − er wies auf das Mädchen mit dem gepiercten Nasenflügel − »entwickelt zur Zeit ihre Gabe. Sie kann sich in meiner Abwesenheit um alles kümmern.«

»Er ist eifersüchtig«, sagte Alma, die Frau mit dem Gong, die am Ende der ›Treffen‹ Geschichten erzählte.

»Sieht ganz so aus«, kam es auch von dem jungen Mann, der jetzt Lederkleidung mit Metallapplikationen, Sicherheitsnadeln und Abzeichen in Form von Rasierklingen trug. »Mikhail ist jünger, schöner, mehr mit der Energie verbunden.«

»Aber weniger reich, weniger mit den Inhabern der Macht verbunden«, sagte Anastásia. »Aus feministischer Sicht ist die Lage ausgeglichen, beide haben die gleichen Chancen.«

Alle lachten, die Wodkaflasche machte noch einmal die Runde, ich war der einzige, der das nicht witzig fand.

Gleichzeitig wunderte ich mich über mich selber: Seit wie vielen Jahren hatte ich nicht in Paris auf der Straße gesessen! Es stimmte mich froh.

»Offensichtlich ist der ›Stamm‹ größer, als Sie dachten. Es gibt ihn selbst in Tarbes, wo ich kürzlich war. Was wird da eigentlich gespielt?«

»Ich kann Ihnen versichern, daß er weiter verbreitet ist als bis nach Tarbes und daß er sich an geschichtsträchtigen Wegen entlang ausbreitet − wie zum Beispiel dem Jakobsweg. Die Stammesmitglieder brechen zu einem bestimmten Ort in Frankreich oder anderswo in Europa auf, schwören, daß sie Teil einer Gesellschaft außerhalb der Gesellschaft sein werden. Sie fürchten, eines Tages wieder nach Hause zurückzukehren, eine Arbeit zu bekommen, zu heiraten − und kämpfen, so lange es geht, dagegen an. Es sind Arme und Reiche darunter, doch diese sind nicht an ihrem Geld interessiert. Sie sehen ungewöhnlich aus, dennoch tun die meisten Leute aus Angst so, als sähen sie sie nicht.«

»Ist diese ganze Aggressivität denn notwendig?«

»Sie ist notwendig: die Leidenschaft, etwas zu zerstören, ist eine schöpferische Leidenschaft. Wären sie nicht aggressiv, würden die Boutiquen ihre Outfits gleich als eine neue Mode lancieren, die Verlage würden Zeitschriften über die neue Bewegung herausgeben, ›die mit ihrem revolutionären Elan durch die ganze Welt fegt‹, die Fernsehsender würden ein Extraprogramm zeigen, das dem Stamm gewidmet ist, Soziologen würden Abhandlungen schreiben, Psychologen die Familien beraten − und die ganze Kraft wäre verpufft, verloren. Es ist besser, man weiß so wenig wie möglich über uns: Unser Angriff funktioniert als Abwehr.«

»Ich wollte nur ein paar Informationen haben, weiter nichts. Vielleicht ist es ja wirklich bereichernd, die Nacht mit Ihnen allen zu verbringen. Vielleicht entfernt es mich tatsächlich noch weiter von meiner persönlichen Geschichte, die mir schon keine neuen Erfahrungen mehr erlaubt. Allerdings hatte ich nicht vor, jemanden auf die Reise mitzunehmen.

Wenn Sie mir nicht helfen, wird sich die ›Gefälligkeitsbank‹ um die nötigen Kontakte kümmern müssen. Außerdem werde ich schon übermorgen abreisen. Morgen muß ich noch zu einem offiziellen Dinner, aber dann habe ich zwei Wochen frei.«

Mikhail schien zu schwanken.

»Sie entscheiden: Sie haben die Landkarte, den Namen des Dorfes, und es wird nicht schwierig sein, das Haus zu finden, in dem sie wohnt. Meiner Meinung nach kann Ihnen die ›Gefälligkeitsbank‹ zwar helfen, nach Alma-Ata zu kommen, weiter aber kaum, denn in der Steppe gelten andere Regeln. Und wenn ich es recht bedenke, dann habe ich bereits ein paar Einzahlungen auf Ihr Konto bei der ›Gefälligkeitsbank‹ gemacht, finden Sie nicht? Der Augenblick ist gekommen, sie wieder abzuheben. Ich habe Sehnsucht nach meiner Mutter.«

»Wir müssen mit der Arbeit anfangen«, unterbrach ihn Almas Ehemann.

»Warum wollen Sie mit mir kommen, Mikhail? Nur weil Sie Sehnsucht nach Ihrer Mutter haben?«

Aber er gab mir keine Antwort. Almas Mann begann seine Trommel zu schlagen, Alma selbst den Gong mit den Ornamenten, während die anderen die Passanten anbettelten. Warum wollte er mit mir kommen? Und wie sollte ich die ›Gefälligkeitsbank‹ in der Steppe nutzen, wo ich doch dort überhaupt niemanden kannte? Bei der Botschaft von Kasachstan könnte ich ein Visum bekommen, bei einem Autoverleih einen Wagen, im französischen Konsulat von Alma-Ata einen Führer,

was brauchte ich mehr?

Ich stand da und schaute der Gruppe zu, unschlüssig, was ich als nächstes tun sollte. Mir war nicht danach, mit Mikhail über die Reise zu streiten. Zu Hause erwarteten mich viel Arbeit und meine Freundin. Warum verabschiedete ich mich nicht einfach?

Weil ich mich frei fühlte. Dinge tat, die ich seit Jahren nicht mehr getan hatte, in meiner Seele einen Raum für neue Erfahrungen schuf, den ›Resignationspunkt‹ aus meinem Leben verbannte, neue Dinge ausprobierte, die mich vielleicht nicht unbedingt interessierten, die aber zumindest anders waren.

Der Wodka war alle, wurde durch Rum ersetzt. Ich hasse Rum, doch etwas anderes gab es nicht, wahrscheinlich tat ich gut daran, mich den Umständen anzupassen. Die beiden Musiker schlugen auf Gong und Trommel, eine der jungen Frauen streckte die Hand aus, bettelte um eine Münze. Die Passanten beschleunigten zwar meist ihren Schritt, bekamen aber immer ein »Danke, ich wünsche Ihnen einen schönen Abend« zu hören. Eine Passantin kam, als sie merkte, daß sie nicht angegriffen wurde, sondern man ihr dankte, wieder zurück und gab etwas Geld.

Nachdem ich der Gruppe über zehn Minuten lang zugesehen hatte, ohne daß jemand mich ansprach, ging ich in eine Bar, kaufte zwei Flaschen Wodka, kam wieder zurück und schüttete den Rum in den Rinnstein. Anastásia schien meine Geste zu gefallen − und ich versuchte ein Gespräch anzufangen.

»Kannst du mir erklären, warum ihr Piercings habt?«

»Warum tragt ihr Schmuck? Warum tragt ihr Stöckelschuhe? Sogar im Winter ausgeschnittene Kleider?«

»Das ist keine Antwort.«

»Wir haben Piercings, weil wir die ›neuen Barbaren‹ sind. Da keiner eine Uniform trägt, braucht man etwas, woran man erkennen kann, wer zum eigenen Stamm gehört.«

Das klang so, als erlebten sie gerade einen historischen Augenblick. Für diejenigen aber, die jetzt gerade von der Arbeit nach Hause gingen, waren ›die neuen Barbaren‹ nur eine Gruppe Obdachloser, die die Pariser Bürgersteige besetzten, die für die lokale Wirtschaft so wichtigen Touristen störten, eine Gruppe junger Leute, die ihre Eltern in den Wahnsinn trieben, weil diese sie zwar in die Welt gesetzt, aber nicht unter Kontrolle hatten.

Ich war auch einmal so gewesen, als die Bewegung der Hippies ihre Stärke zeigen wollte − Rockkonzerte, lange Haare, bunte Kleider, die Hippiegeste (die zu einem V geöffneten Zeige- und Mittelfinger als Zeichen für ›love and peace‹). Am Ende waren sie, wie Mikhail gesagt

hatte, nur noch ein Konsumprodukt, waren von der Erdoberfläche verschwunden, ihre Ikonen zerstört.

Ein Herr kam allein die Straße herunter. Der junge Mann mit der Lederkluft und den Sicherheitsnadeln ging mit ausgestreckter Hand auf ihn zu, bettelte ihn an. Doch anstatt den Schritt zu beschleunigen und »Ich habe kein Kleingeld« zu murmeln, blieb der Herr stehen und sagte dann, an uns alle gewandt:

»Ich schlafe nachts schlecht − wegen meines Hauses, wegen der Wirtschaftslage in Europa, wegen der Ausgaben meiner Frau − und wache jeden Morgen mit einem Schuldenberg von rund zehntausend Euro auf! Anders gesagt, ich bin schlimmer dran als ihr und sehr viel knapper bei Kasse. Könntest nicht du mir eine Münze geben und damit meinen großen Schuldenberg ein bißchen kleiner machen?«

Lucrecia, die Mikhail als seine Freundin bezeichnete, zog eine 50-Euro-Note aus der Tasche und gab sie dem Mann.

»Kaufen Sie sich etwas Kaviar. Sie brauchen etwas Freude in Ihrem erbärmlichen Leben.«

Als wäre es das Normalste der Welt, dankte der Mann und ging weiter. Fünfzig Euro! Die junge Italienerin hatte fünfzig Euro in der Tasche! Und gleichzeitig baten sie um Geld, bettelten mitten auf der Straße.

»Hier sind wir jetzt schon zu lange«, sagte der Junge in den Lederklamotten.

»Wohin gehen wir?« fragte Mikhail.

»Wir suchen die anderen. Norden oder Süden?«

Anastásia entschied sich für Osten. Schließlich entwikkelte sie ja gerade ihre Gabe.

Wir kamen am Tour Saint-Jacques vorbei, wo sich vor vielen Jahrhunderten die Jakobspilger versammelt hatten, um nach Santiago de Compostela aufzubrechen. Wir passierten Notre Dame, wo weitere ›neue Barbaren‹ zu uns stießen. Der Wodka war schon wieder alle, und ich kaufte noch zwei Flaschen. Niemand bedankte sich, sie fanden es vollkommen normal.

Ich merkte, daß ich schon etwas betrunken war und eines der neu dazugekommenen Mädchen interessiert anschaute. Sie redeten alle laut, kickten Mülleimer herum − tatsächlich waren es seltsame Metallobjekte mit einem eingehängten Plastikbeutel − und alberten herum.

Wir überquerten die Seine und hielten bei einem dieser Bänder, die zur Absperrung von Bauarbeiten benutzt werden. Das Band

verhinderte, daß man auf dem Bürgersteig weitergehen konnte: Man mußte auf die Fahrbahn ausweichen, mitten im Verkehr gehen und konnte erst fünf Meter weiter wieder auf den Bürgersteig zurück.

»Es ist immer noch da«, sagte einer der neu Dazugekommenen.

»Was ist immer noch da?« fragte ich.

»Wer ist denn das?«

»Ein Freund von uns«, antwortete Lucrecia. »Du hast wahrscheinlich schon ein Buch von ihm gelesen.«

Der neu Dazugekommene erkannte mich und war weder überrascht noch beeindruckt. Er wollte im Gegenteil, daß ich ihm Geld gebe − was ich umgehend ablehnte.

»Wenn Sie wissen wollen, warum das Band dort ist, geben Sie mir eine Münze. Alles in diesem Leben hat seinen Preis, das wissen Sie besser als jeder andere. Und Informationen gehören zu den teuersten Gütern der Welt.«

Keiner aus der Gruppe kam mir zu Hilfe. Ich mußte für die Antwort einen Euro zahlen.

»Was immer noch da ist, ist dieses Band. Wir haben es dort angebracht. Wenn Sie genau hinsehen, sind da gar keine Reparaturarbeiten, da ist nichts, nur ein blödes rot-weißes Plastikding, das auf einem blöden Trottoir den Weg versperrt. Aber niemand fragt, was es da macht: Alle steigen vom Bordstein hinunter, bringen sich in Gefahr und steigen weiter vorn wieder auf das Trottoir zurück. Übrigens habe ich gelesen, daß Sie einen Unfall hatten − stimmt das?«

»Gerade weil ich vom Bürgersteig hinunter auf die Straße gegangen bin.«

»Keine Sorge: Wenn die Leute die Fahrbahn betreten, passen sie immer doppelt auf. Das hat uns darauf gebracht, das Band anzubringen − um die Menschen darauf aufmerksam zu machen, was um sie herum geschieht.«

»Ach was«, warf das Mädchen ein, das ich attraktiv fand. »Das ist nur Spaß, damit wir über die Leute lachen können, die gehorchen, ohne zu wissen, warum. Es hat keinen Grund, ist nicht wichtig, und niemand wird überfahren werden.«

Es gesellten sich noch weitere junge Leute zur Gruppe, jetzt waren es elf Menschen und zwei Schäferhunde. Sie baten nicht mehr um Geld, denn niemand wagte, sich der Bande von Wilden zu nähern, die sich über die Angst, die sie auslöste, zu amüsieren schien. Die Flaschen waren wieder leer, alle schauten mich an, als sei es meine Pflicht, sie betrunken zu machen, und baten mich, noch eine Flasche zu kaufen. Ich begriff, daß dies mein ›Pilgerpaß‹ für die Wallfahrt war, und

begann einen Laden zu suchen.

Das Mädchen, das vom Alter her meine Tochter hätte sein können, fing meinen Blick auf und begann ein Gespräch. Ich wußte, daß es mich nur provozieren wollte, ließ mich aber darauf ein. Das Mädchen erzählte mir nichts von sich, keine persönlichen Geschichten. Dafür fragte es mich, ob ich wüßte, wie viele Katzen und wie viele Säulen hinten auf einer 10-Dollar-Note abgebildet seien.

»Katzen und Säulen?«

»Sie wissen es also nicht. Sie messen dem Geld keinen Wert bei. Also, auf der 10-Dollar-Note sind vier Katzen und elf Säulen.«

Vier Katzen und elf Säulen? Ich schwor mir, es bei Gelegenheit nachzuprüfen, wenn ich eine 10-Dollar-Note in die Hände bekäme.

»Werden hier Drogen konsumiert?«

»Ja schon, hauptsächlich aber Alkohol. Und Drogen nur sehr wenig, es ist nicht unser Stil. Drogen sind mehr was für Ihre Generation, stimmt's? Meine Mutter beispielsweise wird high, wenn sie für die Familie kocht, wenn sie zwanghaft das Haus aufräumt, sich meinetwegen Sorgen macht. Wenn die Geschäfte meines Vaters nicht gut laufen, dann leidet sie ebenfalls. Wie finden Sie das? Sie leidet! Sie leidet meinetwegen, wegen meines Vaters, wegen meiner Geschwister, wegen allem. Ich fand es furchtbar anstrengend, die ganze Zeit so zu tun, als wäre ich zufrieden, darum bin ich von zu Hause abgehauen.«

Nun, das war nun allerdings doch eine persönliche Geschichte.

»Wie Ihre Frau«, meinte ein blonder junger Mann mit einem Piercing an der Augenbraue. »Sie ist auch von zu Hause weggegangen. Mußte sie auch so tun, als wäre sie zufrieden?«

Nanu! Hatte Esther etwa einem von ihnen auch ein Stück blutbefleckten Stoff gegeben?

»Sie litt auch«, sagte Lucrecia. Lächelnd fügte sie hinzu: »Aber soweit wir wissen, leidet sie jetzt nicht mehr. Das nenne ich Mut!«

»Was hat meine Frau hier gemacht?«

»Sie kam mit dem Mongolen und hatte seltsame Vorstellungen von der Liebe, die wir erst jetzt allmählich verstehen. Sie hat Fragen gestellt. Sie hat ihre Geschichte erzählt. Doch eines schönen Tages hat sie aufgehört, Fragen zu stellen und ihre Geschichte zu erzählen, sagte, sie hätte es satt, zu protestieren. Wir schlugen ihr vor, mit uns zu kommen, wir wollten nach Nordafrika. Sie lehnte dankend ab mit der Begründung, sie hätte andere Pläne und würde in die entgegengesetzte Richtung reisen.«

»Hast du nicht sein neues Buch gelesen?« fragte Anastásia.

»Jemand sagte, es sei zu romantisch, und dann interessiert's mich

nicht. Wann kaufen wir nun den Alk?«

Die Leute ließen uns durch, als wären wir Samurais, die in ein Dorf kommen, oder Banditen, die in eine Stadt im Wilden Westen einfallen, Barbaren, die in Rom einmarschieren. Obwohl sich keiner von ihnen drohend gebärdete, drückte sich ihre Aggressivität in der Kleidung aus, den Piercings, den lauten Diskussionen, in ihrer Andersartigkeit. Wir fanden schließlich einen Laden, der Getränke verkaufte: Zu meinem Entsetzen gingen alle hinein und begannen, sich an den Regalen zu schaffen zu machen.

Außer Mikhail kannte ich keinen von ihnen, und selbst bei ihm wußte ich nicht, ob seine Geschichte stimmte. Und wenn sie die Flaschen stehlen würden? Oder wenn einer von ihnen eine Waffe dabeihatte? Ich gehörte zur Gruppe − sollte ich mich verantwortlich verhalten, weil ich der Älteste war?

Der Mann an der Kasse des kleinen Supermarkts schaute andauernd in den Spiegel an der Decke. Die anderen aus der Gruppe, die wußten, daß er sich Sorgen machte, verteilten sich, machten sich Zeichen. Um die Situation zu entspannen, nahm ich spontan drei Wodkaflaschen und ging damit zur Kasse.

Eine Frau, die vor mir eine Stange Zigaretten bezahlte, fühlte sich bemüßigt zu sagen, zu ihrer Zeit habe es in Paris Bohemiens gegeben, Künstler, aber nicht diese Banden von Obdachlosen, die alle bedrohten. Und sie riet dem Mann an der Kasse, die Polizei zu rufen.

»Ich bin sicher, in den nächsten Minuten wird etwas Schlimmes passieren«, sagte sie leise.

Es war einer dieser Läden, in den der Ladenbesitzer viele Jahre Arbeit und etliche Bankkredite gesteckt hatte und in dem wahrscheinlich morgens sein Sohn, nachmittags seine Frau und nachts er selber arbeitete. Darum hatte ihm die Invasion seiner kleinen Welt einen Heidenschrecken eingejagt. Er machte der Frau ein begütigendes Zeichen, und ich begriff, daß die Polizei bereits alarmiert war.

Ich hasse es, mich unaufgefordert in anderer Leute Angelegenheiten einzumischen. Aber ich hasse es auch, feige zu sein − jedesmal, wenn ich das Gefühl habe, mich feige vor einer Verantwortung gedrückt zu haben, kann ich mich wochenlang nicht im Spiegel ansehen.

»Machen Sie sich keine Sorgen ...«

Es war zu spät.

Zwei Polizisten kamen herein. Der Ladenbesitzer zeigte zwischen die Regale, doch die wie Außerirdische gekleideten Leute nahmen keine Notiz von den Uniformierten − sich den Vertretern der staatlichen

Ordnung zu stellen gehörte zur Herausforderung. Sie hatten das sicher schon häufig erlebt. Sie wußten, daß sie kein Verbrechen begangen hatten (es sei denn, man bezichtigte sie, der Mode Gewalt anzutun, aber das könnte in der nächsten Saison bereits anders gesehen werden). Sie hatten sicher Angst, ließen sich aber nichts anmerken und unterhielten sich weiter grölend.

»Neulich habe ich einen Komiker sagen hören: Alle dummen Menschen sollten einen entsprechenden Eintrag in ihren Personalausweis bekommen«, sagte Anastásia zu niemand Bestimmtem. »Dann wüßten alle, mit wem sie es zu tun haben.«

»Stimmt, dumme Menschen sind eine Gefahr für die Menschheit«, entgegnete das engelsgesichtige Mädchen in Vampirkleidern, das sich kurz zuvor mit mir über Säulen und Katzen auf der 10-Dollar-Note unterhalten hatte. »Sie müßten einmal im Jahr geprüft werden und eine Genehmigung bei sich tragen, um weiter frei auf der Straße herumlaufen zu dürfen, so wie die Autofahrer einen Führerschein haben müssen.«

Die Polizisten, die kaum älter waren als die ›Stammesmitglieder‹, sagten nichts.

»Weißt du, was ich gern machen würde?« Das war Mikhails Stimme, aber ich konnte ihn nicht sehen, weil er von einem Regal verdeckt war. »Man müßte die Etiketten all dieser Waren austauschen. Ohne die entsprechenden Anweisungen auf den Verpackungen wären die Leute total aufgeschmissen. Sie könnten nicht mal mehr kochen, so blöd sind sie.«

Alle anderen, die bislang etwas gesagt hatten, drückten sich in perfektem Pariser Französisch aus. Nur Mikhail hatte einen ausländischen Akzent.

»Ich möchte Ihren Paß sehen«, sagte einer der Polizisten zu ihm.

»Der junge Mann gehört zu mir.«

Die Worte kamen ganz spontan heraus, obwohl ich wußte, was mir blühen konnte − ein neuerlicher Skandal. Der Polizist sah mich an.

»Ich habe nicht mit Ihnen geredet. Aber da Sie eingegriffen haben und zu dieser Gruppe gehören − haben Sie einen Ausweis dabei? Und hoffentlich eine gute Erklärung dafür, was sie unter Säufern verloren haben, die halb so alt sind wie Sie.«

Ich hätte mich weigern können, meinen Personalausweis zu zeigen − das Gesetz verpflichtet mich nicht, meine Papiere bei mir zu tragen. Aber mir ging es um Mikhail. Einer der Polizisten stand jetzt neben ihm. Hatte er wirklich eine Aufenthaltsgenehmigung für Frankreich? Was wußte ich denn schon von ihm außer Geschichten von Visionen und epileptischen Anfällen? Was, wenn die jetzige Anspannung einen Anfall auslöste?

Ich griff in die Tasche und holte meinen Führerschein heraus.

»Sie sind ...«

»Ja, der bin ich.«

»Ich dachte es mir schon. Ich habe eines Ihrer Bücher gelesen. Aber das stellt Sie nicht über das Gesetz.«

Die Tatsache, daß er mein Leser war, brachte mich aus der Fassung. Da stand der junge Mann mit kurzgeschorenem Haar, auch in Uniform − allerdings einer ganz anderen »Uniform« als die, an der sich die Stämme untereinander erkannten. Vielleicht hatte auch er einmal davon geträumt, anders zu sein, frei, die Autorität auf subtile Weise herauszufordern, anders zu handeln, Regeln zu verletzen, ohne gleich dafür im Gefängnis zu landen. Aber er hatte sicher einen Vater, der ihm keine Wahl gelassen hatte, eine Familie, für deren Unterhalt er sorgen mußte, oder auch nur Angst, die ihm vertraute Welt hinter sich zu lassen.

Ich antwortete höflich:

»Ich stehe nicht über dem Gesetz. Im übrigen hat hier niemand ein Gesetz gebrochen. Oder möchten der Herr an der Kasse oder die Dame, die vorher Zigaretten gekauft hat, eine ausführliche Anzeige erstatten?«

Als ich mich umsah, war die Frau, die von den Bohemiens und Künstlern ihrer Zeit gesprochen hatte, diese Prophetin einer bevorstehenden Tragödie, verschwunden. Morgen würde sie ihren Nachbarn davon berichten, wie sie einen Überfall verhindert hatte.

»Ich will keine Anzeige erstatten«, sagte der Ladenbesitzer, der auf eine Welt hereingefallen war, in der man zwar laut redete, aber offensichtlich nichts Böses tat.

»Ist der Wodka für Sie?«

Ich nickte. Die Polizisten hatten natürlich gemerkt, daß alle betrunken waren, wollten die Situation aber nicht weiter eskalieren lassen.

»Eine Welt ohne dumme Menschen wäre das reinste Chaos«, meinte der junge Mann in der Lederkluft und mit den Ketten. »Statt all der Arbeitslosen, die wir heute haben, würde es jede Menge Arbeitsplätze

geben und niemanden mehr, der arbeitet.«

»Schluß jetzt!« Meine Stimme klang autoritär, entschlossen. »Keiner sagt jetzt mehr was.«

Und zu meiner Überraschung trat Stille ein. Innerlich kochte ich, unterhielt mich aber trotzdem weiter mit den beiden Polizisten, als wäre ich der allerruhigste Mensch der Welt.

»Wenn sie gefährlich wären, würden sie nicht provozieren.«

Der Polizist wandte sich an den Ladenbesitzer.

»Wenn Sie uns brauchen, wir sind in der Nähe.«

Und bevor er ging, meinte er zum anderen, so daß man es im ganzen Laden hören konnte:

»Ich liebe dumme Menschen. Ohne sie könnten wir jetzt gezwungen sein, Räuber zu jagen.«

»Du hast recht«, entgegnete der andere Polizist. »Dumme Menschen halten uns von der Arbeit ab, und das macht uns das Leben leichter.«

Mit dem üblichen militärischen Gruß verabschiedeten sie sich von mir.

Als ich den kleinen Supermarkt verließ, hatte ich nur einen Gedanken: umgehend die Wodkaflaschen zu zerschmettern − nur eine wurde gerettet und ging von Mund zu Mund. An der Art, wie sie tranken, sah ich, daß sie erschrocken waren − ebenso erschrocken wie ich. Mit dem Unterschied, daß sie, als sie sich bedroht fühlten, zum Angriff übergegangen waren.

»Ich fühle mich nicht gut«, sagte Mikhail zu einem von ihnen. »Laßt uns gehen.«

Ich wußte nicht, was er damit meinte. Jeder zu sich nach Hause? Jeder zurück in sein Stadtviertel oder unter seine Brücke? Niemand fragte mich, ob ich mitgehen würde, doch ich blieb bei ihnen. Mikhails Bemerkung ›Ich fühle mich nicht gut‹ erfüllte mich mit Sorge − wir würden in dieser Nacht nicht mehr über die Reise nach Zentralasien reden können. Sollte ich mich verabschieden? Oder bis zuletzt dabeibleiben, um zu sehen, was ›Laßt uns gehen‹ bedeutete? Ich merkte, daß ich mich amüsierte und gern das Mädchen in den Vampirkleidern verführt hätte.

Also mitgehen.

Und mich bei jedem Anzeichen von Gefahr aus dem Staube machen.

Während wir unterwegs zu einem mir unbekannten Ort waren, ging mir dieses und jenes durch den Kopf. Ein Stamm. Eine symbolische Rückkehr in die Zeit, in der die Menschen reisten, sich in Gruppen

zusammenfanden und gegenseitig schützten, in der die Menschen mit wenig auskamen. Ein Stamm inmitten eines anderen, feindlichen Stammes, der Gesellschaft hieß, deren Felder er durchquerte und bei der er Schrecken verbreitete, weil sich die Mitglieder der Gesellschaft ständig herausgefordert fühlten. Eine Gruppe von Menschen, die sich zu einer idealen Gesellschaft zusammengefunden hatten − über die ich nichts weiter wußte, außer daß sie gepierct und merkwürdig gekleidet waren. Was waren ihre Werte? Was dachten sie über das Leben? Wie verdienten sie ihr Geld? Hatten sie Träume, oder reichte es ihnen, einfach durch die Welt zu wandern? All diese Fragen waren viel interessanter als das Dinner am nächsten Abend, von dem ich zudem genau wußte, wie es verlaufen würde. Es mochte am Wodka liegen − ich fühlte mich frei, meine persönliche Geschichte entfernte sich immer weiter von mir, es gab nur noch das Jetzt, spontanes Fühlen, und der Zahir war verschwunden.

Der Zahir?

Er war verschwunden, aber jetzt wurde mir klar, daß ein Zahir mehr war als eine Obsession oder eine der tausend Säulen der Moschee in Cordoba, wie es in der Erzählung von Jorge Luis Borges heißt, oder eine Frau in Zentralasien, wie ich es zwei Jahre lang schmerzlich erlebt hatte. Der Zahir war die Fixierung auf alles, was von Generation zu Generation weitergegeben wird, was auf jede Frage eine Antwort hat, allen Raum einnimmt, uns nie in Betracht ziehen läßt, daß die Dinge sich ändern können.

Der allmächtige Zahir scheint mit jedem Menschen aufs neue geboren zu werden und während der Kindheit seine ganze Kraft zu entfalten, indem er jedem seine Regeln auferlegt, die von da an eingehalten werden müssen. Sie lauten:

- Menschen, die anders sind, sind gefährlich, sie gehören einem anderen Stamm an, wollen unser Land und unsere Frauen.

- Du sollst heiraten, Kinder bekommen, die Art erhalten.

- Die Liebe ist klein, sie reicht nur für einen Menschen, und − aufgepaßt − jeder, der behauptet, das Herz sei größer und reiche für mehr als einen Menschen, wird verdammt.

- Mit der Heirat erhalten wir die Erlaubnis, vom Körper und der Seele des anderen Besitz zu ergreifen.

- Weil wir Teil einer organisierten Gesellschaft sind, müssen wir eine Arbeit verrichten, die wir hassen. Wenn alle tun, wozu sie Lust haben, gibt es keinen Fortschritt.

- Du sollst Schmuck kaufen − er ist unser Stammesmerkmal, so wie die Piercings das Merkmal eines anderen Stammes.

- Du sollst witzig sein und dich über andere, die ihre Gefühle zeigen,

lustig machen − es ist für den Stamm gefährlich, wenn eins seiner Mitglieder seine Gefühle zeigt.

- Du sollst möglichst nie »nein« sagen, denn Jasager sind beliebter und können in feindlichem Gebiet überleben.

- Was die anderen denken, ist wichtiger, als was du selbst fühlst.

- Du sollst kein Ärgernis erregen, es könnte die Aufmerksamkeit eines feindlichen Stammes hervorrufen.

- Wenn du dich anders verhältst, wirst du aus dem Stamm ausgestoßen, weil du sonst die anderen anstecken und dazu beitragen könntest, aufzulösen, was so schwierig zu organisieren war.

- Du sollst immer darauf achten, daß du in deiner neuen Höhle gut aussiehst, und wenn du nicht recht weißt, wie, dann ruf eben einen Innenarchitekten − der alles daransetzen wird, den anderen zu zeigen, daß du einen guten Geschmack hast.

- Du sollst mindestens dreimal pro Tag essen, selbst wenn du keinen Hunger hast; du sollst fasten, sobald du dich vom Schönheitsideal entfernst, und wenn du noch so hungrig bist.

- Du sollst dich nach dem Diktat der Modezeitschriften kleiden; Liebe machen, ob du Lust hast oder nicht; um Grenzen Kriege führen; wünschen, daß die Zeit schnell vergeht, damit du bald in Rente gehen kannst; du sollst Politiker wählen, dich über die Lebenshaltungskosten beklagen, je nach Religionszugehörigkeit sonntags oder samstags oder freitags dem Gottesdienst deiner Religionsgemeinschaft beiwohnen und dort um die Vergebung deiner Sünden bitten; dich stolz fühlen, weil du die Wahrheit kennst, und den anderen Stamm verachten, der einen falschen Gott anbetet.

- Deine Kinder sollen in deine Fußstapfen treten, schließlich bist du älter als sie und kennst die Welt.

- Du sollst studieren, auch wenn das Studium dir nicht zu einem Job in dem Bereich verhilft, den man dir als Berufsziel aufgezwungen hat.

- Du sollst Dinge lernen, die völlig unnütz sind, von denen aber jemand behauptet hat, man müsse sie unbedingt wissen, inklusive des Codex Hammurabi.

- Du sollst deine Eltern nie betrüben, auch wenn das bedeutet, daß du auf alles verzichten mußt, was dir Freude macht.

- Du sollst Musik leise hören, leise sprechen, heimlich weinen, denn ich bin der allmächtige Zahir, derjenige, der die Spielregeln aufgestellt hat, den Abstand zwischen den Eisenbahnschienen festgelegt, die Vorstellung von Erfolg und Belohnungen, die Art, wie man sich zu lieben hat. Vor einem ziemlich schicken Gebäude in einem teuren Viertel blieben wir stehen. Einer gab einen Code an der Eingangstür

ein, und wir stiegen in den dritten Stock hinauf. Ich stellte mir vor, ich würde jetzt bei einer dieser verständnisvollen Familien landen, in der die Eltern die merkwürdigen Freunde des Sohnes tolerieren − solange sie ihn in ihrer Nähe und alles unter Kontrolle haben. Aber als Lucrecia die Tür öffnete, lag die Wohnung im Dunkeln. Nur durch das Fenster fiel etwas Licht von der Straße herein. Meine Augen gewöhnten sich allmählich an die Dunkelheit, und ich erkannte einen großen leeren Salon, dessen einzige Dekoration ein Kamin war, der sichtlich seit vielen Jahren nicht mehr benutzt worden war.

Ein an die zwei Meter großer, blonder Junge mit langem Regenmantel und Irokesenschnitt ging in die Küche und kam mit brennenden Kerzen zurück. Wir setzten uns im Kreis auf den Boden, und zum ersten Mal an diesem Abend bekam ich Angst: Mir war, als wäre ich in einem Horrorfilm gelandet, in dem ein satanisches Ritual kurz bevorstand − das Opfer würde der Fremde sein, der ahnungslos mitgegangen war.

Mikhail war blaß, sein unsteter, flackernder Blick erhöhte noch mein Unbehagen. Er schien kurz vor einem epileptischen Anfall zu stehen. Wußten die anderen, wie man damit umging? Wäre es nicht besser, zu gehen, um nicht in eine böse Geschichte verwickelt zu werden?

Womöglich wäre es tatsächlich das vernünftigste und stünde einem berühmten Schriftsteller, der über Spiritualität schrieb und mit dem guten Beispiel vorangehen sollte, gut an. Ja, wäre ich vernünftig, würde ich zu Lucrecia sagen, daß sie ihrem Freund bei einem Anfall etwas in den Mund schieben müsse, um zu verhindern, daß er seine Zunge verschluckt und erstickt. Es war anzunehmen, daß sie sich damit auskannte, aber in der Welt derer, die dem gesellschaftlichen Zahir folgen, dürfen wir nichts dem Zufall überlassen, müssen wir immer umsichtig handeln.

Vor meinem Unfall hätte ich so gehandelt. Jetzt aber hatte meine eigene Geschichte ihre Bedeutung verloren. Sie existierte nicht mehr, und das Leben wurde wieder märchenhaft, abenteuerlich, eine einzige Suche, eine innere und eine äußere Reise. Mein Leben war jetzt wieder von Veränderungen geprägt, Dinge um mich herum verwandelten sich, und ich hoffte, es möge bis ans Ende meiner Tage so bleiben. (Ich erinnerte mich an das, was ich über meine Grabinschrift gesagt hatte: ›Er war lebendig, als er starb.‹) Ich trug die Erfahrungen meiner Vergangenheit in mir, die mir erlaubten, schnell und präzise zu reagieren, aber erinnerte mich nicht ständig an die Lektionen, die ich gelernt hatte. Man stelle sich einen Krieger vor, der mitten in der Schlacht innehält, um zu überlegen, welches die beste Kampftaktik ist! Er würde umgehend sein Leben verlieren.

Und der Krieger in mir entschied intuitiv und im Bewußtsein seines

Könnens, daß es jetzt hieß hierzubleiben, das Erlebnis ganz auszukosten, obwohl ich betrunken und müde war und befürchten mußte, daß Marie zu Hause besorgt und wütend wach im Bett lag. Ich setzte mich zu Mikhail, damit ich bei einem Anfall schnell reagieren könnte.

Er schien jedoch den epileptischen Anfall unter Kontrolle zu haben! Er wurde ruhiger, sein Blick fokussierte sich und wurde wieder intensiv wie der des weißgekleideten jungen Mannes auf der Bühne des armenischen Restaurants.

»Wir werden mit dem üblichen Gebet beginnen«, sagte er.

Und diese jungen Leute, die bislang so aggressiv, so betrunken, so außerhalb der Gesellschaft stehend gewirkt hatten, schlossen die Augen und hielten einander bei den Händen.

Sogar die beiden Schäferhunde in einer Ecke des Raumes wirkten jetzt ganz friedlich!

»O Herrin, wenn ich die Autos, die Schaufenster, die Gebäude und die Denkmäler, die Menschen, die für nichts und niemanden einen Blick haben, genauer ansehe, dann bemerke ich in ihnen deine Abwesenheit. Mach, daß wir fähig werden, dich zurückzuholen.«

Und im Chor fuhr die Gruppe fort:

»O, Herrin, wir erkennen deine Anwesenheit in den Prüfungen, die wir zu bestehen haben. Hilf uns, nicht aufzugeben. Mögen wir ruhig und entschlossen an dich denken, auch in Augenblicken, in denen es schwerfällt, zu akzeptieren, daß wir dich lieben.«

Ich erkannte, daß alle an ihrer Kleidung dasselbe Symbol trugen. Mal als Brosche oder als Metallverzierung



oder als Stickerei oder auch nur mit Kugelschreiber auf den Stoff gemalt.

»Ich möchte diese Nacht dem Mann weihen, der rechts neben mir sitzt. Er hat sich neben mich gesetzt, um mich zu beschützen.«

Wie konnte er das wissen?

»Er ist ein guter Mensch: Er hat begriffen, daß die Liebe verändert, und läßt sich von ihr verändern. Er trägt nur noch viel von seiner

eigenen Geschichte in seiner Seele, versucht aber, sich so gut es geht, von ihr zu befreien. Deshalb ist er auch bei uns geblieben. Er ist der Mann der Frau, die wir alle kennen und die mir zum Beweis ihrer Freundschaft eine Reliquie als Talisman zurückgelassen hat.«

Mikhail zog den blutbefleckten Stoffetzen aus der Tasche und legte ihn vor sich hin.

»Dies ist ein Stück vom Hemd des unbekannten Soldaten. Bevor er starb, bat er die Frau: ›Zerschneide meine Kleider, und teile sie mit denjenigen, die an den Tod glauben und deshalb imstande sind, zu leben, als sei der heutige Tag ihr letzter auf Erden. Sage diesen Menschen, daß ich gerade Gottes Antlitz geschaut habe. Fürchtet euch nicht, aber werdet nicht säumig. Sucht die einzige Wahrheit, die Liebe. Lebt nach ihren Gesetzen.‹«

Alle schauten ehrfurchtsvoll auf das Stück Stoff.

»Wir sind in eine Zeit des Aufruhrs hineingeboren worden. Wir lehnen uns voller Begeisterung auf, riskieren unser Leben und unsere Jugend, doch plötzlich haben wir Angst: Anstelle der anfänglichen Freude treten die wahren Herausforderungen: Müdigkeit, Monotonie, Zweifel an den eigenen Fähigkeiten. Einige Freunde haben bereits aufgegeben. Wir müssen uns der Einsamkeit stellen, den Überraschungen, den unvermittelten Wendungen, und nachdem wir immer wieder gestrauchelt sind und niemand da war, der uns auffing, fragen wir uns am Ende, ob sich die Mühe überhaupt lohnt.«

Mikhail machte eine Pause.

»Es lohnt sich weiterzumachen. Und wir werden weitermachen, auch wenn wir wissen, daß unsere Seele zwar ewig ist, jedoch mit ihren Möglichkeiten und Beschränkungen in den Spinnweben der Zeit gefangen. Versuchen wir, uns so lange wie möglich von diesen Spinnweben zu befreien. Wenn es aber nicht mehr möglich ist und wir zur offiziellen Geschichte zurückkehren, werden wir uns um so mehr an die Schlachten erinnern, die wir geschlagen haben, und werden bereit sein, den Kampf wiederaufzunehmen, sobald die Bedingungen wieder günstig sind. Amen.«

»Ich muß mit der Herrin sprechen«, sagte der blonde Junge mit dem Irokesenschnitt.

»Heute nicht. Ich bin müde.«

Enttäuschtes Gemurmel. Anders als das Publikum im armenischen Restaurant kennt diese Gruppe Mikhails Geschichte und weiß um die › Anwesenheit, die Mikhail neben sich wähnt. Er erhob sich und ging in die Küche, um ein Glas Wasser zu holen. Ich ging ihm nach.

Ich fragte ihn, wie sie zu dieser Wohnung gekommen seien. Er erklärte mir, das französische Gesetz erlaube jedem Bürger, legal eine

Immobilie zu bewohnen, die nicht von ihrem Besitzer genutzt werde. Oder anders gesagt, daß es sich um eine ›Besetzung‹ handle.

Die Vorstellung, daß Marie noch wach sein und auf mich warten könnte, begann mir unangenehm zu werden. Mikhail packte mich am Arm.

»Sie haben heute gesagt, Sie würden in die Steppe reisen. Ein letztes Mal: Bitte nehmen Sie mich mit. Ich muß in mein Land zurückkehren, auch wenn es nur für kurze Zeit ist, aber ich habe kein Geld. Ich habe Sehnsucht nach meiner Mutter, nach meinen Freunden, meinen Landsleuten. Ich könnte sagen: ›Die Stimme sagt mir, Sie werden mich brauchen‹, aber das ist nicht wahr − Sie können Esther problemlos ohne jede Hilfe finden. Trotzdem − ich muß nach Hause, um mich dort wieder mit Energie aufzuladen.«

»Ich kann Ihnen Geld für ein Rückflugticket geben.«

»Klar können Sie das. Aber ich möchte Sie begleiten, mit Ihnen zu dem Dorf gehen, in dem Esther jetzt lebt, den Wind auf meinem Gesicht spüren, Ihnen helfen, den Weg zurückzulegen, der Sie zu der Frau führt, die Sie lieben. Sie war sehr wichtig für mich und ist es immer noch. Ich habe mitbekommen, wie Sie sich verändert haben und wie ernst es Ihnen ist. Dadurch konnte ich viel lernen und will es weiterhin. Erinnern Sie sich an die ›nicht zu Ende gebrachten Geschichten‹, von denen ich gesprochen habe? Ich möchte Sie begleiten, bis wir das Haus sehen, in dem Esther lebt. So werde ich erfahren, wie diese Phase Ihres Lebens − und meines Lebens − ihren Abschluß findet. Sobald das Haus in Sicht kommt, werde ich Sie allein lassen.«

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Ich versuchte, das Thema zu wechseln, und fragte, wer die Leute im Raum seien.

»Menschen, die Angst haben, am Ende so dazustehen wie Esther und Sie, eine Generation, die davon träumte, die Welt zu verändern, sich aber am Ende der ›Realität‹ gefügt hat. Wir tun so, als seien wir stark, weil wir schwach sind. Wir sind noch wenige, sehr wenige, aber ich hoffe, daß dies nur vorübergehend so ist; die Menschen können sich nicht immer weiter selber betrügen.

Und wie lautet Ihre Antwort auf meine Frage?« »Mikhail, Sie wissen, daß ich ehrlich versuche, mich von meiner eigenen Geschichte zu befreien. Vor nicht allzu langer Zeit noch hätte ich es bequemer und vernünftiger gefunden, mit Ihnen zu reisen, weil Sie sich in der Region, mit ihren Gebräuchen und möglichen Gefahren auskennen. Aber jetzt glaube ich, daß ich den Ariadnefaden ganz allein aufrollen, allein aus dem Labyrinth herausfinden muß, in das ich mich begeben habe. Mein Leben hat sich verändert, mir kommt es so vor, als sei ich

zehn, zwanzig Jahre jünger geworden − jung genug, um zu einem Abenteuer aufzubrechen.«

»Wann fahren Sie?«

»Sobald ich ein Visum habe. In zwei oder drei Tagen.« »Die Herrin möge Sie begleiten. Die Stimme sagt mir, dies ist der richtige Augenblick. Sagen Sie mir Bescheid, wenn Sie es sich anders überlegen.«

Ich ging an den anderen vorbei, die sich zum Schlafen auf den Boden gelegt hatten. Auf dem Nachhauseweg dachte ich, daß sogar in meinem Alter das Leben sehr viel fröhlicher sein konnte, als ich früher gedacht hatte. Es ist immer möglich, wieder jung und verrückt zu sein. Ich war so auf den Augenblick konzentriert, daß ich überrascht war, als die Leute mir nicht auswichen, um mich vorbeizulassen. Niemand bemerkte mich, aber mir gefiel es. Plötzlich fühlte ich mich in das Paris Heinrichs IV. zurückversetzt, der, als man ihm vorwarf, seinen protestantischen Glauben verraten und eine Katholikin geheiratet zu haben, geantwortet hatte: »Paris ist eine Messe wert.« Paris ist noch viel mehr wert als das.

Vor meinem inneren Auge erstand das Paris um 1600 mit seinen religiösen Massakern, den blutigen Ritualen, seinen Königen und Königinnen, dem Louvre, den anderen Schlössern, den darbenden Malern, betrunkenen Schriftstellern, den Philosophen, die sich das Leben nahmen, den Militärs, die Intrigen spannen und so die Welt erobern wollten, den Verrätern, die mit einem Handstreich eine Dynastie stürzen konnten. Alles Geschichten, die schnell vergessen wurden und erst jetzt wieder erinnert − auf daß sie wieder erzählt würden.

Zum ersten Mal seit langer Zeit kam ich nach Hause, ohne sofort im Computer meine Mails aufzurufen und zu sehen, ob von mir eine dringliche Antwort erwartet wurde. Nichts ist vollkommen unaufschiebbar. Ich ging nicht ins Schlafzimmer, um nach Marie zu sehen, denn ich wußte ohnehin, daß sie wach war und nur so tun würde, als ob sie schliefe. Ich schaltete auch den Fernseher nicht an, um die nächtlichen Nachrichtensendungen zu sehen, die ich von Kind an verfolgte: Dieses Land bedroht jenes − jemand hat einen anderen verraten − der Wirtschaft geht es schlecht − ein Skandal um Liebe und Leidenschaft ist gerade aufgedeckt worden − Israel und Palästina sind auch nach fünfzig Jahren nicht zu einer friedlichen Übereinkunft gekommen − noch eine Bombe ist hochgegangen − ein Hurrikan hat Tausende obdachlos gemacht.

Ich erinnerte mich an jenen Morgen, als die großen Nachrichtensender aus Mangel an terroristischen Attentaten als Hauptmeldung über eine Rebellion in Haiti berichteten. Was interessierte mich Haiti?! Was bedeutete es für mein Leben, für das Leben meiner Frau, für den Brotpreis in Paris oder den ›Stamm‹ Mikhails ? Wie konnte ich fünf Minuten meines kostbaren Lebens damit verbringen, mir etwas über diese Rebellen und den Präsidenten anzusehen, noch dazu in unzähligen Wiederholungen, als handele es sich bei der Nachricht um ein Ereignis von globaler Bedeutung! Eine Rebellion in Haiti! Ich war darauf hereingefallen! Ich hatte bis zum Ende zugeschaut! Die Dummen verdienen tatsächlich einen besonderen Personalausweis, weil sie die kollektive Dummheit aufrechterhalten.

Ich öffnete das Fenster, ließ die eisige Nachtluft herein, zog mich aus, sagte mir, ich könnte mich beherrschen, der Kälte widerstehen. Ich stand da, dachte an nichts, spürte nur meine Füße auf dem Boden, mein Blick war starr auf den Eiffelturm gerichtet, ich hörte Hundegebell, Sirenen, Gesprächsfetzen, die ich nicht genau verstehen konnte.

Ich war nicht ich, ich war nichts − und das kam mir wunderbar vor.

»Du bist so eigenartig.«

»Wieso bin ich eigenartig?«

»Du wirkst traurig.«

»Aber ich bin nicht traurig. Ich bin zufrieden.«

»Siehst du? Dein Tonfall ist unehrlich, du bist traurig, wagst es aber nicht zu sagen.«

»Warum sollte ich traurig sein?«

»Weil ich heute nacht sehr spät und betrunken nach Hause gekommen bin. Du hast mich nicht einmal gefragt, wo ich gewesen bin.«

»Das interessiert mich nicht.«

»Warum interessiert es dich nicht? Habe ich nicht gesagt, ich würde mit Mikhail ausgehen?«

»Und, bist du das?«

»Ja.«

»Na also, was soll ich dich dann fragen?«

»Findest du nicht, daß, wenn dein Geliebter mitten in der Nacht nach Hause kommt, du mindestens versuchen solltest herauszubekommen, was passiert ist?«

»Und was ist passiert?«

»Nichts. Ich bin mit Mikhail und ein paar seiner Freunde unterwegs gewesen.«

»Na also.«

»Glaubst du mir das?«

»Selbstverständlich glaube ich dir.«

»Ich glaube, du liebst mich nicht mehr. Du bist nicht eifersüchtig. Bist gleichgültig. Ist es normal, daß ich erst um zwei Uhr morgens nach Hause komme?«

»Sagst du nicht immer, du seiest ein freier Mann?«

»Natürlich bin ich das.«

»Also ist es normal, daß du um zwei Uhr morgens kommst. Und tust, wozu du Lust hast. Wenn ich deine Mutter wäre, hätte ich mich gesorgt, aber ich bin nicht deine Mutter, und du bist kein kleines Kind. Die Männer sollten aufhören, sich immer so aufzuführen, als müßten die Frauen sie wie ihre Söhne behandeln.«

»Diese Sorge meine ich nicht. Ich rede von Eifersucht.«

»Wärst du glücklicher, wenn ich dir beim Frühstück eine Szene machen würde?«

»Bloß nicht, die Nachbarn könnten es hören.«

»Die Nachbarn kümmern mich nicht, ich habe schlicht keine Lust dazu. Es ist mir schwergefallen, aber ich habe schließlich akzeptiert, was du mir in Zagreb gesagt hast, ich versuche, mich an den Gedanken zu gewöhnen. Falls es dich glücklich macht, könnte ich einstweilen so tun, als sei ich eifersüchtig, ärgerlich, außer mir vor Wut.«

»Du bist wirklich eigenartig. Es sieht so aus, als spielte ich in deinem Leben schon keine Rolle mehr.«

»Es sieht so aus, als hättest du den Journalisten vergessen, der im Salon auf dich wartet und unser Gespräch mithört.«

Ja, der Journalist. Den Autopiloten einstellen, denn ich weiß schon, welche Fragen er stellen wird. Ich weiß, wie das Interview anfangen wird (»Lassen Sie uns über Ihr neues Buch sprechen, welches ist die wesentliche Botschaft?«), weiß, was ich darauf antworten werde (»Wenn ich eine Botschaft vermitteln wollte, würde ich einen Satz schreiben, kein Buch!«).

Ich weiß, daß er fragen wird, was ich von den Kritikern halte, die im allgemeinen sehr hart über meine Bücher urteilen. Ich weiß, daß unsere Unterhaltung mit den Fragen enden wird: »Und schreiben Sie

schon an einem neuen Buch? Welches sind Ihre nächsten Projekte?« Worauf ich antworten werde: »Das ist ein Geheimnis.«

Das Interview beginnt wie vorausgesehen:

»Lassen Sie uns über Ihr neues Buch sprechen. Welches ist die wesentliche Botschaft?«

»Wenn ich eine Botschaft vermitteln wollte, hätte ich nur einen Satz geschrieben.«

»Und warum schreiben Sie?«

»Weil ich herausgefunden habe, daß Schreiben eine Möglichkeit ist, meine Gefühle mit anderen zu teilen.«

Der Satz gehört ebenfalls zum Autopilotsystem, aber ich verbessere mich:

»Allerdings kann diese Geschichte auf eine andere Art erzählt werden.«

»Eine Geschichte, die auch anders erzählt werden könnte? Wollen Sie damit sagen, daß Sie mit ›Zerreißen hat seine Zeit, Zunähen hat seine Zeit‹ nicht zufrieden sind?«

»Ich bin mit dem Buch sehr zufrieden, aber unzufrieden mit der Antwort, die ich gerade gegeben habe. Warum ich schreibe? Die wahre Antwort lautet folgendermaßen: Ich schreibe, weil ich geliebt werden will.«

Der Journalist schaut mich mißtrauisch an: Was sollte er mit diesem Bekenntnis anfangen?

»Ich schreibe, weil ich als Junge nicht gut Fußball spielen konnte und kein Auto, kein anständiges Taschengeld und keine Muskeln hatte.«

Es kostete mich große Mühe, weiterzureden. Das Gespräch mit Marie hatte mich an eine Vergangenheit erinnert, die schon keine Bedeutung mehr hatte, ich mußte über meine wahre eigene Geschichte sprechen, mich von ihr befreien. Ich fuhr fort:

»Ich trug auch keine modische Kleidung. Die Mädchen in meiner Klasse interessierten sich nur dafür, und ich schaffte es nicht, sie auf mich aufmerksam zu machen. Die Abendstunden, die meine Mitschüler bei ihren Freundinnen verbrachten, nutzte ich dazu, mir eine eigene Welt zu erschaffen, in der ich glücklich sein konnte: Meine Gefährten waren Schriftsteller und ihre Bücher. Eines schönen Tages schrieb ich für ein Mädchen aus meiner Straße ein Gedicht. Ein Mitschüler entdeckte es in meinem Zimmer, entwendete es und las es später vor versammelter Klasse vor. Alle feixten, fanden mich lächerlich − ich war verliebt!

Das Mädchen, dem ich das Gedicht gewidmet hatte, lachte nicht. Am nächsten Abend, als wir mit der Schule ins Theater gingen, richtete sie

es so ein, daß sie neben mir saß, und faßte nach meiner Hand. Wir verließen das Theater Arm in Arm. Ich, der ich mich häßlich, mickrig fand und altmodisch angezogen war, zusammen mit dem beliebtesten Mädchen der Klasse.«

Ich machte eine Pause.

»Alles wegen eines Gedichts«, fuhr ich fort. »Ein Gedicht hat mich begreifen lassen, daß ich schreibend meine eigene, unsichtbare Welt zeigen und so mit den Bedingungen der sichtbaren Welt meiner Freunde konkurrieren konnte: mit der körperlichen Kraft, der modischen Kleidung, den Autos, der Überlegenheit beim Sport.«

Der Journalist war etwas überrascht, und ich noch viel mehr. Aber er beherrschte sich und fragte weiter:

»Warum glauben Sie, daß die Kritiker so hart mit Ihren Büchern ins Gericht gehen?«

Der Autopilot hätte in diesem Augenblick geantwortet:

»Nehmen Sie die Biographie eines beliebigen Klassikers − mit dem ich mich, verstehen Sie mich bitte nicht falsch, ansonsten mitnichten zu vergleichen anmaßen würde −, dann sehen Sie, daß die Kritik mit Autoren schon immer nadenlos umgesprungen ist. Der Grund ist einfach: Die Kritiker sind höchst unsicher, sie tappen immer im dunkeln. Wenn es um Politik geht, sind sie Demokraten, aber wenn es um Kultur geht, sind sie Faschisten. Sie meinen, die Leute seien fähig, eine Regierung zu wählen, aber keine Filme, Bücher oder Musik.

Haben Sie schon einmal vom Gesetz von Jante gehört?«

Jetzt war es passiert. Ich hatte den Autopiloten abgestellt, obwohl ich davon ausgehen konnte, daß der Journalist meine Antwort schwerlich veröffentlichen würde.

»Nein, noch nie«, antwortete er.

»Obwohl es das Gesetz schon seit Beginn der Zivilisation gibt, wurde es erst 1933 von einem dänischen Schriftsteller erkannt und beschrieben. In der kleinen Stadt Jante hatten die Stadtväter zehn Gebote geschaffen, nach denen die Menschen sich richten mußten. Ganz offensichtlich aber gilt das Gesetz nicht nur in Jante, sondern überall auf der Welt. Wenn ich den Gesetzestext mit wenigen Worten zusammenfassen müßte, würde ich sagen: Mittelmäßigkeit und Anonymität sind die beste Wahl. Wenn du nach dem Gesetz handelst, wirst du in deinem Leben keine großen Probleme bekommen. Aber wenn du versuchst, anders zu sein-‹«

»Wie lauten denn die Gebote von Jante«, unterbrach mich der Journalist, der ehrlich interessiert zu sein schien.

Ich ging zu meinem Computer und druckte eine bereits

veröffentlichte Kurzfassung aus:

Du bist niemand, versuche nicht, zu glauben, du wüßtest mehr als wir. Du bist unbedeutend, bringst nichts zustande, deine Arbeit ist unbedeutend, fordere uns nicht heraus, dann kannst du glücklich leben. Nimm immer ernst, was wir sagen, und lache nie über unsere Meinungen.

Der Journalist faltete das Blatt zusammen und steckte es in die Tasche.

»Sie haben recht. Wenn Sie nichts sind, Ihre Arbeit keine Auswirkung hat, dann verdienen Sie Lob. Aber wer aus der Mittelmäßigkeit ausbricht, wer Erfolg hat, fordert das Gesetz heraus und muß bestraft werden.«

Wie gut, daß er selber zu diesem Schluß gekommen war!

»Nicht nur die Kritiker«, fügte ich hinzu, »viel mehr Menschen, als Sie denken.«

Am Nachmittag rief ich Mikhail auf seinem Handy an.

»Wir fahren zusammen.«

Er war keineswegs überrascht. Er bedankte sich nur und fragte, was mich dazu gebracht habe, meine Meinung zu ändern.

»Zwei Jahre lang beschränkte sich mein Leben nur auf den Zahir. Seit ich Sie getroffen habe, bin ich einen Weg gegangen, der vergessen worden war, eine stillgelegte Eisenbahnstrecke. Zwischen den Schienen wächst Gras, aber noch sind sie befahrbar. Ich kann doch nicht auf halber Strecke stehenbleiben, noch bin ich nicht am Zielbahnhof angekommen.«

Er fragte, ob ich schon mein Visum hätte. Ich erklärte ihm, daß die ›Gefälligkeitsbank‹ derzeit sehr aktiv sei: Ein russischer Freund habe seine Freundin angerufen, die Direktorin eines Zeitungsverlags in Kasachstan sei. Sie wiederum habe den kasachischen Botschafter in Paris angerufen. Bis zum Abend müßte alles bereit sein.

»Wann fahren wir los?«

»Morgen. Ich brauche nur Ihren richtigen Namen, um die Tickets zu kaufen − das Reisebüro wartet auf der anderen Telefonleitung.«

»Bevor ich auflege, möchte ich noch etwas sagen: Mir gefällt Ihr Bild von den Schienen und ihrem immer gleichen Abstand, und mir gefällt auch Ihr Bild von der stillgelegten Eisenbahnstrecke. Aber ich glaube nicht, daß das der Grund ist, weshalb Sie mich einladen, Sie zu begleiten. Ich glaube, es ist wegen eines Textes, den Sie geschrieben haben, ich kann ihn auswendig, Ihre Frau hat ihn immer wieder zitiert, und er ist viel romantischer als Ihr Satz über die sogenannte

›Gefälligkeitsbank‹.

Ein Krieger des Lichts vergißt niemals, dankbar zu sein.

Die Engel haben ihm im Kampf beigestanden; die himmlischen Heerscharen haben einem jeden Ding seinen rechten Platz zugewiesen und dem Krieger des Lichts erlaubt, sein Bestes zu geben. Daher kniet er bei Sonnenuntergang nieder und dankt dem schützenden Mantel, der ihn umgibt.

Seine Gefährten meinen: ›Was hat er doch für ein Glück!‹ Aber unter ›Glück‹ versteht er, sich umschauen zu können und zu sehen, wo seine Freunde sind: denn durch das, was sie gesagt haben, konnten die Engel sich Gehör verschaffen.«

»Ich kann mich nicht immer an das erinnern, was ich geschrieben habe, aber es freut mich. Bis später, ich muß dem Reisebüro Ihren Namen mitteilen.« Es dauert zwanzig Minuten, bis jemand in der Taxizentrale ans Telefon geht. Eine schlechtgelaunte Stimme sagt mir, ich müsse noch eine halbe Stunde warten. Marie wirkt fröhlich in ihrem üppigen, sinnlichen schwarzen Kleid, und mir fällt der erste Abend im armenischen Restaurant ein, an dem ein Mann davon sprach, daß es ihn erregte, wenn er merkte, daß seine Frau von andern begehrt wurde. Ich weiß, daß bei einer Gala alle Frauen so angezogen sein werden, daß ihre Kurven voll zur Geltung kommen und ihre Ehemänner oder Freunde die begehrlichen Blicke der anderen Männer auffangen und sich sagen: »Nur zu, genießt von weitem, denn sie ist mit mir zusammen, und ich darf sie anfassen, ich bin euch überlegen, ich habe etwas, was ihr gern hättet.«

Ich werde kein Geschäft, keine Verträge abschließen, keine Interviews geben − ich werde nur an einer Zeremonie teilnehmen, eine Einzahlung auf mein Konto bei der ›Gefälligkeitsbank‹ machen, mit jemand Langweiligem als Tischnachbarn zu Abend essen, der mich fragen wird, woher ich die Inspiration zu meinen Büchern nehme. Auf der anderen Seite wird möglicherweise ein Paar Brüste sitzen, vielleicht die Frau eines meiner Freunde, und ich muß mich in der Gewalt haben, um nicht den Blick zu senken, denn tue ich es auch nur eine Sekunde lang, wird sie ihrem Mann erzählen, daß ich versucht habe, sie zu verführen. Während wir auf das Taxi warten, mache ich gedanklich eine Liste der üblichen Gesprächsthemen:

a) Kommentare über das Aussehen: »Wie elegant Sie sind!« − »Was für ein bezauberndes Kleid Sie tragen!« − »Sie sehen aus wie das blühende Leben − frisch aus dem Urlaub?« Später, wenn die Leute wieder zu Hause sind, ziehen sie dann über die anderen her, höhnen, wie schlecht alle gekleidet gewesen wären, wie krank alle ausgesehen

hätten.

b) Kürzlich unternommene Reisen: »Sie müssen unbedingt nach Aruba fahren, es ist phantastisch.« − »Es gibt nichts Besseres als eine Sommernacht mit einem Martini am Strand von Cancün.« Tatsächlich haben sie sich nicht besonders amüsiert, hatten nur ein paar Tage lang das Gefühl von Freiheit und mußten es schön finden, weil sie Geld dafür ausgegeben hatten.

c) Noch mehr Reisen, diesmal an Orte, die sie kritisieren: »Ich war in Rio de Janeiro, Sie können sich ja nicht vorstellen, wieviel Gewalt da herrscht.« − »Das Elend in den Straßen von Kalkutta ist beeindruckend.« Im Grunde sind sie nur hingefahren, um sich dort bedeutend und privilegiert zu fühlen und danach erleichtert wieder in die mickrige Realität ihres Lebens zurückzukehren, in dem es wenigstens weder Elend noch Gewalt gab.

d) Neue Therapien: »Eine Woche lang täglich eine Pakkung mit Weizenkleie-Extrakt ist Balsam für Ihr Haar.« − »Ich war zwei Tage in einer Spa in Biarritz, das Wasser öffnet die Poren und eliminiert die Toxine.« Eine Woche danach werden sie herausfinden, daß Weizenkleie überhaupt keine Wirkung hat und daß jede Art von heißem Wasser die Poren öffnet und Toxine eliminiert.

e) Die anderen: »Ich habe Soundso schon ewig nicht gesehen, was der wohl macht?« − »Wußten Sie schon, daß Frau Soundso ihre Wohnung verkauft hat, weil sie finanziell in der Klemme steckt?« Man kann über die herziehen, die nicht zu besagtem Fest eingeladen wurden, sie nach Herzenslust kritisieren, solange man es mit unschuldiger, mitleidiger Miene tut und am Ende verkündet: »Aber trotz allem ist er (oder sie) ein bemerkenswerter Mensch.«

f) Belanglose Klagen, nur um am Tisch für Stimmung zu sorgen: »Es wäre so schön, wenn in meinem Leben etwas Neues passieren würde.« − »Ich mache mir solche Sorgen um meine Kinder, was die hören, ist doch keine Musik, und was sie lesen, erst recht keine Literatur.« Sie warten auf Kommentare von Leuten, die das gleiche Problem haben, fühlen sich dann weniger allein und gehen fröhlich nach Hause.

g) Bei Festivitäten unter Intellektuellen, wie der heutigen, werden wir über den Krieg in Nahost, die Probleme mit fundamentalistischen Moslems, eine neue Ausstellung reden, über den Philosophen, der gerade en vogue ist, über das phantastische Buch, das keiner gelesen hat, die Musikszene, die auch nicht mehr ist, was sie einmal war; wir werden unsere intelligenten, vernünftigen Meinungen kundtun, die in vollkommenem Gegensatz zu dem stehen, was wir wirklich denken − wir wissen, wie schwer es uns fällt, zu diesen Ausstellungen zu gehen, diese unerträglichen Bücher zu lesen, todlangweilige Filme anzusehen, nur um ein Gesprächsthema für einen Abend wie diesen zu haben.

Das Taxi kommt, und unterwegs setze ich Punkt f sofort bei Marie um: Ich jammere ihr vor, wie sehr ich solche Abendessen hasse. Worauf sie meint, letztlich würde ich mich immer köstlich amüsieren und es wunderbar finden − womit sie recht hat.

Wir betreten eines der angesagtesten Restaurants der Stadt, begeben uns in den für das Event reservierten Saal. Ein Literaturpreis, bei dem ich in der Jury sitze. Alle stehen herum, unterhalten sich, einige begrüßen mich, andere schauen mich nur an und tuscheln miteinander. Der Organisator des Preises kommt auf mich zu, stellt mich den Anwesenden vor, wie immer mit dem für mich ärgerlichen Satz: »Eigentlich brauche ich ihn nicht vorzustellen ...« Einige lächeln und erkennen mich, andere lächeln nur, erkennen mich nicht, aber tun so, als wüßten sie, wer ich bin −denn das Gegenteil einzugestehen hieße, zu akzeptieren, daß die Welt, in der sie leben, passee ist, daß sie an dem, was zur Zeit an Interessantem passierte, nicht teilhatten.

Ich muß an den Stamm von vergangener Nacht denken und notiere mir in Gedanken einen Zusatz: Die Dummen sollten alle auf ein Narrenschiff verfrachtet werden, wo es jeden Abend ein Fest gibt und sie den anderen Narren monatelang unendlich viele Male vorgestellt werden, bis sie sich endlich merken können, wer wer ist.

Ich ging innerlich den Katalog von Menschen durch, die an solchen Events teilnehmen. Zehn Prozent sind sogenannte ›Mitglieder‹, Entscheidungsträger, die wegen der ›Gefälligkeitsbank‹ kommen und die jede Gelegenheit wahrnehmen, die ihren Geschäften förderlich sein kann, wo sie etwas einnehmen, wo sie investieren können. Sie merken sofort, ob die Veranstaltung etwas bringt, gehen immer als erste und vergeuden nie ihre Zeit.

Zwei Prozent sind die ›Talente‹, die tatsächlich eine vielversprechende Zukunft vor sich haben, bereits einiges geleistet haben, bereits von der ›Gefälligkeitsbank‹ wissen und Kunden mit Potential sind. Sie können schon wichtige Gefälligkeiten leisten, sind aber noch nicht zu Entscheidungsträgern aufgestiegen. Sie sind zu allen gleich freundlich, weil sie nicht immer genau wissen, mit wem sie es gerade zu tun haben. Sie sind auch viel offener als die ›Mitglieder‹, denn jeder Weg kann sie weiterbringen.

Drei Prozent sind die ›Tupamaros‹, die ihren Namen einer Guerillagruppe in Uruguay verdanken: Ihnen ist es gelungen, sich unter die Gäste zu schmuggeln, sie gieren nach Kontakten und wissen gleichzeitig nicht, ob sie bleiben oder zu einem anderen Fest weitereilen sollen, das zur selben Zeit stattfindet. Sie lechzen danach, ihre Talente unter Beweis zu stellen, wurden aber nicht eingeladen, weil sie die ersten Hürden noch nicht genommen haben; sobald sie als

›Tupamaros‹ erkannt werden, läßt man sie links liegen.

Bleiben die restlichen fünfundachtzig Prozent, die ›Tabletts‹. Ich habe sie so getauft, weil es, ebenso wie es kein Fest ohne dieses Utensil gibt, auch kein Event gibt, bei dem sie nicht anwesend sind. Die ›Tabletts‹ wissen nicht genau, was eigentlich los ist, aber sie wissen, daß es wichtig ist, dort zu sein, sie stehen auf der Liste der Sponsoren, weil der Erfolg eines Events immer auch an der Anzahl der anwesenden Gäste gemessen wird. Sie sind Ex von etwas oder jemand Wichtigem − Exbankiers, Exdirektoren, Exehemänner einer berühmten Frau, Exehefrauen eines Mannes, der heute eine Machtposition innehat. Es sind Grafen in einem Land, in dem es keine Monarchie mehr gibt, Prinzessinnen und Herzoginnen, die von der Vermietung ihrer Schlösser leben. Sie gehen von einem Fest zum anderen, von einem Abendessen zum nächsten − und ich frage mich, ob ihnen niemals übel wird.

Als ich neulich mit Marie darüber sprach, meinte sie, es gebe nicht nur arbeitssüchtige, sondern auch amüsiersüchtige Menschen. Die Angehörigen beider Suchtkategorien seien unglücklich, glaubten ständig, es würde ihnen etwas entgehen, aber von ihrer Sucht lassen könnten sie nicht.

Eine blonde, hübsche junge Frau tritt zu mir heran, als ich gerade mit einem Direktor eines Literatur- und Filmfestivals spreche, und sagt, wie sehr ihr ›Zerreißen hat seine Zeit, Zunähen hat seine Zeit‹ gefallen habe. Sie stamme aus einem baltischen Land und arbeite beim Film. Sie wird von uns sofort als Mitglied der ›Tupamaro‹-Gruppe identifiziert, weil sie zwar auf mich gezeigt hat, aber eigentlich an dem Festivaldirektor, der neben mir steht, interessiert ist. Aufgrund dieses sonst unverzeihlichen Fauxpas kann es auch sein, daß die Frau zur Gruppe der unerfahrenen Talente gehört. Der Festivaldirektor erkundigt sich, was genau sie beim Film macht, und erhält zur Antwort, sie sei Filmkritikerin bei einer Zeitung, habe auch schon ein Buch veröffentlicht.

Und dann begeht sie einen Fauxpas: Sie fragt zu schnell, wie sie es anstellen muß, um zu einer Einladung zum diesjährigen Festival zu kommen. Worauf der Festivaldirektor abwiegelt, meine Verlegerin aus dem baltischen Heimatland der Filmkritikerin, eine einflußreiche, fleißige Frau, sei bereits eingeladen. Sie wenden sich wieder mir zu, die Tupamaro bringt minutenlang kein Wort mehr heraus und entfernt sich dann.

Die meisten geladenen Gäste des Abends − Tupamaros, Talente und Tabletts − gehören, da es sich um einen Literaturpreis handelt, dem Künstlermilieu an. Nur die Mitglieder wechseln je nach Sponsoren oder Kuratoren von Stiftungen, die Museen, Musikfestivals oder

vielversprechende Talente unterstützen. Nach einigen Gesprächen darüber, wer am meisten Lobbying betrieben hat, um den Preis dieses Abends zu ergattern, steigt der Moderator auf die Bühne und bittet alle Anwesenden, gemäß der aufgestellten Tischkärtchen Platz zu nehmen. Er macht ein paar Witzchen (das gehört zum Ritual), alle lachen, und dann sagt er, die Sieger würden zwischen der Vorspeise und dem ersten Gang verkündet.

Ich sitze am Ehrentisch. Das hat den Vorteil, daß ich weit weg bin von den ›Tabletts‹, aber den Nachteil, daß ich leider auch nicht mit den begeisterten, interessanten Talenten Zusammensein kann. Ich sitze zwischen der Direktorin eines Automobilkonzerns, der das Event sponsert, und einer Erbin, die beschlossen hat, in Kunst zu investieren − zu meiner Überraschung hat keine der beiden ein provozierendes Dekollete. Mit am Tisch sitzen außerdem der Direktor eines Parfümherstellers, ein arabischer Prinz auf Durchreise (der von einer der Eventmanagerinnen geschnappt wurde, um dem Abend Glanz zu verleihen), ein israelischer Bankier, der Inkunabeln aus dem vierzehnten Jahrhundert sammelt, der Organisator des Abends, der französische Konsul in Monaco und eine blonde junge Frau, von der ich nicht genau weiß, was sie da macht, aber annehme, daß sie die Geliebte des Organisators ist.

Ständig muß ich meine Brille aufsetzen und heimlich die Namen meiner Tischnachbarn lesen (ich müßte selbst dringend auf dieses Narrenschiff, das ich erfunden habe, um zigmal zum selben Fest eingeladen zu werden, bis ich mir die Namen der Gäste endlich merken kann). Marie sitzt, wie es das Protokoll verlangt, an einem anderen Tisch. Irgend jemand hat sich irgendwann einmal ausgedacht, daß bei offiziellen Diners die Paare getrennt voneinander zu sitzen haben − vielleicht, um mehr Spannung aufkommen zu lassen, wer denn nun verheiratet, ledig oder verheiratet, aber dennoch verfügbar sei. Vielleicht aber ging dieser Jemand auch davon aus, daß Paare, die nebeneinandersitzen, nur mit einander reden würden − doch wozu sollten sie dann in ein Taxi steigen und sich zu einem Bankett begeben?

Wie ich bereits mit meiner Gesprächsthemenliste vorausgesehen habe, kreist das Tischgespräch zuerst um die Freuden der Kultur − wie wunderbar diese Ausstellung, wie intelligent die Kritik von Soundso gewesen sei. Ich möchte mich auf die Vorspeise konzentrieren − Kaviar mit Lachs und Ei −, werde aber ständig durch die berühmten Fragen nach dem Erfolg meines neuen Buches, nach den Quellen meiner Inspiration und nach neuen Buchprojekten davon abgehalten. Alle zeigen, wie gebildet sie sind, alle zitieren − selbstverständlich wie nebenbei − irgend jemand Berühmten, den sie kennen und mit dem sie

eng befreundet sind. Alle können perfekte Statements zur aktuellen Politik abgeben oder zu den Problemen, mit denen die Kulturszene zu kämpfen hat.

»Wie wäre es, wenn wir über etwas ganz anderes reden würden?«

Der Satz ist mir einfach so herausgerutscht. Alle am Tisch schweigen: Schließlich gilt es als unhöflich, anderen ins Wort zu fallen, und erst recht, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Aber es sieht so aus, als hätte mich der gestrige Spaziergang mit den ›Bettlern‹ durch die Straßen von Paris für immer verdorben: Ich kann diese Art von Gesprächen einfach nicht mehr ertragen.

»Wir könnten über den Resignationspunkt sprechen: Einen Augenblick in unserem Leben, in dem wir stehenbleiben und uns mit dem zufriedengeben, was wir haben.«

Niemanden interessiert das sonderlich. Ich beschließe, das Thema zu wechseln.

»Wir könnten darüber sprechen, wie wichtig es ist, die erlernten Geschichten zu vergessen, und etwas Neues zu erleben. Jeden Tag etwas Neues zu machen − wie beispielsweise, mit der Person zu reden, die im Restaurant am Nebentisch sitzt, dem zuzuhören, was der andere zu sagen hat, die Energie der Liebe fließen zu lassen, anstatt zu versuchen, sie in einen Topf zu stecken und einen Deckel drauf zu tun.«

»Ist damit Ehebruch gemeint?« fragt der Organisator des Abends.

»Nein. Es bedeutet, ein Instrument der Liebe zu sein und nicht deren Beherrscher. So können wir sicher sein, daß wir mit jemandem zusammen sind, weil wir es wirklich wollen, und nicht, weil die Konvention uns dazu zwingt.«

Sehr höflich, aber nicht ohne Ironie erklärt mir der französische Konsul in Monaco, daß unsere Tischgenossen von diesem Recht und dieser Freiheit allesamt Gebrauch gemacht hätten. Alle stimmen zu, obwohl niemand es für wahrscheinlich hält.

»Sex«, ruft die Blonde aus, von der niemand weiß, was sie eigentlich macht. »Warum reden wir nicht über Sex? Das ist viel interessanter und weniger kompliziert.«

Ihr Einwurf ist wenigstens ehrlich. Eine meiner Tischnachbarinnen lacht ironisch, aber ich stimme der Blonden zu:

»Sex ist tatsächlich viel interessanter, wenn auch kaum ein alltägliches Thema, nicht wahr? Außerdem ist es kein Tabuthema mehr.«

»Es ist zwar nicht tabu, aber entsetzlich geschmacklos«, sagt eine andere Tischnachbarin.

»Welches Thema ist denn heutzutage noch tabu?« will der Organisator wissen. Er fühlt sich sichtlich nicht mehr wohl in seiner Haut.

»Geld, beispielsweise. Alle, die wir hier sitzen, haben Geld oder tun so, als hätten sie welches. Wir glauben, wir seien eingeladen worden, weil wir reich, berühmt, einflußreich sind. Aber haben wir jemals bei einem dieser Abendessen erfahren, was jeder von uns verdient? Da wir unser selbst doch so sicher sind, so unbestreitbar bedeutend sind, warum sehen wir unsere Welt nicht einmal so an, wie sie wirklich ist?«

»Worauf wollen Sie hinaus?« fragt die Direktorin des Automobilkonzerns.

»Das ist eine lange Geschichte: Ich könnte mit Hans und Fritz anfangen, die in einer Bar in Tokio sitzen und dann zu einem mongolischen Nomaden kommen, der sagt, wir müßten vergessen, wer wir zu sein glauben, um die zu werden, die wir sind.«

»Ich kann Ihnen nicht folgen.«

»Ich habe mich auch nicht deutlich ausgedrückt. Aber lassen Sie uns zu dem wirklich Wichtigen kommen: Ich möchte gern wissen, wieviel jeder verdient. Was es − in bezug auf das Geld − heißt, am wichtigsten Tisch im Saal zu sitzen.«

Einen Augenblick lang herrscht Schweigen − mein Spiel kann weitergehen. Die Leute schauen mich erschrocken an: Die Frage nach dem Verdienst ist ein schlimmerer Tabubruch als Fragen im Zusammenhang mit Verrat, Korruption und Intrigen im Parlament oder nach jemandes Sexleben.

Der arabische Prinz aber − möglicherweise weil er genug hat von all den Empfängen und Banketten und dem leeren Geschwätz oder, wer weiß, weil ihm sein Arzt gerade heute eröffnet hat, daß er nicht mehr lange zu leben habe, oder aus welchen Gründen auch immer − beschließt, sich auf das Gespräch einzulassen.

»Ich verdiene etwa zwanzigtausend Euro im Monat, so viel, wie das Parlament meines Landes genehmigt hat. Das entspricht nicht meinen reellen Ausgaben, da ich über einen unbeschränkten Etat mit der Bezeichnung ›Repräsentationskosten‹ verfügen kann. Anders ausgedrückt bin ich mit dem Wagen und dem Fahrer der Botschaft hier, und morgen reise ich mit einem Privatjet in ein anderes europäisches Land weiter, wobei die Kosten für Pilot und Treibstoff sowie die Flughafengebühren als ›Repräsentationskosten‹ verbucht werden.«

Und er schließt:

»Die sichtbare Wirklichkeit ist keine exakte Wissenschaft.«

Jetzt, da der Prinz als höchstrangige Person am Tisch so freimütig Auskunft gegeben hat, will niemand seine Hoheit blamieren. Es gilt, das Spiel mitzuspielen, die Frage zu beantworten, die peinliche Situation auf sich zu nehmen.

»Ich weiß nicht genau, wieviel ich verdiene«, sagt der Organisator des Abends, als Lobbyist ein klassischer Vertreter der ›Gefälligkeitsbank‹. »Ich schätze: rund zehntausend Euro, aber auch ich verfüge seitens der Organisationen, deren Vorsitzender ich bin, über einen Repräsentationsetat. Ich kann fast alles absetzen − Essen, Hotels, Flugtickets, zum Teil sogar Kleidung. Einen Privatjet habe ich allerdings nicht.«

Der Wein ist alle. Auf sein Zeichen werden unsere Gläser wieder gefüllt.

Nun ist die Direktorin des Automobilkonzerns an der Reihe, die die Vorstellung eben noch gräßlich fand, über ihr Gehalt reden zu müssen, jetzt aber anfängt, sich zu amüsieren.

»Ich glaube, ich verdiene in etwa gleich viel, ebenfalls mit einem unbegrenzten Spesenkonto.«

Einer nach dem anderen spricht jetzt über seinen Verdienst. Der Bankier ist der reichste von uns allen: Zehn Millionen Euro im Jahr, zudem gewann sein Aktienanteil an der Bank ständig an Wert.

Als das blonde Mädchen, das nicht vorgestellt wurde, an der Reihe ist, weigert es sich, etwas zu sagen.

»Das gehört zu meinem geheimen Garten. Das geht niemanden etwas an.«

»Natürlich interessiert es niemanden, aber wir spielen ein Spiel«, sagt der Organisator des Events.

Das Mädchen weigert sich weiter mitzuspielen: Mit ihrer Weigerung stellt sie sich über die anderen. Sie ist die einzige in der Gruppe, die daraus ein Geheimnis macht. Weil sie sich über die anderen stellt, wird sie von den andern mit Verachtung gestraft. Um nicht wegen ihres ärmlichen Gehalts beschämt zu werden, hat sie am Ende alle beschämt, indem sie sich geheimnisvoll gab, ohne zu bemerken, daß die meisten der Anwesenden am Rande des Abgrunds leben, am seidenen Faden jener Repräsentationsetats hängen, die über Nacht verschwinden könnten.

Wie zu erwarten, kam ich als letzter an die Reihe.

»Das kommt darauf an. Wenn ich ein neues Buch veröffentliche, komme ich in dem Jahr auf etwa fünf Millionen Dollar. Wenn nichts Neues von mir erscheint, sind es rund zwei Millionen aus Tantiemen

bereits veröffentlichter Titel.«

Niemand ist beeindruckt.

»Sie haben das nur gefragt, weil Sie erzählen wollten, wieviel Sie verdienen«, sagt das Mädchen mit dem geheimen Garten‹.

Sie hat bemerkt, daß sie vorher einen Fehler gemacht hat, und geht nun zum Angriff über.

»Ganz im Gegenteil«, greift der Prinz ein. »Ich hätte gedacht, daß ein so bekannter Schriftsteller sehr viel mehr verdient.«

Ein Punkt für mich. Das blonde Mädchen würde für den Rest des Abends den Mund nicht mehr aufmachen.

Nach dem Gespräch über Geld reden wir weiter über heikle Themen, wobei das Gehaltstabu weiterhin das heikelste bleibt. Der Kellner kommt immer häufiger, die Weinflaschen leeren sich in Windeseile, der Organisator begibt sich ziemlich angeheitert auf die Bühne, verkündet den Sieger, überreicht ihm den Preis und kehrt umgehend zu uns an den Tisch zurück, wo wir unterdessen munter weitergeredet haben, obwohl die gute Kinderstube verlangt, daß man den Mund hält, wenn jemand spricht.

Wir reden darüber, was wir mit unserem Geld machen − meist ›freie Zeit‹ kaufen, indem wir reisen oder irgendeinen Sport treiben.

Ich überlege mir, ob ich das Gespräch nicht darauf bringen soll, wie sich die anderen ihre Beerdigungen wünschen − der Tod ist ein genauso großes Tabu wie das Geld. Aber die Stimmung ist so fröhlich, die Leute so kommunikativ, daß ich beschließe zu schweigen.

»Sie reden alle vom Geld«, sagt der Bankier, »aber wissen Sie überhaupt, was Geld ist? Warum glauben die Leute, daß ein bemaltes Stück Papier, eine Plastikkarte, eine Münze aus einem minderwertigen Metall irgendeinen Wert besitzt? Schlimmer noch: Wissen Sie überhaupt, daß Ihr Geld, Ihre Millionen Dollar nur elektronische Impulse sind?«

Natürlich wissen es alle.

»Na ja, ursprünglich war Reichtum das, was wir an den anwesenden Damen sehen«, fährt er fort. »Ornamente aus seltenen Materialien, die leicht zu transportieren, zu zählen und zu teilen waren, Perlen, Goldklumpen, Edelsteine. Wir trugen unseren Reichtum sichtbar mit uns herum.

Dieser Schmuck wurde gegen Vieh oder Korn eingetauscht. Witzig, daß wir uns immer noch verhalten wie ein primitiver Stamm − wir tragen Schmuck, um zu zeigen, wie reich wir sind, obwohl wir häufig mehr Schmuck haben als Geld.«

»Das ist das Stammesgesetz«, sage ich. »In meiner Jugend trugen die

jungen Leute lange Haare, heute haben sie Piercings: Daran erkennen sich Gleichgesinnte auf Anhieb, bezahlt wird mit dem Schmuck allerdings nicht mehr.

Können aber diese elektronischen Impulse, die wir besitzen, eine zusätzliche Stunde unseres Lebens kaufen? Nein. Können sie die Rückkehr unserer Lieben, die von uns gegangen sind, erkaufen? Nein. Können sie Liebe erkaufen?«

»Liebe schon«, scherzt die Direktorin des Automobilkonzerns.

Gleichzeitig verrät ihr Blick eine große Traurigkeit.

Ich muß an Esther denken und die Antwort, die ich morgens beim Interview dem Journalisten gegeben habe. Wir zeigen unseren Schmuck, wissen aber im Grunde, daß all unser Reichtum, unser Wissen, unsere Macht nur erworben wurden, weil wir mit jemandem Zusammensein wollen, der uns liebt.

»Nicht immer«, sagt der Direktor der Parfümfabrik und sieht mich vielsagend an.

»Sie haben recht, nicht immer − und da Sie mich ansehen, weiß ich, daß Sie sagen wollen, obwohl ich ein reicher Mann bin, hat meine Frau mich verlassen. Doch es gilt fast immer. Weiß übrigens jemand an diesem Tisch, wie viele Katzen und wie viele Säulen auf einer 10-Dollar-Note sind?«

Keiner weiß es, und es interessiert auch keinen. Die Bemerkung über die Liebe hat die fröhliche Stimmung vollkommen zerstört, und wir reden jetzt wieder über Literaturpreise, Ausstellungen, den Film, der gerade Premiere, und das Theaterstück, das mehr Erfolg hat als erwartet. »Wie war es an deinem Tisch?«

»Normal. So wie immer.«

»Nun, ich habe eine interessante Diskussion über Geld angezettelt. Aber sie endete traurig.«

»Wann reist du ab?«

»Ich muß morgen um halb acht aus dem Haus. Du verreist doch auch, nach Berlin, wir könnten dasselbe Taxi nehmen.«

»Wohin fährst du?«

»Das weißt du doch. Du hast mich zwar nie gefragt, aber du hast es immer gewußt.«

»Ja, ich weiß Bescheid.«

»Und auch, daß wir in diesem Augenblick voneinander Abschied nehmen.«

»Ich wünschte, wir könnten die Zeit bis zu dem Zeitpunkt zurückdrehen, als wir uns kennengelernt haben: Da gab es einen

Mann, der am Boden zerstört war, weil jemand gegangen war, und eine Frau, die hoffnungslos in ihren Nachbarn verliebt war. Ich könnte dir sagen, was ich dir schon einmal gesagt habe: Ich werde bis zum Ende kämpfen. Ich habe gekämpft und verloren. Jetzt aber möchte ich meine Wunden heilen und dann zu einem anderen Kampf aufbrechen.«

»Auch ich habe gekämpft, auch ich habe verloren. Ich versuche nicht mehr zu nähen, was zerrissen ist. Ich will nur bis zum Ende gehen.«

»Ich habe die ganze Zeit gelitten, wußtest du das? Seit Monaten versuche ich dir zu zeigen, wie sehr ich dich liebe, daß alles nur dann wichtig ist, wenn du an meiner Seite bist.

Doch jetzt habe ich, obwohl es weh tut, beschlossen, daß es reicht. Jetzt ist Schluß. Ich habe genug. Seit dieser Nacht in Zagreb habe ich meine Abwehr aufgegeben und mir gesagt: Wenn der nächste Schlag kommt, soll er kommen. Er soll mich zu Boden strecken, mich k.o. schlagen, eines Tages werde ich mich erholen.«

»Du wirst jemanden finden.«

»Selbstverständlich: Ich bin jung, hübsch, intelligent und begehrenswert. Aber ich werde nicht noch einmal erleben, was ich mit dir erlebt habe.«

»Du wirst andere Gefühle finden. Aber ich möchte dir noch etwas sagen: Auch wenn du es nicht glaubst, ich habe dich geliebt, während wir zusammen waren.«

»Ich weiß, nur tut es darum nicht weniger weh. Laß uns morgen jeder in seinem eigenen Taxi von hier wegfahren. Ich hasse Abschiede, vor allem auf Flughäfen oder Bahnhöfen.«

Rückkehr nach Ithaka

»Lassen Sie uns heute hier schlafen und morgen unseren Weg zu Pferd fortsetzen. Mein Wagen schafft es nicht durch den Sand der Steppe.«

Wir befanden uns in einer Art Bunker, der auf mich wie ein Relikt aus dem Zweiten Weltkrieg wirkte. Ein Mann, seine Frau und deren Enkelin hatten uns willkommen geheißen und uns ein einfaches, aber sauberes Zimmer gezeigt.

Dos fuhr fort:

»Und vergessen Sie nicht: Überlegen Sie sich einen Namen!«

»Ich glaube nicht, daß ihn das interessiert«, sagte Mikhail.

»Natürlich interessiert es ihn«, beharrte Dos. »Ich war kürzlich bei seiner Frau. Ich weiß, wie er denkt, weiß, was er herausgefunden hat, weiß, was er sich erhofft.«

Dos' Stimme war sanft und zugleich bestimmt. Ja, ich würde einen Namen wählen und Dos' Anweisungen genau befolgen, ich würde meine eigene Geschichte weiter hinter mir lassen und zu meiner wahren Bestimmung finden − auch wenn es nur aus Müdigkeit war. Ich war erschöpft und hatte in der vergangenen Nacht nur zwei Stunden geschlafen, weil ich mich noch nicht an die völlig andere Zeitzone gewöhnen konnte. Ich war kurz nach dreiundzwanzig Uhr Ortszeit in Alma-Ata gelandet. In Frankreich war es da erst früher Abend. Mikhail setzte mich im Hotel ab, ich schlief ein paar Stunden und wachte noch vor Tagesanbruch auf. Beim Anblick der Lichter draußen dachte ich: In Paris wäre jetzt Abendessenszeit. Ich hatte Hunger und erkundigte mich beim Zimmerservice, ob man mir etwas zu essen bringen könne: »Selbstverständlich, aber Sie sollten versuchen zu schlafen, Ihr Körper wird sich sonst nicht an die hiesige Zeit gewöhnen.«

Nichts ist schlimmer, als wach dazuliegen und nicht einschlafen zu können. Ich aß ein Sandwich und beschloß dann, einen Spaziergang zu machen. Der Portier, dem ich die übliche Frage stellte − »Ist es gefährlich, um diese Zeit hinauszugehen?« −, schüttelte den Kopf, und ich ging durch die leeren Straßen, die engen Gassen, die breiten Alleen. Eine Stadt wie jede andere, mit ihren Leuchtreklamen, ihren Polizeiwagen, Bettlern, Prostituierten. Ich mußte mir immer wieder laut sagen: »Ich bin in Kasachstan!« Sonst hätte ich am Ende noch geglaubt, ich würde durch ein Pariser Stadtviertel laufen, das ich nicht gut kenne.

»Ich bin in Kasachstan«, sagte ich zur menschenleeren Stadt, bis eine

Stimme antwortete.

»Selbstverständlich sind Sie in Kasachstan.«

Ich erschrak. Ich saß auf einer Parkbank, und neben mir saß bei nachtschlafender Zeit ein Mann, der einen Rucksack neben sich stehen hatte. Er erhob sich, stellte sich als Jan vor, gebürtiger Holländer.

»Ich weiß, was Sie hier wollen«, sagte er.

War er ein Freund von Mikhail? Jemand von der Geheimpolizei, der mich beschattete?

»Was will ich denn hier?«

»Genau das, was ich seit Istanbul mache: der Seidenstraße folgen.«

Ich seufzte erleichtert. Und beschloß, das Gespräch fortzuführen.

»Zu Fuß? Durchqueren Sie ganz Asien zu Fuß?«

»Ich brauchte das. Ich war mit meinem Leben unzufrieden − ich habe Geld, eine Frau, Kinder, bin Besitzer einer Strumpffabrik in Rotterdam. Eine Zeitlang wußte ich, wofür ich kämpfte: für das sichere Auskommen meiner Familie. Jetzt weiß ich es nicht mehr. Alles, was mich früher glücklich machte, langweilt mich heute. Im Namen meiner Ehe, der Liebe zu meinen Kindern, der Begeisterung für meine Arbeit beschloß ich, zwei Monate Auszeit zu nehmen, mein Leben aus der Distanz zu betrachten. Es funktioniert.«

»Genau wie ich. Sind viele Pilger wie Sie unterwegs?«

»Sogar sehr viele. Es gibt auch Sicherheitsprobleme, denn in einigen Ländern ist die politische Lage prekär, und sie mögen keine Westler. Aber man schlägt sich immer irgendwie durch. Zu allen Zeiten, denke ich, wurden Pilger geachtet, wenn sie bewiesen, daß sie keine Spione waren. Aber wie es aussieht, ist, sind Sie nicht deswegen hier. Was machen Sie in Alma-Ata?«

»Das gleiche wie Sie: Ich bin gekommen, um einen Weg zu Ende zu gehen. Konnten Sie auch nicht schlafen?«

»Ich bin gerade aufgewacht. Je früher ich aufbreche, um so größer ist die Chance, daß ich die nächste Stadt erreiche − sonst muß ich die nächste Nacht in der Kälte der Steppe verbringen, im Wind, der hier ständig weht.«

»Dann gute Reise!«

»Bleiben Sie noch einen Augenblick: Ich muß mit jemandem reden, meine Erfahrungen teilen. Die meisten Pilger sprechen kein Englisch.«

Und er begann, mir sein Leben zu erzählen, während ich versuchte, mich an das zu erinnern, was ich über die Seidenstraße wußte, den alten Handelsweg, der Europa mit den Ländern des Orients verband. Der traditionsreichste Weg ging von Beirut aus, verlief über Antiochia

bis zum Ufer des Gelben Flusses in China, aber in Zentralasien verwandelte er sich in ein ganzes Art Netz von Straßen, die in viele Richtungen gingen, um so die Bildung von Handelsplätzen zu ermöglichen, die später zu Städten wurden, die ihrerseits in Kämpfen zwischen rivalisierenden Stämmen zerstört, von ihren Bewohnern wieder aufgebaut, erneut zerstört und erneut wieder aufgebaut wurden. Von allem, was dort unterwegs war − Gruppen von Bürgerkriegsflüchtlingen, bewaffnete Banditen, Privatheere zum Schutz der Karawanen −, und von allem, was dort transportiert wurde − exotische Tiere, Elfenbein, Gold, Samen, politische Ideen −, war Seide das seltenste und begehrteste Gut. Dank einer der Verzweigungen war der Buddhismus von Indien nach China gekommen.

»Ich bin mit nur zweihundert Dollar in der Tasche von Antiochia aufgebrochen«, sagte der Holländer, nachdem er von Bergen, Landschaften, exotischen Stämmen, ständigen Problemen mit Patrouillen und der Polizei in den verschiedenen Ländern erzählt hatte. »Ich weiß nicht, ob Sie das nachvollziehen können, aber ich mußte unbedingt herausfinden, ob ich imstande war, wieder der zu sein, der ich bin.«

»Ich verstehe Sie besser, als Sie denken.«

»Ich mußte sogar betteln, doch zu meiner Überraschung sind die Menschen sehr viel großzügiger, als ich es mir vorgestellt hatte.«

Betteln? Ich schaute mir seinen Rucksack und seine Kleidung genau an, um zu sehen, ob ich das Symbol des ›Stammes‹ fand, entdeckte es aber nicht.

»Waren Sie je in Paris in einem armenischen Restaurant?«

»Ich war in vielen armenischen Restaurants, aber nie in Paris.«

»Kennen Sie einen Mikhail?«

»Das ist hier ein sehr verbreiteter Name. Wenn ich ihn kennengelernt haben sollte, erinnere ich mich nicht mehr an ihn. Tut mir leid, daß ich Ihnen nicht weiterhelfen kann.«

»Nein, darum geht es nicht. Ich stutze nur über gewisse Zufälle. Es sieht so aus, als würden sich viele Menschen an vielen Orten der Welt der gleichen Sache bewußt werden und ganz ähnlich handeln.«

»Das erste Gefühl, das uns überkommt, wenn wir diese Reise antreten, ist, daß wir nie ankommen werden. Das zweite ist das Gefühl von Unsicherheit, von Verlassenheit, und hinzu kommt, daß man Tag und Nacht daran denkt, aufzugeben. Aber wenn man eine Woche lang durchhält, dann schafft man es bis zum Ende.«

»Ich bin ewig durch die Straßen derselben Stadt gepilgert und erst

heute an einem anderen Ort angekommen. Darf ich Sie segnen?«

Er schaute mich seltsam an.

»Ich bin nicht aus religiösen Gründen unterwegs. Sind Sie Priester?«

»Nein, ich bin kein Priester, aber ich habe das Gefühl, daß ich Sie segnen sollte. Es gibt eben Dinge, die keiner Logik folgen.«

Der Holländer namens Jan, den ich in diesem Leben niemals wiedersehen würde, senkte den Kopf und schloß die Augen. Ich legte meine Hände auf seine Schultern und betete in meiner Muttersprache − die er niemals verstehen würde −, er möge sicher an sein Ziel gelangen und die Traurigkeit und das Gefühl, das Leben habe keinen Sinn, auf der Seidenstraße lassen und mit reiner Seele und leuchtenden Augen zu seiner Familie zurückkehren.

Er dankte mir, nahm seinen Rucksack, wandte sich in Richtung China und machte sich auf den Weg. Ich kehrte ins Hotel zurück und dachte, daß ich in meinem ganzen Leben noch nie jemanden gesegnet hatte. Aber ich war dem Impuls gefolgt, und der Impuls war richtig gewesen, mein Gebet würde erhört werden.

Am folgenden Tag erschien Mikhail mit seinem Freund Dos, der uns begleiten würde. Dos besaß einen Wagen, kannte meine Frau, kannte die Steppe und wollte ebenfalls in der Nähe sein, wenn ich in das Dorf gelangte, in dem Esther lebte.

Ich wollte erst protestieren. Zuerst war es nur Mikhail gewesen, jetzt kam sein Freund dazu − und wenn ich mich endlich dem Ziel näherte, würde mir dann womöglich eine ganze Schar von Menschen folgen, applaudieren oder weinen, je nachdem, was mir widerfuhr. Aber ich war zu müde, um noch etwas zu sagen. Am nächsten Tag, das hatte ich mir geschworen, würde ich niemanden Zeugen des Augenblicks unserer Begegnung werden lassen.

Wir stiegen in den Wagen, fuhren eine Zeitlang die Seidenstraße entlang. Sie fragten mich, ob ich wisse, was das sei. Ich nickte und erzählte ihnen, daß ich nachts einen Pilger getroffen hätte, worauf sie meinten, diese Art von Reisen würde immer häufiger, wenn es so weiterginge, würde die Tourismusindustrie des Landes einen regelrechten Aufschwung erleben.

Zwei Stunden später bogen wir auf eine Nebenstraße ab und fuhren weiter, bis wir vor diesem Bunker anlangten, in dem wir uns jetzt befanden, Fisch aßen und dem sanften Wind zuhörten, der ständig über die Steppe weht.

»Esther war sehr wichtig für mich«, erklärte Dos und zeigte mir das Foto eines seiner Bilder, auf dem ich einen blutbefleckten Stoffetzen erkennen konnte. »Mein Traum war, zusammen mit Oleg von hier wegzugehen− «

»Nenn mich lieber Mikhail, sonst kommt er noch ganz durcheinander.«

»Mein Traum war, von hier wegzugehen, wie viele junge Leute aus meiner Stadt. Dann rief mich Oleg − Entschuldigung, Mikhail − an. Er sagte, seine Wohltäterin habe beschlossen, eine Zeit in der Steppe zu verbringen, und wolle, daß ich ihr helfe. Ich sagte zu, weil ich glaubte, dies sei meine Chance, ich könnte vielleicht wie er ein Visum bekommen, ein Flugticket und einen Job in Frankreich. Sie bat mich, sie in ein sehr abgelegenes Dorf zu bringen, das sie bei einem ihrer früheren Besuche entdeckt hatte.

Ich fragte nicht, warum, gehorchte einfach. Unterwegs wollte sie unbedingt einen Nomaden besuchen, den sie von einer früheren Reise kannte. Es stellte sich heraus, daß sie meinen Großvater meinte. Sie wurde mit der Gastfreundschaft derer empfangen, die in dieser unendlichen Weite leben. Mein Großvater sagte ihr, sie glaube nur, daß sie traurig sei, in Wahrheit sei ihre Seele fröhlich, frei, die Energie der Liebe fließe wieder. Er versicherte ihr, dies werde Auswirkungen auf die ganze Welt haben, auch auf ihren Mann. Er lehrte sie viel über die Kultur der Steppe und bat mich, seinen Unterricht fortzusetzen. Schließlich entschied er, daß sie, anders als es die Tradition verlangte, ihren Namen behalten könne.

Und während sie von meinem Großvater lernte, lernte ich von ihr, und ich begriff, daß ich nicht weit weg zu reisen brauchte wie Mikhail. Meine Mission erwartete mich hier, in diesem leeren, weiten Raum. Ich mußte die Farben der Steppe begreifen und sie in Bilder verwandeln.«

»Ich verstehe nicht recht, wieso meine Frau etwas lernen sollte. Ihr Großvater hatte doch gesagt, wir sollten alles vergessen.«

»Morgen zeige ich es Ihnen«, sagte Dos.

Und das tat er, und es bedurfte keiner Worte. Ich sah die endlose Steppe, die wie eine Wüste wirkte, aber deren kärgliche Vegetation voller Leben war. Ich hörte das Geräusch der Hufe unserer Pferde, den leisen Wind und sah den flachen Horizont, den riesigen leeren Raum. Es war, als hätte die Welt diesen Raum gewählt, um ihre Größe, ihre Einfachheit, aber auch ihre Komplexität zu zeigen. Als könnten und müßten wir wie die Steppe sein − unendlich, leer und zugleich voller Leben.

Ich blickte in den blauen Himmel, nahm meine Sonnenbrille ab, ließ mich von dem Licht erfüllen, von dem Gefühl, daß ich nirgendwo und überall war. Wir ritten schweigend, hielten nur, um die Tiere an Bächen zu tränken, die nur jemand finden konnte, der sich auskannte. Hin und wieder tauchten andere Reiter in der Ferne auf, Hirten mit ihren Herden, eingerahmt von der Ebene und dem Himmel.

Wohin ging ich? Ich hatte nicht die geringste Vorstellung, und es war mir gleichgültig. Die Frau, die ich suchte, befand sich in dieser unendlichen Weite, ich konnte ihre Seele berühren, die Melodie hören, die sie beim Teppichweben sang. Jetzt begriff ich, warum sie diesen Ort gewählt hatte. Nichts, absolut gar nichts, konnte in dieser Leere, die sie so sehr gesucht hatte, ihre Aufmerksamkeit ablenken, und der Wind würde ganz allmählich ihren Schmerz wegwehen. Ob sie sich vorstellen konnte, daß ich eines Tages zu Pferd hierher unterwegs sein würde, auf dem Weg zu ihr?

Da senkte sich vom Himmel herab das Gefühl in meine Seele, im Paradies zu sein. Mir war bewußt, daß ich einen unvergeßlichen Augenblick erlebte − einen Bewußtseinszustand, den wir oftmals erreichen, wenn ein magischer Augenblick soeben vorbei ist. Ich war ganz dort, ohne Vergangenheit, ohne Zukunft, ganz auf diesen Morgen konzentriert, auf das rhythmische Klappern der Pferdehufe, auf das sanfte Wehen des Windes, der meinen Körper liebkoste, auf die unerwartete Gnade, den Himmel, die Erde und die Menschen betrachten zu dürfen. Ich geriet in eine Art Verzückung, war von Ehrfurcht und Dankbarkeit erfüllt, am Leben zu sein. Ich betete leise, lauschte der Stimme der Natur und begriff, daß die unsichtbare Welt sich immer in der sichtbaren Welt offenbart.

Ich stellte dem Himmel Fragen, dieselben Fragen, die ich immer als Kind meiner Mutter gestellt hatte:

Warum lieben wir bestimmte Menschen und hassen wir andere?

Wohin gehen wir nach dem Tod?

Warum werden wir geboren, wenn wir am Ende doch sterben?

Was bedeutet Gott?

Die Steppe antwortete mir mit dem unaufhörlichen Wehen des Windes. Und das genügte mir − das Wissen, daß die grundlegenden Fragen im Leben nie eine Antwort erfahren werden und wir dennoch weitermachen können.

Als Berge am Horizont auftauchten, bat uns Dos stehenzubleiben. Ich bemerkte einen Bach neben uns.

»Hier werden wir kampieren.«

Wir hievten die Rucksäcke von den Pferden und bauten das Zelt auf. Mikhail begann ein Loch in den Boden zu graben.

»So machen es die Nomaden: Sie graben ein Loch, füllen den Boden mit Steinen aus, legen Steine um das Loch herum und haben dann einen Platz, an dem sie ein Feuer anzünden können, ohne daß der Wind sie stört.«

Im Süden erschien zwischen den Bergen und uns eine Staubwolke,

die, wie ich gleich begriff, von galoppierenden Pferden aufgewirbelt worden war. Ich teilte meinen beiden Gefährten meine Beobachtung mit, und sie sprangen beide merklich angespannt auf. Doch dann sagten sie etwas auf russisch zueinander und entspannten sich wieder. Dos machte sich weiter daran, das Zelt aufzubauen, während Mikhail das Feuer anzündete.

»Können Sie mir erklären, was los ist?«

»Es sieht zwar um uns herum alles leer aus − aber auch Sie haben doch die Hirten, die Schildkröten, Füchse und Reiter gesehen. Womöglich haben Sie das Gefühl, alles um sich herum wahrzunehmen − aber können Sie sagen, woher diese Reiter plötzlich auftauchen? Wo sich ihre Häuser befinden, ihre Herden?

Die Vorstellung von Leere ist eine Illusion: Wir beobachten ständig und werden ständig beobachtet. Ein Fremder, der die Zeichen der Steppe nicht lesen kann, hat das Gefühl, alles unter Kontrolle zu haben. Er sieht nur die Pferde und die Reiter.

Wir, die wir hier aufgewachsen sind, können die Jurten sehen, runde Häuser, die in der Landschaft aufgehen. Wir können die Zeichen lesen, erkennen, was geschieht, wir beobachten, wie die Reiter sich bewegen, welche Richtung sie einschlagen. Früher hing das Überleben eines Stammes von dieser Fähigkeit ab − denn immer wieder kamen Feinde, Invasoren, Schmuggler.

Und jetzt die schlechte Nachricht: Sie haben herausgefunden, daß wir auf dem Weg zu dem Dorf am Fuß jener Berge sind, und sie entsenden Reiter, um den Zauberer zu töten, dem ein Mädchen erscheint, und den Mann, der den Frieden der fremden Frau stören kommt.«

Er lachte.

»Warten Sie's ab, Sie werden es bald verstehen.«

Die Reiter kamen näher. Kurz darauf konnte man schon erkennen, was sich abspielte.

»Was ist das denn? Da wird ja eine Frau von einem Mann verfolgt.«

»Für Sie mag es seltsam aussehen, aber es ist Teil unserer Tradition.«

Die Frau ritt mit einer langen Peitsche in der Hand an uns vorbei, stieß einen Schrei aus und schenkte Dos ein Lächeln − als Willkommensgruß. Dann begann sie, in einem weiten Kreis um das Zeltlager, das wir gerade aufschlugen, herumzureiten. Kurz darauf preschte ein schwitzender, aber fröhlicher Mann her, der uns eilig begrüßte, während er gleichzeitig versuchte, die junge Frau einzuholen.

»Nina sollte freundlicher sein«, meinte Mikhail. »Es besteht doch

keine Notwendigkeit, sich so schroff zu verhalten.«

»Genau deswegen, weil keine Notwendigkeit besteht, braucht sie nicht freundlich zu sein«, entgegnete Dos. »Sie braucht nur schön zu sein und ein gutes Pferd zu haben.«

»Aber sie macht das mit allen.«

»Ich habe sie vom Pferd geholt«, sagte Dos stolz.

Die Frau lachte, ritt noch schneller, und ihr Lachen erfüllte die Steppe mit Freude.

»Es geht um ein Verführungsspiel, das Kyz Kumai, was soviel heißt wie ›Das Mädchen vom Pferd holen‹. Wir haben es alle irgendwann in unserer Jugend gespielt.«

Der Mann, der das Mädchen verfolgte, holte auf, aber wir konnten erkennen, daß sein Pferd schwächer wurde.

»Eigentlich wollte ich ein andermal mehr über Tengri, die Kultur der Steppe, erzählen«, fuhr Dos fort. »Aber da Sie gerade diese Szene miterlebt haben, fange ich lieber gleich damit an, und mit etwas Wesentlichem zuerst: Hier in unserem Land hat die Frau in allen Dingen das Sagen. Sie hat immer den Vortritt. Selbst wenn sie beschließt, sich scheiden zu lassen, erhält sie die Hälfte der Mitgift. Sieht ein Mann eine Frau, die einen weißen Turban trägt, weiß er, daß sie Mutter ist, und er legt die Hand aufs Herz und senkt respektvoll den Kopf.«

»Und was hat das mit dem ›Das Mädchen vom Pferd holen‹ zu tun?«

»Dies ist nur ein Beispiel für die Stellung der Frau. Im Dorf am Fuß der Berge hat Nina, das begehrteste Mädchen im Umkreis, eine Gruppe junger Männer um sich geschart. Sie spielen das Spiel Kyz Kumai, das unsere Vorfahren in Zeiten erfunden haben, als die Frauen der Steppe noch Amazonen genannt wurden und Kriegerinnen waren.

Damals hielt niemand um die Hand eines Mädchens an, sondern der oder die Verehrer und das Mädchen trafen sich an einem bestimmten Ort, zu Pferd. Das Mädchen ritt ein paarmal um die jungen Männer herum, lachte, provozierte sie und schlug sie mit der Peitsche. Bis der Kühnste beschloß, das Mädchen zu verfolgen. Wenn es ihr gelang, eine bestimmte Zeit lang zu entkommen, mußte der junge Mann die Erde bitten, ihn für immer zu bedecken − er würde von jetzt an als schlechter Reiter angesehen werden, die schlimmste Schmach für einen Krieger.

Holte der junge Mann das Mädchen jedoch ein und gelang es ihm, ihrer Peitsche auszuweichen und das Mädchen zu Boden zu reißen, war er ein wahrer Mann, durfte sie küssen und sie heiraten. Selbstverständlich wußten die Mädchen damals wie heute, wem sie

entkommen und von wem sie sich fangen lassen wollten.«

Offenbar wollte sich Nina nur amüsieren. Sie ritt dem jungen Mann davon und zurück ins Dorf.

»Sie wollte sich einfach zeigen. Sie weiß, daß wir demnächst kommen, und wird uns jetzt ankündigen.«

»Ich habe zwei Fragen. Die erste mag albern klingen: Suchen die Mädchen ihren Bräutigam noch immer so aus?«

Dos meinte, heute sei das nur noch ein Spiel. Im Westen kleideten sich die jungen Leute auf eine bestimmte Weise und gingen in die angesagten Bars, hier in der Steppe gebe es eben das Verführungsspiel Kyz Kumai. Nina habe bereits eine ganze Reihe junger Männer vorgeführt und sich von einigen schon ›vom Pferd holen‹, sprich: rumkriegen lassen − so wie es in den besten Diskotheken der Welt vorkommt.

»Die zweite Frage klingt bestimmt noch idiotischer: Ist meine Frau in dem Dorf am Fuß der Berge?«

Dos nickte.

»Aber wenn wir doch keine zwei Stunden vom Dorf entfernt sind, warum schlafen wir nicht dort? Es wird noch lange nicht dunkel.«

»Wir sind tatsächlich zwei Stunden vom Dorf entfernt, aber zwei Gründe sprechen dagegen. Der erste ist, daß, auch wenn Nina nicht gekommen wäre, uns jemand gesehen und Esther unsere baldige Ankunft gemeldet hätte. Nun kann Esther selbst entscheiden, ob sie uns sehen oder ob sie für ein paar Tage ins Nachbardorf gehen will − in diesem Fall würden wir ihr nicht folgen.«

Mein Herz krampfte sich zusammen.

»Nach allem, was ich auf mich genommen habe, um hierherzukommen ? «

»Wenn Sie so etwas sagen, könnte man meinen, Sie hätten nichts begriffen. Was läßt Sie glauben, daß Ihre Bemühungen von der Person, die Sie lieben, mit Unterwerfung, Dank oder Anerkennung entgolten werden müssen? Sie sind hierher gekommen, weil dies Ihr Weg war, und nicht, um die Liebe Ihrer Frau zu erkaufen.«

Er hatte recht, auch wenn es schwer hinzunehmen war. Ich fragte ihn nach dem zweiten Grund.

»Sie haben noch nicht Ihren Namen gewählt.«

»Das ist nicht wichtig«, beharrte Mikhail erneut. »Er versteht unsere Kultur nicht und gehört ihr nicht an.«

»Für mich ist es wichtig«, sagte Dos. »Mein Großvater hat gesagt, ich müsse die fremde Frau beschützen und ihr helfen, so wie auch sie

mich beschützt und mir geholfen hat. Ich verdanke Esther meinen inneren Frieden und möchte ihn nicht wieder verlieren.«

Er muß einen Namen wählen. Er muß seine Geschichte von Schmerz und Leid für immer vergessen und akzeptieren, daß er ein neuer Mensch ist, der wiedergeboren wird, heute und an allen kommenden Tagen. Denn sonst würde, falls er wieder mit Esther zusammenleben sollte, alles Leid, das er ihretwegen durchgemacht hat, wieder hochkommen.«

»Ich habe schon gestern einen Namen gewählt«, warf ich ein.

»Nun dann warten Sie die Dämmerung ab, um ihn mir zu sagen.« Als die Sonne sich dem Horizont näherte, ritten wir an einen Ort, der praktisch eine Wüste mit riesigen Sanddünen war. Ich nahm etwas Neues wahr, eine Art Resonanz, eine intensive Vibration. Mikhail sagte, dies sei einer der wenigen Orte auf Erden, an dem die Dünen singen.

»Als ich in Paris davon erzählte, haben Sie mir nur geglaubt, weil ein Amerikaner sagte, er habe dasselbe in Nordafrika erlebt. Es gibt auf der Welt nur dreißig solcher Orte. Die wissenschaftliche Erklärung dafür ist: Aufgrund der einzigartigen geologischen Formation dieser Orte dringt der Wind in die Sandkörner und bringt dieses Geräusch hervor. Für unsere Vorfahren war dies einer der magischen Orte der Steppe, es ist eine Ehre, daß Dos beschlossen hat, hier Ihren Namenstausch stattfinden zu lassen.«

Wir begannen auf eine der Dünen zu steigen, und je höher wir stiegen, desto intensiver wurde das Geräusch und desto stärker der Wind. Als wir oben angekommen waren, konnten wir die riesige Ebene um uns herum und die Berge im Süden deutlicher sehen.

»Wenden Sie sich nach Westen, und ziehen Sie sich aus«, sagte Dos.

Ich tat wie geheißen, ohne nach dem Grund zu fragen. Ich begann zu frieren, aber das schien sie nicht zu kümmern. Mikhail kniete nieder, und es sah so aus, als würde er beten. Dos blickte zum Himmel, zur Erde, zu mir, legte mir die Hände auf die Schultern − genauso, wie ich es spontan bei dem Holländer getan hatte.

»Im Namen der Herrin weihe ich dich. Ich weihe dich der Erde. Im Namen des Pferdes weihe ich dich. Ich weihe dich der Welt und bitte sie, daß sie dir helfen möge, deinen Weg zu gehen. Ich weihe dich der unendlichen Weisheit und bitte, daß dein Horizont weiter sein möge als das, was du sehen kannst. Du hast deinen Namen gewählt und wirst ihn jetzt zum ersten Mal aussprechen.«

»Im Namen der unendlichen Steppe erwähle ich einen Namen«, antwortete ich und machte mir keine Gedanken, ob ich das Ritual befolgte oder nicht. Nur das Wehen des Windes in den Dünen leitete

mich.

»Vor vielen Jahrhunderten beschrieb ein Dichter die lange Reise eines Mannes, Odysseus, zurück zu einer Insel namens Ithaka, wo seine Liebste ihn erwartet. Er überwindet viele Gefahren, Stürme, erliegt nicht der Verführung durch die Bequemlichkeit. Auf dieser Reise trifft er in einer Höhle ein Ungeheuer mit nur einem Auge auf der Stirn.

Das Ungeheuer fragt ihn nach seinem Namen. ›Niemand‹, gibt Odysseus zur Antwort. Sie kämpfen, und es gelingt Odysseus, das einzige Auge des Ungeheuers mit dem Schwert zu durchbohren, und er verschließt die Höhle mit einem Felsbrocken. Als die Gefährten des Ungeheuers dessen Schreie hören, eilen sie ihm sofort zu Hilfe. Sie bemerken den Felsbrocken vor dem Eingang und fragen, wer bei ihm sei. ›Niemand! Niemand!‹ klagt das Ungeheuer. Da für sie alle keine Gefahr mehr besteht, gehen die Gefährten wieder weg, und Odysseus kann seinen Weg zu der Frau, die ihn erwartet, fortsetzen.«

»Dein Name ist also Odysseus?«

»Meine Name ist Niemand.«

Ich zitterte am ganzen Körper, als würden viele Nadeln in meine Haut dringen.

»Konzentriere dich auf die Kälte, bis du aufhörst zu zittern. Laß die Kälte dein ganzes Denken einnehmen, bis kein Raum mehr für etwas anderes da ist, bis sie sich in deinen Gefährten, deinen Freund verwandelt. Versuche nicht, sie zu beherrschen. Denke nicht an die Sonne, sonst wird es noch viel schlimmer − denn dann wird dir bewußt, daß es noch etwas anderes, die Hitze, gibt, und die Kälte wird spüren, daß sie unerwünscht und ungeliebt ist.«

Meine Muskeln spannten sich an und lockerten sich, um Energie zu erzeugen und so meinen Organismus am Leben zu halten. Aber ich tat, was Dos verlangte, denn ich vertraute ihm, seiner Ruhe, seiner liebevollen Art, seiner Autorität. Ich ließ zu, daß sich die Nadeln in meine Haut bohrten, daß meine Muskeln sich verkrampften, meine Zähne aufeinanderschlugen, während ich im Geiste immer wieder sagte: ›Kämpft nicht, die Kälte ist unser Freund.‹ Die Muskeln gehorchten mir nicht, und so verging fast eine Viertelstunde, bis sie an Kraft verloren und aufhörten, meinen Körper zu schütteln. Ich verfiel in eine Art Dämmerzustand; ich wollte mich setzen, aber Mikhail hielt mich aufrecht, während Dos mit mir sprach. Seine Worte schienen aus weiter Ferne zu kommen, irgendwoher, von dort, wo die Steppe in den Himmel überging.

»Sei willkommen, Nomade, der du die Steppe durchquerst. Sei willkommen an dem Ort, an dem wir immer sagen, daß der Himmel

blau ist, auch wenn er grau ist, weil wir wissen, daß die Farbe jenseits der Wolken existiert. Sei willkommen in der Region des Tengri. Sei mir willkommen, denn ich bin hier, um dich zu empfangen und deine Suche zu ehren.«

Mikhail setzte sich auf den Boden, gab mir etwas zu trinken, was sofort mein Blut erwärmte. Dos half mir, mich anzuziehen, wir kletterten die singenden Dünen hinunter, bestiegen unsere Pferde und kehrten zu unserem improvisierten Camp zurück. Noch bevor Mikhail und Dos anfingen, das Essen zuzubereiten, war ich in einen tiefen Schlaf gefallen.

»Was ist los? Ist es immer noch nicht hell geworden?«

»Doch, schon lange. Es ist nur ein Sandsturm, keine Sorge. Setzen Sie Ihre Sonnenbrille auf, schützen Sie Ihre Augen.«

»Wo ist Dos?«

»Er ist nach Alma-Ata zurückgekehrt. Mich hat die Zeremonie gestern tief berührt. Eigentlich hätte er sie nicht durchführen müssen. Vielleicht war es ja auch verlorene Zeit für Sie, und außerdem hätten Sie sich fast eine Erkältung geholt. Hoffentlich haben Sie verstanden, daß er Ihnen damit zeigen wollte, wie willkommen Sie sind. Hier, nehmen Sie das Öl.«

»Ich habe zu lange geschlafen.«

»Es sind nur zwei Stunden zu Pferd. Wir werden ankommen, bevor die Sonne ihren höchsten Stand am Himmel erreicht hat.«

»Ich muß baden, mich umziehen.«

»Unmöglich. Wie denn, mitten in der Steppe? Gießen Sie Öl in den Topf, aber bieten Sie es erst der Herrin an − es ist nach dem Salz das wertvollste Gut.«

»Was bedeutet Tengri?«

»Das Wort bedeutet ›der Himmelskult‹, eine Art Religion ohne Religion. Die Buddhisten, die Hinduisten, die Katholiken, die Moslems und viele Sekten sind hier durchgezogen, Glauben und Aberglauben sind hier durchgezogen. Die Nomaden sind nur konvertiert, um Repressionen zu vermeiden, haben aber weiter eine Gottheit verehrt, die überall und zu allen Zeiten da ist. Man kann sie nicht aus der Natur herauslösen und sie in Bücher oder zwischen vier Wände stecken. Seit ich diesen Boden betreten habe, fühle ich mich besser, als hätte ich diese Stärkung tatsächlich gebraucht. Ich danken Ihnen, daß Sie mich mitgenommen haben.«

»Ich danke Ihnen, daß Sie mir Dos vorgestellt haben. Als er mich gestern geweiht hat, spürte ich, daß er ein ganz besonderer Mensch ist.«

»Er hat von seinem Großvater gelernt, der seinerseits von seinem Vater gelernt hat und so weiter. Der nomadische Lebensstil und das Fehlen einer Schriftsprache bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts haben dazu geführt, daß sich die Institution des ›Akyn‹ entwickelt hat. Ein Akyn ist eine Person, die sich an alles erinnern muß und die Geschichten weitergibt. Dos ist ein Akyn.

Wenn ich von ›Lernen‹ spreche, verstehe ich darunter nicht ›Wissen anhäufen‹. Die Geschichten des Akyn haben ebensowenig mit Daten, Namen oder Fakten zu tun. Es sind Legenden von Helden und Heldinnen, Tieren und Schlachten. Sie sind Symbole für das Wesen des Menschen, nicht nur seine Taten. Es ist nicht die Geschichte von Siegern und Besiegten, sondern von Menschen, die die Welt durchwandert, die Steppe betrachtet und sich von der Energie der Liebe haben berühren lassen. − Gießen Sie das Öl langsamer ein, sonst spritzt es.«

»Ich habe mich gesegnet gefühlt.«

»Ich würde mich auch gern so fühlen. Gestern habe ich meine Mutter in Alma-Ata besucht. Sie fragte, ob es mir gutgehe. Ich habe gelogen, ihr gesagt, es ginge mir ausgezeichnet, ich hätte in Paris eine sehr erfolgreiche Show. Heute kehre ich zu meinem Volk zurück, mir ist so, als wäre ich erst gestern aufgebrochen und hätte in der Zeit meiner Abwesenheit nichts Wichtiges vollbracht. Ich rede mit Bettlern, bin mit den Stämmen unterwegs, organisiere Treffen im Restaurant, und was kommt dabei heraus? Nichts. Ich bin nicht wie Dos, der von seinem Großvater gelernt hat, und manchmal denke ich, daß alles nur Halluzinationen sind und ich möglicherweise wirklich nur epileptische Anfälle habe, weiter nichts.«

»Vor einer Minute haben Sie mir noch dafür gedankt, daß ich Sie mitgenommen habe, und jetzt scheint es Sie unglücklich zu machen. Sie müssen sich für ein Gefühl entscheiden.«

»Ich fühle beides, ich brauche mich nicht zu entscheiden, ich kann mich zwischen gegensätzlichen Gefühlen, meinen Widersprüchen, hin- und herbewegen.«

»Ich möchte Ihnen etwas sagen, Mikhail. Auch ich habe mich zwischen gegensätzlichen Gefühlen hin- und herbewegt, seit ich Sie kennengelernt habe. Anfangs habe ich Sie gehaßt, dann habe ich gelernt, Sie zu akzeptieren, und daraus ist nach und nach Respekt geworden. Sie sind noch jung, und da ist dieses Gefühl von Ohnmacht vollkommen normal. Ich weiß nicht, wie viele Menschen Ihre Arbeit bislang berührt hat, aber eines kann ich Ihnen versichern: Sie haben mein Leben verändert.«

»Ihnen ging es doch nur darum, Ihre Frau zu finden.«

»Das stimmt immer noch. Aber dazu habe ich mehr als nur die Steppen Kasachstans durchquert: Ich bin durch meine Vergangenheit gegangen, habe gesehen, wo ich etwas falsch gemacht habe, wo ich stehengeblieben bin, habe den Augenblick erkannt, in dem ich Esther verloren habe. Ich habe Dinge erlebt, die ich in meinem Alter nicht mehr erwartet hatte. Alles das, weil Sie bei mir waren und mich geführt haben, ohne daß es Ihnen bewußt war. Und noch etwas. Ich glaube tatsächlich, daß Sie Stimmen hören. Ich glaube, daß Sie als Kind Visionen gehabt haben. Ich habe immer an viele Dinge geglaubt, aber jetzt glaube ich an noch viel mehr.«

»Sie sind nicht mehr der, den ich kennengelernt habe.«

»Das bin ich wirklich nicht. Ich hoffe, Esther freut sich darüber.«

»Freuen Sie sich denn?«

»Und wie!«

»Das reicht. Lassen Sie uns etwas essen und darauf warten, daß sich der Sturm legt und wir weiterreiten können.«

»Stellen wir uns dem Sturm!«

»In Ordnung. Doch aufgepaßt: Der Sturm ist kein Zeichen, er ist nur die Folge der Zerstörung des Aralsees.«

Die Wut des Windes ließ nach, und die Pferde kamen jetzt schneller voran. Wir gelangten in eine Art Schlucht, und die Landschaft veränderte sich vollkommen. An die Stelle des unendlichen Horizonts traten hohe, kahle Felsen. Zu meiner Rechten entdeckte ich einen Busch, an den lauter Schleifen gebunden waren.

»Hier war es! Haben Sie hier ...?«

»Nein. Mein Busch wurde zerstört.«

»Und was ist das hier?«

»Ein Ort, an dem etwas sehr Wichtiges geschehen sein muß.«

Er stieg vom Pferd, öffnete den Rucksack, zog ein Messer heraus und schnitt ein Stück von seinem Hemdärmel ab, band es an einen Zweig. Sein Blick veränderte sich, vielleicht, weil ›es‹ an seiner Seite war, aber ich mochte ihn nicht fragen.

Ich tat es ihm nach. Ich bat um Schutz, Hilfe, spürte auch eine ›Anwesenheit‹ an meiner Seite: meinen Traum, meine lange Rückkehr zu der Frau, die ich liebte.

Wir stiegen wieder auf. Er erzählte mir nicht, worum er gebeten hatte, und ich erzählte ihm nichts von meiner Bitte. Fünf Minuten später tauchte eine kleine Ortschaft mit weißen Häusern auf. Ein Mann erwartete uns, wandte sich an Mikhail. Nachdem sie sich eine Weile auf russisch unterhalten hatten, ging der Mann wieder.

»Was wollte er?«

»Er wollte, daß ich zu ihm nach Hause gehe und seine Tochter heile. Nina muß gesagt haben, daß ich heute komme, und die alten Leute erinnern sich noch an die Visionen.«

Mikhail wirkte plötzlich unsicher. Niemand war zu sehen. Die Leute arbeiteten entweder, oder sie waren beim Essen. Wir überquerten die Hauptstraße, die zu einem weißen Gebäude inmitten eines Gartens führte.

»Vergessen Sie nicht, was ich Ihnen heute morgen gesagt habe, Mikhail. Möglicherweise sind Sie nur ein Epileptiker, der sich weigert, seine Krankheit zu akzeptieren, und dessen Unterbewußtsein eine ganze Geschichte um sie herum geschaffen hat. Aber es kann ebensogut sein, daß Sie eine Mission auf Erden haben: den Menschen beizubringen, ihre eigene Geschichte zu vergessen, offener für die Liebe als reine, göttliche Energie zu sein.«

»Ich verstehe Sie nicht. Während all der Monate, die wir uns jetzt kennen, haben Sie nur von diesem Augenblick gesprochen − Esther wiederzusehen. Und plötzlich, seit heute morgen, scheinen Sie sich mehr Sorgen um mich zu machen. Hat das mit dem Ritual zu tun, das Dos mit Ihnen durchgeführt hat?«

»Ganz bestimmt.«

Eigentlich wollte ich sagen: Ich habe wahnsinnige Angst. Ich wollte an alles denken, nur nicht daran, was in den nächsten Minuten geschehen würde. In dieser Stunde war ich der großzügigste Mensch auf Erden. Weil ich meinem Ziel nahe war, hatte ich Angst vor dem, was mich erwartete, und meine Reaktion darauf war, anderen helfen zu wollen, Gott zu zeigen, daß ich ein guter Mensch war, daß ich den Segen verdiente, den ich unter so großen Mühen zu erhalten versuchte.

Mikhail stieg vom Pferd und bat mich, ebenfalls abzusteigen.

»Ich werde zum Haus des Mannes mit der kranken Tochter gehen und mich um Ihr Pferd kümmern, solange Sie mit Esther reden.«

Er wies auf das kleine weiße Haus inmitten der Bäume.

»Da.« Ich tat alles, um die Fassung zu bewahren.

»Webt sie dort ihre Teppiche?«

»Ja. Und sie gibt Französischunterricht. Übrigens sind das sehr komplizierte Teppiche, obwohl sie schlicht aussehen, sind sie wie die Steppe: Die Farben werden aus Pflanzen gewonnen, die zu einer ganz bestimmten Zeit geschnitten werden müssen, sonst verlieren sie ihre Eigenschaften. Dann wird Schafwolle auf dem Boden verteilt, mit heißem Wasser übergössen und noch naß gesponnen. Wenn die Sonne

sie getrocknet hat, wird mit dem Weben begonnen.

Am Ende werden die Teppiche von Kindern bestickt. Die Hände der Erwachsenen sind zu groß für die feinen Stickereien.«

Er machte eine Pause.

»Und nun kommen Sie mir nicht mit dummen Bemerkungen über Kinderarbeit: Das ist eine Tradition, die gewahrt werden muß.«

»Wie geht es ihr?«

»Ich weiß es nicht. Ich habe seit etwa einem halben Jahr nicht mehr mit ihr gesprochen.«

»Mikhail, das ist mehr als ein Zeichen: die Teppiche.«

»Teppiche?«

»Erinnern Sie sich noch, daß Dos gestern meinen neuen Namen wissen wollte und ich die Geschichte eines Kriegers erzählt habe, der auf der Suche nach seiner Liebsten zu einer Insel zurückkehrt? Die Insel heißt Ithaka, die Frau Penelope. Was macht Penelope, seit Odysseus in den Krieg gezogen ist? Sie webt. Da Odysseus aber länger wegbleibt als erwartet, löst sie nachts das Gewebte wieder auf und beginnt am nächsten Morgen ihre Webarbeit aufs neue.

Penelope hat viele Freier, aber sie träumt von der Rückkehr dessen, den sie liebt. Als sie schließlich des Wartens müde geworden ist und ein letztes Mal mit dem Weben ihres Tuches beginnt, kehrt Odysseus heim.«

»Nun ist der Name dieses Ortes aber nicht Ithaka. Und die Liebste heißt auch nicht Penelope.«

Mikhail hatte die Geschichte nicht verstanden, es lohnte nicht, ihm zu erklären, daß ich sie nur als Beispiel anführte. Ich überließ ihm mein Pferd, ging die hundert Meter, die mich von dem Menschen trennten, der einmal meine Frau gewesen war, sich in den Zahir verwandelt und jetzt wieder zu der Liebsten geworden war, von der alle Männer träumen, daß sie sie erwartet, wenn sie aus dem Krieg oder von der Arbeit zurückkehren.

Ich bin dreckig. Meine Kleider und mein Gesicht sind voller Sand, mein Körper verschwitzt, obwohl es ziemlich kalt ist.

Ich denke an mein Aussehen, das Oberflächlichste der Welt − als hätte ich den langen Weg zu meinem persönlichen Ithaka nur zurückgelegt, um neue Kleider vorzuführen. Auf diesen hundert Metern, die mir noch fehlen, muß ich mich anstrengen, an alles Wichtige denken, das geschehen ist, seit sie − oder ich − weg war.

Was soll ich sagen, wenn wir uns sehen? Wie oft habe ich mir das überlegt! Vielleicht »Ich habe lange auf diesen Augenblick gewartet« oder »Ich habe begriffen, daß ich mich nicht richtig verhalten habe«,

»Ich bin gekommen, um dir zu sagen, daß ich dich liebe« oder aber »Du bist noch schöner als je zuvor«.

Ich entscheide mich für »Hallo«. Als wäre sie nie gegangen. Als wäre nur ein Tag verstrichen und nicht zwei Jahre, neun Monate, elf Tage und elf Stunden.

Sie muß erkennen, daß ich mich geändert habe, während ich durch dieselben Orte gewandert bin wie sie vor mir, von denen ich bis dahin nichts gewußt oder für die ich mich nie interessiert hatte. Ich hatte den blutigen Stoffetzen in der Hand eines Obdachlosen gesehen, in den Händen junger Menschen, die in einem Restaurant in Paris auftraten, in den Händen eines Malers und meines Arztes und in denen eines jungen Mannes, der behauptete, er habe Visionen und höre Stimmen. Während ich ihren Spuren folgte, lernte ich die Frau kennen, die ich geheiratet hatte, und entdeckte den Sinn meines Lebens wieder, der sich so sehr verändert hatte und sich jetzt noch einmal veränderte.

Obwohl ich so lange verheiratet gewesen war, hatte ich meine Frau nie richtig gekannt. Ich hatte eine ›Liebesgeschichte‹ erfunden, wie man sie im Film und im Fernsehen, in Büchern und in Zeitschriften vorgeführt bekam, wo die ›Liebe‹ etwas ist, was wächst, eine bestimmte Größe erreicht und dann nur noch am Leben erhalten wird wie eine Pflanze, die man hin und wieder begießt und deren verwelkte Blätter man abzupft. ›Liebe‹ war auch ein Synonym für Zärtlichkeit, Sicherheit, Prestige, Bequemlichkeit, Erfolg. ›Liebe‹ übersetzte sich in Lächeln, in Worte wie »Ich liebe dich« oder »Ich finde es wunderbar, wenn du nach Hause kommst«.

Aber die Dinge waren verworrener als angenommen: Manchmal liebte ich Esther hingebungsvoll, wenn ich eine Straße überquerte, und wenn ich auf der anderen Seite angelangt war, fühlte ich mich bereits gefangen, traurig, weil ich mit jemandem verbunden war und zugleich wild auf Abenteuer. Und dann dachte ich: »Ich liebe sie nicht mehr.« Und wenn die Liebe danach mit der gleichen Intensität zurückkehrte, hatte ich Zweifel und sagte mir: »Ich glaube, alles ist nur Gewohnheit.«

Esther hatte womöglich das gleiche gedacht und sich gesagt: »Was für ein Unsinn, wir sind glücklich, wir können den Rest des Lebens so verbringen.« Sie hatte ja dieselben Geschichten gelesen, dieselben Filme gesehen, dieselben Fernsehserien, in denen nie die Rede davon gewesen war, Liebe sei mehr als ein Happy-End. Warum sollte man da sich selbst gegenüber nicht toleranter sein? Wenn Esther sich jeden Morgen erneut sagen würde, daß sie mit ihrem Leben zufrieden war, würde sie es dann am Ende nicht nur selbst glauben, sondern alles daransetzen, damit die Menschen um sie herum es auch glaubten?

Aber Esther dachte anders. Sie handelte anders. Sie versuchte, mir zu

zeigen, was ich nicht sehen konnte − ich mußte sie verlieren, um zu begreifen, daß nichts süßer ist, als das, was man verliert, wiederzufinden. Und jetzt war ich hier, ging durch die Straße eines verschlafenen, kalten Dorfes, legte ihretwegen erneut einen Weg zurück. Der erste und wichtigste Faden des Netzes, das mich an sie band − »alle Liebesgeschichten sind gleich« −, war gerissen, als ich von einem Moped durch die Luft geschleudert worden war.

Im Krankenhaus hatte die Liebe zu mir gesprochen: »Ich bin alles und nichts. Ich bin wie der Wind und kann nicht hinein, wo Fenster und Türen geschlossen sind.«

Ich hatte der Liebe geantwortet: »Aber ich bin offen für dich.«

Und sie hatte zu mir gesagt: »Der Wind kann nicht in dein Haus, da Fenster und Türen verschlossen sind. Die Möbel werden sich mit Staub bedecken, die Feuchtigkeit wird am Ende die Bilder zerstören und die Wände fleckig machen. Du wirst weiteratmen, du wirst einen Teil von mir kennen − aber ich bin kein Teil, ich bin das Ganze, und das wirst du nie kennenlernen.«

Ich bemerkte, daß die Möbel verstaubten, die Bilder vor Feuchtigkeit verschimmelten, und mir blieb nichts anderes übrig, als Fenster und Türen zu öffnen. Als ich das getan hatte, fegte der Wind hindurch. Ich wollte meine Erinnerungen behalten, schützen, was ich unter solchen Mühen erreicht hatte, aber alle Dinge waren verschwunden und ich selbst leer wie die Steppe.

Ich begriff, warum Esther hierhergekommen war: um leer zu werden wie die Steppe.

Und weil ich leer war, kam der Wind herein und brachte Neues mit sich, Geräusche, die ich nie zuvor gehört hatte, Leute, mit denen ich nie zuvor geredet hatte. Ich war wieder von der Begeisterung von einst erfüllt, da ich mich von meiner eigenen Geschichte befreit, den ›Resignationspunkt‹ überschritten, in mir einen Mann entdeckt hatte, der imstande war, andere so zu segnen, wie die Nomaden und Schamanen der Steppe ihresgleichen segneten. Ich fand heraus, daß ich viel besser und zu viel mehr fähig war, als ich gedacht hatte, und daß das Alter nur den Rhythmus derer verlangsamt, die nie den Mut hatten, ihren eigenen Rhythmus zu finden.

Eines Tages hatte mich meine Frau auf eine lange Wallfahrt geschickt, damit ich meinen Traum fand. Viele Jahre später hatte mich dieselbe Frau wieder gezwungen aufzubrechen, diesmal, um den Mann zu finden, der sich auf dem Weg verloren hatte.

Jetzt denke ich über all das nach − nur nicht über das Wesentliche. Ich singe vor mich hin, frage mich, warum hier keine Autos geparkt sind, merke, daß einer meiner Schuhe kaputt ist und meine

Armbanduhr noch die mitteleuropäische Zeit anzeigt.

Dies alles, weil die Frau, meine Frau, meine Führerin und die Liebe meines Lebens jetzt nur noch wenige Schritte entfernt ist; jedes Thema hilft, um vor der Realität zu fliehen, die ich so sehr gesucht habe, der zu stellen ich mich aber jetzt fürchte.

Ich setze mich auf die Stufen, die zum Haus hinaufführen, rauche eine Zigarette. Ich überlege, ob ich nach Frankreich zurückkehren soll. Ich bin an meinem Ziel angelangt, warum sollte ich noch weiter gehen?

Ich stehe auf, meine Beine zittern. Anstatt den Rückweg anzutreten, wische ich, so gut es geht, den Sand von Kleidern und Gesicht, lege die Hand auf den Türgriff und trete ein.

Weil ich weiß, daß ich die Frau, die ich liebe, vielleicht für immer verloren habe, fällt es mir schwer, die Gnade zu genießen, die mir Gott heute zuteil werden ließ. Mit der Gnade kann man nicht haushalten. Es gibt keine Bank, auf der ich sie horten kann, bis ich meinen inneren Frieden wiedergefunden habe. Wenn ich diese Gnade jetzt nicht nutze, ist sie unwiederbringlich verloren.

Gott weiß, daß wir Künstler sind. An einem Tag gibt Gott uns einen Meißel zum Bildhauern, an einem anderen Pinsel und Farbe zum Malen oder Papier und Stift zum Schreiben. Es wird mir niemals gelingen, den Meißel zum Malen oder den Pinsel zum Bildhauern zu benutzen. Daher muß ich, auch wenn es schwerfällt, die kleinen Gnaden des Heute annehmen, die mir jetzt wie ein Fluch vorkommen, weil ich leide. Aber es ist ein schöner Tag, die Sonne scheint und die Kinder auf der Straße singen. Nur so wird es mir gelingen, aus meinem Schmerz herauszufinden und mein Leben wiederaufzubauen.

Der Raum war lichtdurchflutet. Esther hob den Blick, als ich hereinkam, lächelte und fuhr fort, den Frauen und Kindern, die inmitten von bunten Stoffen auf dem Boden saßen, weiter aus ›Zerreißen hat seine Zeit, Zunähen hat seine Zeit‹ vorzulesen. Jedesmal, wenn Esther eine Pause machte, wiederholten sie den Abschnitt, ohne von ihrer Arbeit aufzuschauen.

Ich spürte einen Kloß im Hals, mußte mich zusammennehmen, um nicht sofort in Tränen auszubrechen, und von nun an fühlte ich nichts mehr. Ich schaute nur auf diese Szene, hörte, umgeben von Farben, von Licht, von Menschen, die ganz in ihr Tun versunken waren, meine Wort aus Esthers Mund.

Denn letztlich ist, wie ein persischer Weiser gesagt hat, die Liebe eine Krankheit, von der sich niemand befreien will. Wen sie erfaßt, der versucht nicht, gesund zu werden, und wer leidet, will nicht geheilt werden.

Esther schlug das Buch zu. Die Leute blickten auf und sahen mich.

»Ich werde einen Spaziergang mit diesem Freund machen, der gerade angekommen ist«, sagte sie zu der Gruppe. »Für heute ist der Unterricht zu Ende.«

Alle begrüßten mich fröhlich. Esther kam zu mir, küßte mich auf die Wange, nahm meinen Arm, und wir gingen hinaus.

»Hallo«, sagte ich.

»Ich habe auf dich gewartet«, sagte sie.

Ich umarmte sie, legte meinen Kopf an ihre Schulter und fing an zu weinen. Sie strich mir übers Haar, und die Art, wie sie mich berührte, ließ mich begreifen, was ich mich zu begreifen weigerte, ließ mich akzeptieren, was ich zu akzeptieren mich weigerte.

»Ich habe auf vielerlei Art gewartet«, sagte sie, als sie sah, daß meine Tränen versiegten. »Als verzweifelte Frau, die weiß, daß ihr Mann ihre Schritte nie begriffen hat, nie hierherkommen wird, und die deshalb zurückfliegen mußte, um bei der nächsten Krise wieder abzureisen und zurückzukommen, abzureisen und zurückzukommen ...«

Der Wind hatte nachgelassen, die Bäume lauschten ihren Worten.

»Ich habe gewartet wie Penelope auf Odysseus. Die Leere der Steppe war voller Erinnerungen an dich, an die Augenblicke, die wir gemeinsam erlebt, an die Länder, die wir zusammen bereist haben, an unsere Freuden, unsere Streitereien. Dann schaute ich zurück auf die Spuren, die meine Schritte hinterlassen hatten, und sah dich nicht.

Ich habe viel gelitten. Mir war klar, daß ich einen Weg ohne Wiederkehr eingeschlagen hatte. Ich bin zu dem Nomaden gegangen, den ich einmal kennengelernt hatte, bat ihn, mich zu lehren, meine eigene Geschichte zu vergessen, mich der Liebe zu öffnen, die allerorts gegenwärtig ist. Ich begann, die Tengri-Tradition bei ihm zu lernen. Eines Tages blickte ich zur Seite und sah diese Liebe in den Augen eines Malers namens Dos.«

Ich sagte nichts.

»Ich war sehr verletzt, glaubte, nie wieder lieben zu können. Er sagte nicht viel, brachte mir ein paar Brocken Russisch bei und erzählte mir, daß die Menschen in der Steppe, um den Himmel zu beschreiben, immer das Wort blau benutzen, selbst wenn er grau war − weil sie wissen, über den Wolken ist er weiterhin blau. Dos hat mich bei der Hand genommen und mir geholfen, diese Wolken zu durchbrechen. Er lehrte mich, mich selber zu lieben, bevor ich ihn liebte. Er zeigte mir, daß mein Herz in meinem und in Gottes Dienst stand und nicht in dem anderer Menschen.

Dos sagte auch, meine Vergangenheit werde mich immer begleiten,

aber je mehr ich mich von den Fakten befreite und mich nur auf die Gefühle konzentrierte, desto besser würde ich verstehen, daß es in der Gegenwart immer Räume gibt, die so groß sind wie die Steppe und die es mit mehr Liebe und mehr Lebensfreude zu füllen gilt.

Schließlich erklärte er mir, daß das Leiden wächst, wenn wir von den anderen erwarten, daß sie uns so lieben, wie wir es uns vorstellen, und nicht so, wie die Liebe sich offenbaren muß − frei, ohne Kontrolle, indem sie uns mit ihrer Kraft leitet und verhindert, daß wir stehenbleiben.«

Ich hob den Kopf von ihrer Schulter und sah sie an.

»Und liebst du ihn?«

»Ich habe ihn geliebt.«

»Und liebst du ihn immer noch?«

»Glaubst du allen Ernstes, daß ich, wenn ich einen anderen Mann liebte, noch hier wäre, nachdem ich erfahren habe, daß du hierher unterwegs bist?«

»Ich denke nicht. Ich glaube, du hast den ganzen Morgen darauf gewartet, daß sich die Tür öffnet.«

»Und warum stellst du mir dann so dumme Fragen?«

Aus Unsicherheit, dachte ich.

»Ich bin schwanger.«

Für mich brach eine Welt zusammen. Aber nur eine Sekunde lang.

»Dos?«

»Nein. Jemand, der kam und ging.«

Ich lachte, obwohl mir bang ums Herz war.

»Nun, hier an diesem Ende der Welt gibt es ja auch nicht viel zu tun.«

»Es ist nicht das Ende der Welt«, antwortete Esther und lachte auch.

»Aber vielleicht wird es jetzt Zeit für dich, nach Paris zurückzukehren. Jemand von der Redaktion hat angerufen und sich erkundigt, wo du zu erreichen bist. Sie wollen von dir eine Reportage über eine NATO-Mission in Afghanistan. Du mußt ihnen sagen, daß du nicht kannst.«

»Wieso kann ich nicht?«

»Du bist schwanger! Möchtest du etwa, daß das ungeborene Kind den negativen Energien des Krieges ausgesetzt wird?«

»Glaubst du, meine Schwangerschaft wird mich davon abhalten, zu arbeiten? Und außerdem, warum machst du dir Sorgen? Du hast nichts dazu beigetragen.«

»Habe ich das nicht? Bist du nicht meinetwegen hier gelandet?«

Da zog sie aus der Tasche ihres weißen Kleides ein blutbeflecktes Stück Stoff und gab es mir mit Tränen in den Augen.

»Das ist für dich. Ich hatte Sehnsucht nach unseren Streitereien.«

Und nach einer Pause:

»Bitte Mikhail, noch ein Pferd zu besorgen.«

Ich hielt sie bei den Schultern und segnete sie, so wie ich gesegnet worden war.

Anmerkungen des Autors

Ich habe *Der Zahir* zwischen Januar und Juni 2004 während meiner eigenen langen Reise durch diese Welt geschrieben. Teile des Buches wurden in Paris, andere in Saint-Martin, Madrid, Barcelona, Amsterdam, in Alma-Ata und in der Steppe Kasachstans geschrieben.

Ich möchte meinen französischen Verlegern, Anne und Alain Carriere, dafür danken, die mir alle Informationen zu den im Buch zitierten französischen Gesetzen beschafft haben.

Von der ›Gefälligkeitsbank‹ habe ich zum ersten Mal in Tom Wolfes Roman Fegefeuer der Eitelkeiten gelesen. Das Buch, das Esther liest und das die Geschichte von Fritz und Hans in Tokio erzählt, heißt Ishmael und ist von Daniel Quinn. Der Mystiker, den Marie zitiert, ist Kenan Rifai. Die meisten Dialoge des ›Stammes‹ in Paris habe ich von jungen Leuten, die zu ähnlichen Gruppen gehören. Einige haben ihre Texte ins Internet gestellt, aber es ist unmöglich, die Autorschaft festzustellen.

Die Verse, die die Hauptfigur in seiner Kindheit gelernt hat und an die er sich im Krankenhaus erinnert (»Wenn der von den Menschen Ungeliebte kommt ...«), stammen aus dem Gedicht Consoada des Brasilianers Manuel Bandeira. Einige der Bemerkungen Maries im Anschluß an die Szene, in der die Hauptfigur zum Bahnhof fährt, um den Schauspieler abzuholen, entstammen einem Gespräch mit der schwedischen Schauspielerin Agneta Sjodin. Die Vorstellung, die eigene Geschichte zu vergessen, ist uns aus vielen Initiationsriten bekannt; Carlos Castañeda entwickelt sie auch in seinem Buch Reise nach Ixtlán. Das Gesetz von Jante wurde vom dänischen Schriftsteller Aksel Sandemose in seinem Roman Ein Flüchtling kreuzt seine Spur beschrieben.

Zwei Menschen, deren Freundschaft eine große Ehre für mich ist, sind Dmitry Voskboynikov und Evgenia Dosuk; sie haben alles Nötige dafür getan, daß ich Kasachstan besuchen konnte.

In Alma-Ata durfte ich Ingali Tasmagambetov, den Autor des Buches Die Zentauren der Großen Steppe und großen Kenner der lokalen Kultur, kennenlernen; er konnte mir eine Reihe wichtiger Informationen über die politische und kulturelle Situation Kasachstans in der Vergangenheit und heute vermitteln. Ich danke auch dem Präsidenten der Republik, Nursultan Nasarbajew, für seinen großartigen Empfang und nutze die Gelegenheit, ihn dafür zu beglückwünschen, daß er, obwohl er die Technologie für Atomtests besaß, diese eingestellt und sich dafür entschieden hat, in seinem Land

das gesamte Atomarsenal zu vernichten.

Schließlich verdanke ich meine magische Erfahrung in der kasachischen Steppe drei Menschen, die mich begleitet und sehr viel Geduld aufgebracht haben: Kaisar Alimkulov, Dos (Dosbol) Kasymov, einem sehr talentierten Maler, der mich zu der Person inspiriert hat, die am Ende des Buches auftaucht, und Marie Nimirovskaya, die anfangs nur meine Dolmetscherin war, aber bald schon eine Freundin wurde.

Zentaur 2005-05-16